

# Handbücher zur Missionskunde

— fünfter Band —

## Missionslose Länder

Ungelöste Missionsaufgaben

---

von

D. S. M. Zwemer



Basel

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

1912

# Missionslose Länder

Ungelöste Missionsaufgaben



Von

D. S. M. Zwemer

---

Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Luise Öhler  
mit einem Vorwort von D. Jul. Richter.



Basel

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

1912

**Copyright 1912 by  
Basler Missionsbuchhandlung**

## Vorrede.

Die umfassenden, wissenschaftlichen Vorarbeiten der Edinburger Weltmissionskonferenz werden auf mancherlei Weise aus den Schichten des neunbändigen Konferenzwerkes und der umfassenden, ihm zu Grunde liegenden Korrespondenzen gehoben und in gangbare Münze umgesetzt. Als eine besonders bequeme und angemessene Form empfiehlt sich dazu das „Missionsstudienbuch“, — beruhen doch diese Arbeiten ihrerseits auf eindringenden Studien und sind in hohem Maße geeignet, auch wieder dazu anzuregen. So hat Dr. John Mott sein klassisches, in der ganzen evangelischen Welt verbreitetes Missionsstudienbuch „Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir“, Dr. Robert Speer für Nordamerika auf Grund des Kommissionsberichts IV „The Light of the World“ geschrieben. D. Samuel Zwemer war ein tätiges Mitglied der Spezial-Kommission, welche untersuchte, inwieweit die nichtchristliche Welt entweder noch gar nicht oder in unzureichender Weise von der evangelischen Mission erreicht und in dieselbe einbezogen ist. Niemand zweifelt heute mehr daran, daß wir — mit Prof. D. Warned zu reden — aus dem Missionsjahrhundert in das Jahrhundert der Weltmission eingetreten sind. Die gesamte nichtchristliche Welt liegt im Gesichtskreise der christlichen Völker Europas. Wie Weltverkehr und Welthandel, koloniale Expansion und Weltpolitik die gesamte Menschheit, alle Erdteile in ihren Bereich ziehen und mit ihren Einflüssen durchdringen, so würde die von ihrem Meister an die Menschheit gewiesene Mission hinter ihrer göttlich geordneten Aufgabe zurückbleiben und die einzigartige Gelegenheit versäumen, wenn sie nicht in die Weite und Tiefe der Welt hinauswüchse. Da ist es zeitgemäß und

wichtig, einen Überblick zu gewinnen, welche ungeheuren Gebiete der Welt zur Zeit noch nicht besetzt, noch „missionslos“ sind, warum sie bisher in den Bereich der Mission noch nicht einbezogen sind, in welchen sozialen und religiösen Verhältnissen sie sich befinden, welche Gelegenheiten und welche Schwierigkeiten sie bieten. Über das alles gibt D. Zwemers Buch zusammenfassende Auskunft. Es ist gleichsam eine Ergänzung großen Stils zu Dr. John Motts „Entscheidungsstunde“ und sollte nach diesem in Missionsstudienkursen und -kreisen bearbeitet werden.

D. Samuel Zwemer ist auch in Deutschland kein Fremder. In allen Kirchen Nordamerikas bekannt als der Herold und beredte Wortführer der Mohammedanermissionen, in der ganzen protestantischen Welt angesehen als einer der bedeutendsten und kundigsten Vertreter der protestantischen Missionsinteressen in der Welt des Islam, fühlt er sich uns Deutschen in vielen Stücken besonders geistesverwandt. Mit uns teilt er die erwärmende Gemühtiefe, die Lust an eindringender wissenschaftlicher Arbeit, an klarer Problemstellung und reinlicher Durcharbeitung. Dem trefflichen Buche meines verehrten und geliebten Freundes ein Wort des Geleits mit auf den Weg zu geben, ist mir Freude und Ehre.

Schwanebeck-Beitzig; Palmsonntag 1912.

D. Julius Richter.

---



## 1. Kapitel.

### Das Herz zweier Weltheile.

Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker. Jes. 60, 2.

Einst war die ganze Welt ein missionsloses Gebiet. Die christliche Mission hatte noch nicht begonnen; der erste Missionar kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Er hat uns selbst gesagt: „Der Acker ist die Welt“, und der Anspruch des Christentums gilt der ganzen Welt. Der Auftrag Christi an seine Jünger erstreckt sich über die ganze Erde, und das Christentum hat zu allen Zeiten und allen Völkern gegenüber erklärt, es sei die einzige und die allgenugsame Religion. Dieser Anspruch muß in die Tat umgesetzt werden; wir müssen das Evangelium allen Menschen bringen.

Als Saulus auf der Straße nach Damaskus in einem Gesicht den auferstandenen Herrn sah und als er von seinen Lippen den großen Befehl hörte, da war die ganze römische Welt mit Ausnahme von Palästina unbefetztes Missionsgebiet. Der Apostel der Heiden begann sein Werk in Damaskus und Antiochia; dann drang er, vom Geist getrieben, in ferne Länder vor, predigte das Evangelium von Jerusalem bis nach Äthiopien und entwarf den Plan, von Rom in das entlegene Spanien zu

reisen. Weil sein Blick die Welt umspannte, weil er wußte, wie dringend das Werk war, darum schrieb er an die Christen in Rom: „Ich habe mich sonderlich geflissen, das Evangelium zu predigen, wo Christi Name nicht bekannt war, auf daß ich nicht auf einen fremden Grund bauete, sondern wie geschrieben stehet: Welchen nichts ist verkündigt, die sollen's sehen, und welche nicht gehöret haben, sollen's verstehen.“ (Römer 15, 20. 21.)

Das Werk, das Paulus sich vorgesetzt und begonnen hatte, setzten seine Gefährten und Nachfolger fort, und schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war die Verbreitung des Christentums eine übernatürliche Erscheinung in der Geschichte. Trotzdem war am Ende des apostolischen Zeitalters der größte Teil der Welt noch unbeseht.

Die neuzeitliche Missionsbewegung begann im 18. Jahrhundert. Im Jahr 1705 gingen die ersten deutschen Missionare, Ziegenbalg und Plütschau, (sie waren aus dem Halle'schen Pietismus hervorgegangen) nach Indien, in die damals dänische Besizung Trankebar, und 1732 gingen die ersten Missionare der Brüdergemeine, Dober und Nixschmann, nach St. Thomas in Westindien. In England wirkte der Baptist Carey bahnbrechend. Er ging 1793 nach Indien. Schon vorher hatte er die Missionsaufgaben erkannt und eine treffliche, kurzgefaßte Darstellung der Verhältnisse und Bedürfnisse der nicht-christlichen Welt veröffentlicht.\*) Damals hatten Entdeckungs- und Forschungsreisen den Gesichtskreis der Mission erweitert, und die Welt war christlicher als zu den Zeiten des Paulus; aber noch war sie weithin unbekannt, teilweise unentdeckt und nur sehr spärlich durch die Mission beseht. Afrika war unerforscht und China uner-

\*) William Carey, An enquiry into the obligations of Christians to use means for the conversion of the heathen. (London 1892, neuer Abdruck.)

schlossen, Innerasien unbesucht und die Hauptmissionsgebiete von heute waren durch scheinbar unüberwindliche Schranken und Schwierigkeiten verschlossen.

Heute, am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, hat die Mission so ungeheure Fortschritte gemacht, daß viele meinen, es seien jetzt alle Türen offen, und es handle sich bei der Evangelisation eigentlich nur um die zweckmäßigste Art Mission zu treiben und um eine genügende Menge von Menschen und Mitteln. Man hat sogar behauptet, Tibet sei das einzige Land, in das noch kein christlicher Missionar eingedrungen sei. Allein so liegt die Sache noch nicht.

Wir betrachten zwar mit Freuden die beispiellosen Fortschritte des Missionswerks in den letzten Jahren; wir sehen, daß sich der Kirche die Möglichkeit bietet, ganze Völker zu gewinnen; aber wenn unser Feldzugsplan umfassend sein soll, so dürfen wir die Tatsache nicht übersehen, daß nicht nur noch viele Arbeit unvollendet, sondern auch vieles noch nicht einmal angefangen ist. Es gibt noch viele Teile der Welt und große Volksmassen ohne eigentliche Mission; Gebiete, wo sich die Mächte des Bösen in ihrem Besitz so sicher fühlen, als ob der Heiland nie gesiegt hätte; wo die Verschmachtenden niemals von dem Brot gehört haben, das vom Himmel gekommen ist, um den Hunger der Welt zu stillen; wo die Finsternis des Aberglaubens und Irrtums niemals durch die Fackel der Zivilisation oder das Licht des Evangeliums erleuchtet worden ist.

Wenn wir versuchen, einen Überblick über die von der Mission noch unerreichten Millionen zu gewinnen, so ergibt sich eine Zweiteilung der noch unbebauten Teile des Weltackers. Erstens gibt es weite Gebiete, Länder oder Provinzen, die von der Missionsarbeit überhaupt unberührt und bis jetzt von keiner der vorhandenen Missionsgesellschaften in ihren Plan aufgenommen sind;

zweitens gibt es viele kleinere Teile von Ländern oder Provinzen, deren Besetzung manchmal schon von einer Mission ins Auge gefaßt, aber noch nicht ausgeführt ist, die aber oft auch noch ganz vergessen sind. Die erstern sind unbesezt infolge von Hindernissen, Schwierigkeiten und Schranken, die in der Natur des Landes und Volkes, in politischen Verhältnissen u. dgl. liegen; die letzteren sind meist in der Nähe oder innerhalb von Missionsgebieten; sie sind nur noch nicht besetzt, weil es an Menschen und an Geld fehlt.

Von der ersten Art sprechen wir in diesem Kapitel und im Anfang des folgenden, während wir uns am Schluß des zweiten Kapitels mit Gebieten der zweiten Art beschäftigen wollen. Ein drittes Kapitel soll dann besonders von den unbesezten Gebieten in den deutschen Kolonien handeln.

Es ist eine schmerzliche Tatsache, daß nach einer jahrhundertelangen Missionsarbeit das, was man das Herz der großen Weltteile Asien und Afrika nennen kann, noch zu den unbesezten Gebieten gerechnet werden muß. In Innerasien ist eine geradezu erschreckend große Länderstrecke noch unbesezt. „Beginnen wir in der Mandchurei, ungefähr beim 125. Grad östlicher Länge, so haben wir die Provinz Heilungkiang mit 1 500 000 Einwohnern, die ganz ohne Mission sind. Weiter westwärts in der Wüste Gobi und der Mongolei leben wenigstens zweieinhalb Millionen missionsloser mongolischer Nomaden. Noch mehr gegen Westen haben wir die chinesische Provinz Sintschiang mit Chinesisch Turkestan (Ostturkestan), Kuldtscha, der Dsungarei und dem äußeren Kansu, mit einer Bevölkerung von wenigstens 1 000 000 Seelen. Nur drei kleine Vorposten der Mission — in Tarkand, Kaschggar und Urumtschi — verbreiten etwas Licht in der sonst durch nichts erhellenen Nacht dieses weiten Gebiets. Gehen wir südwärts durch Kansu, so kommen wir nach Tibet,

das mit seinen 6 000 000 Einwohnern noch gänzlich ohne Mission ist. Westlich davon liegen Afghanistan mit 4 000 000 Einwohnern und nördlich davon Buchara und Chiva, die zusammen mit den Mohammedanern Rußisch-Turkistans und des eigentlichen Rußland eine Bevölkerung von wenigstens 20 000 000 aufweisen, unter der kein einziger Missionar arbeitet.“

Noch mehr als Asien bildet das Herz Afrikas ein weites, unbefegtes Gebiet. „Zerstreut über ein Land von ungeheurem Umfang und ziemlich einheitlicher Beschaffenheit (die großen Wüstenländer der Sahara sind dabei nicht gerechnet) leben ungefähr 50 000 000 Menschen — fast ein Drittel der Bevölkerung des ganzen Weltteils; sie sind nicht nur von der Mission ganz unerreicht, es hat auch bis jetzt keine Missionsgesellschaft ihre Evangelisation ins Auge gefaßt — wenigstens nicht, soweit es sich um bestimmte Pläne handelt. Dieses Gebiet beginnt einige hundert Meilen südlich von der Küste des Mittelmeers und umfaßt Teile von Tripolis, der Provinz Oran, der südlichen Hälfte von Algerien, des Landes um das Atlasriff, der Täler von Mulaya und Sus, des Teils von Marokko, der in der Sahara liegt; ferner die ungezählten Tausende von Nomaden, die in der eigentlichen Sahara leben; Rio Oro mit 130 000 Einwohnern; 8 000 000 in Senegambien und dem Nigergebiet; ungefähr 1 700 000 in Französisch-Guinea; 1 500 000 in Dahomeh; etwa 500 000 an der Elfenbeinküste; 1 500 000 Heiden in Liberia; 500 000 in Nordtogo;\*) 4 700 000 in Nordnigeria; 3 000 000 in Kamerun; 8 000 000 im französischen Kongo, ferner 4 000 000 in Baghirmi und Wadai; jedenfalls mehrere Millionen von den 30 000 000 des belgischen Kongo; eine zahlreiche Bevölkerung im Nyassaland; etwa 2 500 000 im portu-

\*) Die Basler Mission hat jetzt beschlossen, dort eine Mission anzufangen.

gießlichen Ostafrika; ungefähr 2 000 000 in Deutsch-Ostafrika; 3 000 000 in Britisch-Ostafrika; selbst in Uganda noch ungefähr 2 000 000, und 750 000 in dem italienischen, britischen und französischen Somaliland.“ Diese Zahlen werden noch überraschender, wenn wir bedenken, daß die Missionsgesellschaften doch möglichst weite Gebiete für zukünftige Besetzung ins Auge gefaßt haben, die also bei dieser Aufzählung übergangen sind. Man kann ernstlich fragen: Hat die Kirche mit der Evangelisation im Herzen des dunkeln Weltteils überhaupt mehr als einen Anfang gemacht?

Ehe wir im einzelnen über diese Länder berichten, müssen wir die Frage beantworten: Welche Rassen sind es hauptsächlich, die jetzt auf den Anfang der Evangeliumsverkündigung harren? Ein Gemisch verschiedener Stämme und Völker, die mehr um das Dasein als um die Herrschaft kämpfen, Menschen von einer Verschiedenheit, wie man sie nirgends in der Welt in größerem Maße trifft, und doch durch die natürliche Umgebung zu einer scheinbaren Einheit zusammengeschweißt, mit einer gemeinsamen, wenn auch von außen eingedrungenen Religion und gemeinsamen politischen Hoffnungen und Sorgen — das ist Innerasien.

Der schwärzliche Afghane, der helle Mongole, die Turkomanen, Uzbeken und Tadschiken, der geistig höherstehende Studierende aus den Schulen Bocharas, der unternehmende Kaufmann, der Nomade aus der Kirgisensteppe, der Kasir vom Hindukusch, der sich gegen ewigen Schnee und stete Winterkälte wehren muß, und der Tschanto im Becken des Tarim, der in der sengenden Wüsten Sonne lebt — sie alle miteinander bilden die Bevölkerung dieses ungeheuren, noch nicht evangelisierten Gebiets. Abgesehen von den kleinen jüdischen Kolonien, den etwas größeren Gemeinden griechisch-orthodoxer Christen und einigen armenischen und Hindu-Händlern

ist die ganze Bevölkerung mohammedanisch. Der Islam hat sich über das ganze Gebiet verbreitet und beherrscht das soziale, geistige und geistliche Leben ebenso stark und übermächtig wie in Nordafrika. Die Stadt Bokhara mit ihren zehntausend Studenten und dreihundertvierundsechzig Moscheen ist das Kairo Asiens; sie war jahrhundertlang und ist noch jetzt bis auf einen gewissen Grad der Mittelpunkt moslemischer Gelehrsamkeit und moslemischen Einflusses für den ganzen mittleren Orient. Afghanistan ist ganz mohammedanisch; ebenso der Hauptsache nach das chinesische und russische Turkistan — abgesehen von einem Teil der Beamten und des Militärs.

Die Geselligkeit, das Schrifttum, das Bauwesen, die Kunst, die Umgangsformen und die Umgangssprache in ganz Innerasien haben mohammedanisches Gepräge. Ein gewöhnlicher Taschentuch heißt ein „Meklaweiser“; das mohammedanische Heiligtum von Ordan Pascha in Chinesisch-Turkistan wird jährlich von zwölftausend Pilgern besucht; die Wilden von Hunza, die durch Gebirge von der Berührung mit der Außenwelt abgeschnitten sind, haben keinen andern Gott als Allah, und von der Welt wissen sie nichts, als daß deren Mittelpunkt Arabien sei.

So hat der Islam dem Volksleben seinen Stempel aufgedrückt und doch sind die Rassen in ihren besonderen Charakterzügen sehr verschieden von einander. Die Kirgisen von Chinesisch-Turkistan sind kindlich und oft dumm, aber gastfrei und freundlich; obgleich Mohammedaner, wissen sie in ihrem Nomadenleben mehr von Rinder- und Schafzucht als von dem Koran und Mohammed. Die Sarten sind etwas zivilisierter, aber auch fanatischer. Sie sind mehr Handwerker und Kaufleute als Nomaden. Die Afghanen sind stark und tapfer, aber ihre Rachsucht ist bekannt. Ein Sprichwort sagt: „Gott

bewahre dich vor der Rache eines Elefanten, einer Brillenschlange und eines Afghanen.“

Nach den Berichten der Reisenden scheinen die Belutschen in diesem Punkt nicht viel besser zu sein. Lacoste führt das Sprichwort an: „Als Gott die Welt schuf, machte er Belutschistan aus den Abfällen“, und dann fährt er fort: „Der kupferfarbene Belutsche ist wie aus dem Felsen gehauen; er hüllt sich in geheimnisvolles Schweigen. Sein dunkles Auge ist unergründlich, sein dunkles Haar hüllt ihn in Nacht. Er ist stolz und mißtrauisch. Ehe er einem Fremden die Tür öffnet, befragt er den Himmel und schaut nach dem „Gaststern“, wie ihn die Nomaden nennen. Der Wanderer mag sich auf die Schwelle eines Zelttes wagen, aber es würde ihm, selbst in Todesnot, keine Gastfreundschaft gewährt, wenn ihn nicht der Glückstern begleitet.“ Missionar Dr. Pennel, der sechzehn Jahre unter den wilden Stämmen an der Grenze Afghanistans gewirkt hat, schreibt über die Afghanen: „Ihr Charakter ist eine merkwürdige Mischung von widersprechenden Eigenschaften, von List und Tapferkeit, von der gemeinsten Verräterei und der rührendsten Treue; von wildem Glaubenseifer und einer Habsucht, vermöge deren sie imstande sind, ihren Glauben um Geld zu verraten, und von einer verschwenderischen Gastfreiheit neben einem unüberwindlichen Hang zum Stehlen.“ Der zum Christentum bekehrte Afghane zeigt große Charakterstärke und einen Mut, der auch vor dem Märtyrertum nicht zurückschreckt.

Auch bei dem Araber, sowohl in Arabien als in Afrika, hat die Religion oder der Mangel an Religion, seltsame Gegensätze von guten und schlechten Eigenschaften hervorgebracht. Die Araber sind höflich, gutmütig, lebhaft, männlich, geduldig, mutig und gastfrei bis zum Übermaß, aber auch streitsüchtig, verlogen, sinnlich, mißtrauisch, habgierig, hochmütig und abergläubisch.

Die Tibeter gehören zu der chinesischen Völkerfamilie, aber infolge der anderen Umgebung und Religion haben sie körperlich und geistig einen andern Charakter entwickelt. Die berühmte Reisende Isabella Bird-Bishop gibt folgende Schilderung von den Tibetern: „Sie haben hohe Backenknochen, eine breite, platte Nase ohne sichtbaren Rücken, kleine, dunkle, schief liegende Augen mit schweren Lidern und kaum bemerkbaren Brauen, einen breiten Mund und dicke Lippen, dicke, große, abstehende, durch große Ringe entstellte Ohren, schlichtes, schwarzes Haar, fast so grob wie Kopshaar, und eine kleine, untersezte, unschöne Gestalt. Die Männer haben keinen Bart. Die Frauen sind selten über fünf Fuß hoch, und ein Mann, der fünf Fuß vier Zoll hoch ist, gilt für groß.

„Die Männer tragen lange, weite wollene Röcke, einen Gürtel, lange Hosen, wollene Gamaschen und eine Mütze, an der über jedem Ohr ein Zipfel aufgeschlagen ist. Der Gürtel dient als Tasche, und der Tibeter bewahrt da alles auf, was er wert hält: Den Geldbeutel, ein rohes Messer, das schwere Feuerzeug, den Tabaksbeutel, den Spinnrocken und allerlei Zauber und Amulette.

„Die Kleidung der Frauen besteht aus einer engen Jacke mit langen Ärmeln und aus engen Hosen, die viel zu lang sind, sodaß sie sich um die Knöchel in Falten legen. Das Haar flechten sie sich einmal im Monat in viele, stark eingefettete Zöpfe, die über dem Rücken mittelst einer langen Quaste zusammengebunden sind. Der Kopfschmuck besteht aus einem mit großen Türkisen, Rubinen und allerlei Silberzierat benähten Leder- oder Tuchstreifen. Ein spitzes Ende davon hängt über die Stirn; über dem Kopf ist er breiter, nach hinten wird er wieder schmaler und endigt beim Gürtel. Der Ehrgeiz jeder jungen Tibeterin gilt hauptsächlich diesem seltsamen Kopfschmuck. Ohrringe, Halsbänder, Amulette,

Spangen, Armringe von Messing oder Silber und allerlei im Gürtel steckende oder von ihm herabhängende Geräte vervollständigen einen Anzug, der sich durch große Häßlichkeit auszeichnet. Die Tibeter sind sehr schmutzig. Sie waschen sich nur einmal im Jahr und, von festlichen Gelegenheiten abgesehen, legen sie meist nur neue Kleider an, wenn die alten ihnen vom Leibe fallen. Sie sind aber gesund und abgehärtet, und selbst die Frauen können sechzig Pfund schwere Lasten über die Gebirgspässe tragen. Die Tibeter werden sehr alt. Sie haben eine rauhe, laute Stimme und können laut und herzlich lachen.“

Andre finden, daß der Charakter der Tibeter im allgemeinen kindlich, harmlos und sogar fröhlich ist. „Hinter dem wilden, haarigen und schmutzigen Äußeren verbirgt dieser kleine Mann ein fröhliches Gemüt. Er hat den offenen Ausdruck und das lustige Auge des Kindes. Im Gegensatz zu dem nachdenklichen, wortkargen, immer mit Waschungen und Gebeten beschäftigten Mohammedaner wäscht sich der Tibeter selten; er singt im Gehen und betet unterwegs, indem er seine Gebetsmühle dreht.“

Dies sind einige von den Völkern, die auf den unbefestigten Gebieten Asiens auf das Evangelium harren. Von ihren sozialen und religiösen Verhältnissen wird später die Rede sein. Die Völker, die die unbefestigten Gebiete Afrikas bewohnen, sind vielleicht nicht so verschiedenartig wie die Asiens, aber sie brauchen ebenso sehr die erneuernde, bildende und erhebende Kraft des Evangeliums.

Wir wollen nun nach diesem allgemeinen Überblick die bisher vernachlässigten Länder und Völker im einzelnen betrachten. Wir beginnen mit Innerasien, d. h. dem Teil Asiens, der im Norden Indiens und im Süden der sibirischen Steppen liegt. Hier ist das Dach der Welt und die Wasserscheide des größten Weltteils. Hier berühren sich die drei Reiche Indien, Rußland und China.



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

### **Lamas aus Sikkim.**

Beide sind in Priesterkleidung, der eine hält die tragbare Gebetsmühle in der einen und die Glocke, mit welcher er zum Gottesdienst läutet, in der andern Hand.



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

### Lamas aus Sikkim.

Beide sind in Priesterkleidung, der eine hält die tragbare Gebetsmühle in der einen und die Glocke, mit welcher er zum Gottesdienst läutet, in der andern Hand.



Hier haben drei große Religionen um die Herrschaft gerungen und nacheinander jahrhundertlang diese Herrschaft innegehabt. Buddhismus und Christentum haben noch Anhänger, aber der Islam hat, wie wir gesehen haben, das Feld in Beschlag genommen. Innerasien ist weniger bekannt und teilweise weniger gründlich erforscht als Innerafrika; es ist eine ungeheure Strecke von öden, nur durch fruchtbare Oasen unterbrochenen Wüsten, von ausgedörrten Ebenen und schiffbaren Strömen, von ewigem Schnee und ewiger Dürre. Die Höhenlage wechselt zwischen der tiefen Einsenkung des Kaspischen Meeres und des Beckens von Turfan, das im Herzen von Asien liegt, 100 m unter dem Meeresspiegel, und den Bergen und Hochebenen des Tianschangebirges und Pamirs, ungefähr 3000—6000 m über dem Meer. Während die Gebirgsgegenden in der Regel ausgiebigen Regen und reichlichen Pflanzenwuchs haben, ist das Tiefland — und Innerasien hat mehr Tief- als Hochland — sehr trocken und besteht hauptsächlich aus Wüste.

Nicht nur die Natur des Landes hat etwas Einheitliches; dieses ausgesprochen Einheitliche zeigt sich auch in den Sitten und dem Charakter der Bewohner, denn sie tragen alle das Gepräge eines trockenen Klimas und jenes Glaubens, „der sein Wesen einerseits aus der ernstesten Unerbittlichkeit der Wüste und andererseits aus der gänzlichen Erschlaffung des Oasenlebens gezogen zu haben scheint“.

Mit Einschluß von Afghanistan, Chinesisch-Turkistan, Bochara, Chiwa, Russisch-Turkistan, der Transkaspischen Provinz und den Steppen umfaßt dieses Gebiet ungefähr 8 800 000 qkm und hat eine Bevölkerung von 16 868 000 Seelen.\*) Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist sehr ver-

*) Afghanistan . . .	550 000 qkm	4 500 000 Ew.
Chin. Turkistan . . .	665 963 "	1 200 000 "
Bochara . . .	203 430 "	1 250 000 "

Z w e m e r, Missionslose Länder.

2

schieden. Da in Innerasien die Regenmenge abgenommen hat, sodaß die Flüsse das Meer nicht mehr erreichen, ist nicht einmal ein Zehntel des ganzen Gebiets dauernd bewohnbar. Die Bevölkerung ist verhältnismäßig dicht in den bewässerten Oasen längs der Flüsse. Die Nomaden wandern von Ort zu Ort und suchen Weide für ihre Herden.

Zwei Arten der Zivilisation treten hervor: das Nomadentum und der sorgfältige Ackerbau in den bewässerten Oasen, wo auch Städte die Mittelpunkte für die Bevölkerung bilden. Askabad z. B., die Hauptstadt einer Provinz, die fast zehnmal so groß ist als Schottland, hat 30 000 Einwohner und eine Besatzung von 10 000 Soldaten; und doch ist die Stadt nur ein fruchtbarer Fleck in der weiten Einöde der Karakumwüste. Wenn Ägypten das Geschenk des Nils ist, so könnte man Buchara das Geschenk des Amu Darja (des Oxyus der Alten) und Turkistan das des Sir Darja (früher Tarartes) nennen.

Afghanistan hat nach den neuen Grenzbestimmungen fünf Hauptprovinzen: Kabul, Herat, Kandahar, Afghanisch-Turkistan und Badachschan; dazu kommen noch die beiden Nebenländer Kaschistan und Bacham. In der Provinz Herat allein sind 600 Dörfer, aber die Hauptsammelpunkte der Bevölkerung sind die Landeshauptstadt Kandahar mit 50 000 Einwohnern und die Provinzhauptstädte Kabul, Herat, Balch und Kunduz. — Es wird viel Ackerbau getrieben, und die Felder tragen jährlich zwei Ernten.

Die wichtigsten Handelsstraßen sind: von Balch nach Herat, 600 km; von Kandahar nach Herat 640 km auf

Chiwa . . . . .	67 430	qkm	800 000	EW.
Russisch Turkistan . . . . .	665 963	"	1 828 700	"
Transkaspien . . . . .	554 860	"	405 500	"
Russische Steppenländer	1 563 990	"	2 856 100	"

dem südlichen Weg (der nördliche ist etwas kürzer); von Kandahar nach Kabul, 510 km; von Kabul an den Amu Darja, 680 km, und nach Peshawar an der indischen Grenze, 300 km. Die Ausfuhr nach Indien und Bochara umfaßt Korn, Obst, Gemüse, Drogen, Gewürze, Wolle, Seide, Vieh, Felle und Tabak und beläuft sich auf 24 000 000 Mark jährlich.

Der gewöhnliche Weg nach Afghanistan von Persien führt über Meshed, von Bochara über Merw, von Indien durch den Chaiberpaß nach Kabul, durch den Gomalpaß nach Ghasni, oder von Chaman, dem Endpunkt der nordwestlichen Eisenbahn, nach Kandahar.

Belutschistan, der nächste Nachbar Afghanistans, ist den meisten Menschen ein ganz unbekanntes Land. Seine Lage und Beschaffenheit sowie seine Erzeugnisse haben bis in die neueste Zeit weder für den Reisenden noch für den Kaufmann oder den Staatsmann viel Verlockendes gehabt, und mit Ausnahme der einen Station der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Quetta, im Norden des Landes, ist es tatsächlich unbefetztes Gebiet. Der allgemeine Eindruck, den Belutschistan macht, rechtfertigt den Ausspruch eines Reisenden, der es den Kehrichthaufen der Welt nennt. Die Landschaft ist fast überall unbeschreiblich wüst. Dürre, steinige Ebenen und öde Gebirgspässe dehnen sich über Hunderte von Meilen aus. Das Land umfaßt 315 000 qkm, und die Bevölkerung, die Belutschen und die Brahui, wird auf 900 000 Seelen geschätzt. Die Belutschen gleichen in manchem den Tartaren, während die Brahui den Stämmen des Pandshah verwandt scheinen. Die Landesreligion ist der Islam. Regiert wird Belutschistan vom Chan von Kelat, der unter der Aufsicht eines britischen Residenten steht. Gegenwärtig ist das Land zu Verwaltungszwecken in dreierlei Gebiete geteilt. Erstens: sogenannte Territorien, wie Kelat, wo ein Staatsbeamter mit ein paar

Gehilfen dem Chan als Berater zur Seite steht; zweitens: die Gebiete unabhängiger Stämme, wie der Marri und Bugti, wo der Staatsbeamte sich bemüht, den Frieden zu erhalten und die schlimmsten Mißbräuche zu verhindern; drittens: unmittelbar von England aus regierte Gebiete wie Quetta-Beschin, Thal-Chotiali, Sibi und das Zhobogebiet, wo die Regierungsweise — allerdings durch Stammesgesetze beeinflusst — der des Englisch-Indischen Reiches gleicht. Für die Liebhaber der Wüste und für die, die den Reiz der noch unbetretenen Gegenden und der schweigenden Einöde mit ihren Nomaden kennen, werden die unerforschten Teile Belutschistans und seiner Grenzen gegen Persien und Afghanistan etwas besonders Anziehendes haben.

Chinesisch-Turkistan, das jetzt einen Teil der chinesischen Provinz Sinkiang bildet, umfaßt — im weitesten Sinn: Kuldscha, die Dsungarei und das äußere Kansu, sowie die chinesischen Nebeländer zwischen der Mongolei und Tibet. Die Bewohner gehören verschiedenen Stämmen an. Die Hauptstädte sind Kaschgar, Tarkand, Chotan, Kiria und im Norden Aksu. In einigen Gegenden am Kaschgar und Tarkand ist der Boden fruchtbar, und man baut allerlei Obst und Gemüse. Wolle, Baumwolle, Seide und Beilstein (Nephrit) werden ausgeführt.

Die Gegensätze von Hitze und Kälte sind hier sehr groß; auf die Winterkälte folgt ein plötzlicher Frühling. Der April ist oft so heiß, daß man schon von den Schnaken und Fliegen, die den ganzen Sommer da bleiben, belästigt wird. Unangenehm empfindet man in dem sonst nicht ungesunden Klima die heftigen und langanhaltenden Wüstenwinde, die die Luft mit Staub füllen und für die Menschen etwas Angreifendes, Aufregendes haben.

Das Land hat große und noch unbenützte Hilfsquellen. „Nur wenige von den Gebirgswässern, im west-

lichen Teil wahrscheinlich nicht die Hälfte, im östlichen nicht ein Zehntel, gelangen bis zu den Oasen. Diese Wasser haben einen sehr starken Fall und sollten zu gewerblichen Zwecken verwendet werden. Aus der vielen Wolle, Baumwolle und Seide, die in den Oasen erzeugt wird, könnte man Stoffe fertigen, die Früchte und Gemüse könnte man eindünsten und aus der Milch Butter und Käse machen. Überdies enthalten die Berge Gold und andre nützliche Metalle.“ Dem neuen China können diese Gegenden eine leichte und hoffnungsvolle Möglichkeit für weitere Ausdehnung bieten, ungefähr wie es für die Vereinigten Staaten von Amerika deren südwestliche Länder sind. Im Osten liegt die schreckliche Wüste Gobi und im Innern der Lobnor, ein großer, einzelne Salzseen enthaltender Schilffumpf.

Die höchste Handelsstraße der Welt führt von Indien über den Karakorumpaß\*) (6000 Meter) nach Chinesisch-Turkistan. Karawanen mit Tee, Gewürzen, Tuch und dem Koran machen die gefährvolle Reise. Der Weg ist überall mit Gerippen von Pferden und Kamelen bestreut, und doch machen in einem einzigen Jahr fünfzehnhundert mohammedanische Chinesen auf diesem Weg über das Dach der Welt die Wallfahrt nach Mekka. Es gibt noch einen andern, leichteren und kürzeren Weg von Chinesisch-Turkistan nach Westen. Er führt über Kaschgar nach Osch und Andischan, dem Endpunkt der Zentralasiatischen Eisenbahn in Russisch-Turkistan, und überschreitet den Terekdavanpaß (gegen 4000 m), aber man zieht die andre Straße vor, um die russischen Zoll- und Paßpladereien zu vermeiden.

Chinesisch-Turkistan wird zuweilen von den Boten der englischen Bibelgesellschaft besucht, und die Schwe-

\*) Der Karakorum oder Mustagh ist das zweithöchste Gebirge der Welt. Es liegt zwischen dem Himalaja und dem Kuenlin. Der höchste Gipfel, der Godwin Austen, ist 8620 m hoch.

dische Mission hat seit 1894 in Kaschggar und Tarkand Stationen mit sieben Missionaren und Missionarinnen und sechs eingeborenen Gehilfen. Die vier Evangelien sind ins Kaschgari übersetzt. Die Missionsarbeit ist also begonnen, aber im Hinblick auf die ungeheure Ausdehnung des Landes und die große Zahl der Bewohner bekommt man doch den Eindruck, daß das Gebiet eigentlich noch nicht besetzt ist.

Auch in das innerasiatische Rußland ist die evangelische Mission noch nicht eingedrungen. Ungefähr 65 v. H. der Bevölkerung im asiatischen Rußland haben feste Wohnsitze, 15 v. H. sind Halbnomaden, 20 v. H. Steppennomaden. Die Dichte der Bevölkerung ist sehr verschieden. Einige Gegenden sind nur schwach besiedelt, während ein behautes Gebiet von nur ungefähr 10 000 qkm von 1 250 000 Menschen bewohnt ist. Das Klima wechselt sehr, je nach dem Breitengrad und der Höhenlage, ist aber im ganzen gesund. Waren werden zum Teil durch die Karawanen, auf guten Straßen in verschiedenen Richtungen befördert, hauptsächlich aber auf der russischen Transkaspischen Bahn und auf Dampfern auf dem Amu Darja. Die bedeutendsten Städte sind: Taschkend, die größte Stadt, mit 155 000 Einwohnern, Kokand, Namagan, Samarkand, Andischan, Omsk, Marghelan, Bochara, Karschi, Hissar, Chiwa, Dsch, Semipalatinsk. Erzeugnisse für die Ausfuhr sind: Getreide, Obst, Seide, Wolle, Tabak, Hanf; ferner Ziegen, Schafe, Pferde und Kamele; von Mineralien Gold, Salz, Maun, Schwefel u. a.

Manche Schriftsteller behaupten, das große Gebirgsrückgrat im Norden der indischen Grenze scheide Asien in Beziehung auf Volkstum und Volkswirtschaft, Kriegswesen und Politik, und es wäre unnatürlich, wenn eine im hohen Norden ansässige Macht im Süden jener natürlichen Schranke herrschen wollte; der Wettbewerb von

Rußland und England um das Einflußgebiet im Herzen Asiens sei künstlich gemacht, nicht ein wirklicher Kampf um wesentliche Interessen. Andre Schriftsteller betrachten die Eisenbahnen, die Rußland mit ungeheuren Kosten von den Militärstationen Taschkend, Bochara, Samarkand und Merw aus in südlicher Richtung bis auf eine Entfernung von 150 km von Herat gebaut hat, als eine förmliche Herausforderung Englands, eine Gefahr für seine Herrschaft in Indien und seine Beziehungen zu Afghanistan. Wie dem auch sei: jedenfalls ist die Orenburg-Taschkend-Bahn mit ihren Zweiglinien von der größten Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung der Länder und für die Zukunft der Mission in diesem weiten, bis jetzt unbefestigten Gebiet. Die Tatsache, daß jetzt schon mehr als 5000 km Eisenbahn im Betrieb sind, ist ein auffallender Beweis für das Fortschreiten der Zivilisation in diesen Landstrichen und ein dringender Aufruf an die Mission. Von Taschkend geht der Schienenstrang nach Merw und von da südwärts nach Kuschkinski, dem äußersten Militärposten Rußlands gegen Indien zu. Wenn diese Strecke auch im Betrieb ist, fehlen nur noch ungefähr 800 km bis Neu-Chaman und bis zu dem Anschluß an das Eisenbahnnetz der nordwestlichen Provinzen.\*)

Dieses Eisenbahnnetz wird ergänzt durch die Dampfschiffahrt auf dem Amu Darja zwischen Petro Alexan-

---

\*) Es ist erstaunlich, wieviel Zeit, Geld und Arbeit die russische Regierung auf Bewässerung, Brücken, Militärkrankenhäuser und Warenlagerungen verwendet hat. Notwendigkeit, Ziel und Methode der russischen Befestigung und Eroberung einer Provinz nach der andern in Innerasien, das ist — vom russischen Standpunkt aus — sehr klar dargelegt in dem berühmten „Rundschreiben“ des Fürsten Gortschakoff vom 21. November 1864. Diese amtliche Urkunde ist von der größten Wichtigkeit für das Verständnis der ganzen Sache und sollte von allen denen gelesen werden, die auf dieses Missionsfeld gehen wollen.

dowsk und Tschardschui (320 km) und von da ungefähr 360 km stromaufwärts bis Patta Hissar, wo der Strom aufhört schiffbar zu sein. Dieser Teil Innerasiens ist darum durch die Eisenbahn und durch die Flußschiffahrt zugänglich, und die großen Sammelplätze der Bevölkerung sind durch den Telegraphen und durch Handels- und Militärniederlassungen verbunden. Die Wege sind bereit für den König.

Sibirien gehört zwar zu Rußland und ist deshalb von der griechischen Kirche und ihrer Mission besetzt, es hat aber auch noch eine zahlreiche heidnische Bevölkerung. Es fehlt ihr sehr an irdischer Sonnenwärme, aber noch viel dringender bedarf sie der Sonne der Gerechtigkeit. Auf einem Gebiet von mehr als 9 000 000 qkm, das sich gegen Norden abdacht und von ungeheuren, aber unbenutzbaren Strömen durchschnitten ist, leben in einem kalten Klima 5 700 000 Menschen — ungefähr so viele wie in London. Die auf ein so weites Gebiet zerstreute arme Bevölkerung Sibiriens ist, obwohl wenig zahlreich, doch anziehend und merkwürdig. Ungefähr ein Drittel sind Einwanderer oder Verbannte aus Rußland; andre, z. B. die Burjaten, von deren merkwürdiger Religion im 5. Kapitel die Rede sein wird, sind Nomaden.

Abgesehen von dem Werk der griechischen Kirche ist unter den Heiden Sibiriens keine Mission, und viele werden jetzt Mohammedaner. Der verstorbene Dr. Bädeler, der Sibirien mehreremal durchreist und die Verbannten und Gefangenen besucht hat, wendete sich in einem Brief, den er in hohem Alter schrieb, an die „Timotheuse“ unsrer Zeit. Er sagt: „Meine Zeit geht zu Ende. Ich bin nun siebenzig Jahre alt und kann nicht hoffen, Sibirien noch einmal zu besuchen. Ich möchte darum den heiligen Ehrgeiz meiner jüngeren Brüder erwecken, daß sie das herrliche Werk unternehmen, das Licht in die dunkelsten Örter der Erde zu tragen, wo die

Sünde über die Herzen der Menschen herrscht und nur das Evangelium von der Erlösung durch das Blut Jesu helfen kann.“

Die nächste Nachbarin Sibiriens und ebenso hilfsbedürftig wie dieses ist das ungeheure, nicht scharf umgrenzte Ländergebiet, das den Namen der Mongolei trägt. Sie gehört zu China und umfaßt ungefähr 5 500 000 qkm mit 2 500 000 Einwohnern, von denen wenigstens zwei Millionen von der Mission noch unerreicht sind. Ein großer Teil dieses weiten Gebiets besteht aus der Wüste Gobi die sich in südwestlicher Richtung bis nach Chinesisch-Turkistan hineinzieht. Das übrige ist eine Hochebene von gegen 1000 m Meereshöhe. Der nördliche Teil ist gebirgig, aber gegen Süden ist üppiges Weideland. Der Hauptsammelpunkt der Bevölkerung ist Urga, ungefähr 280 km südlich von Maimatschin, an der sibirischen Grenze, dem Mittelpunkt des Karawanenverkehrs mit China durch die Wüste Gobi. Der buddhistische Lamaismus ist die herrschende Religion, und die Zivilisation ist die des Nomaden. Hin und her zerstreut über die Steppe sind Gruppen von kreisrunden Filzzelten, umgeben von den unvermeidlichen Haufen von Argol (getrocknetem Dünger zur Feuerung), und überall wimmelt es von Kindern und mongolischen Wolfshunden. Gebetsfahnen, die über dem Lager flattern, Reiter, die die weitzerstreuten Rinder- und Kamelherden bewachen, und träge Lama, die auf einer Wallfahrt begriffen sind — das ist ein Bild des täglichen Lebens in der Mongolei. Missionar Gilmour von der Londoner Mission hat seinerzeit in der nördlichen Mongolei gewirkt, aber das Werk hörte nach seinem Tode auf. Jetzt ist nur der Süden des ungeheuren Gebietes von der evangelischen Mission besetzt.

Recht im Herzen von Asien, zwischen den zwei höchsten Gebirgen der Welt, dem Himalaja und dem Kuenlün,

liegt das Hochland von Tibet, ein Gebiet von 1 200 000 qkm und einer Bevölkerung, deren Zahl von einigen auf 6 500 000, von andern auf 4 000 000 angegeben wird. Dieses wunderbare, rauhe, gebirgige, an allen Zugängen scharf bewachte Land hat seit vielen Jahrzehnten allen Versuchen der Mission, einzudringen, widerstanden. „Die eifersüchtige Besorgnis der chinesischen Regierung,“ schreibt Sven Hedin, „der religiöse Fanatismus der Tibeter und die wilde Natur ihres Landes haben zusammengewirkt, um Tibet länger als irgend ein anderes Land Asiens in seiner Abgeschlossenheit zu erhalten.... Nur wenige, besonders wagemutige Europäer haben sich bemüht, die dürftigen Tatsachen zu sammeln, auf die sich unsere gegenwärtige Kenntnis des Landes gründet. Seine öden Landschaften, seine hohen, unersteigbaren Berge und seine abgeschlossene, unzugängliche Lage im Herzen eines großen Weltteils haben die Reisenden abgeschreckt und sie veranlaßt, ihren Forschungstrieb unter andern Himmelsstrichen zu betätigen.“\*)

Tibet ist nicht fruchtbar, und nur in besonders günstigen Lagen wird Ackerbau getrieben. Der größte Teil der Bevölkerung lebt von Viehzucht. Schaf und Yak sind die gewöhnlichen Haustiere; in manchen Gegenden findet man auch Büffel, Schweine und Kamele. Das Spinnen und Weben von Wolle, das Verfertigen von Götzenbildern, Gebetsmühlen und andern beim Gottesdienst gebrauchten Gegenständen sind die gewöhnlichen Handarbeiten. Von Mineralien findet man besonders Gold, Borax und Salz. Der Handel mit China ist sehr bedeutend; etwas Verkehr geht auch über die indische Grenze.

Tibet ist schon lange dem Namen nach unter chinesischer Botmäßigkeit. Die chinesische Macht wird durch zwei Statthalter oder Ambane vertreten, von denen der

\*) Sven Hedin, Durch Asien.

eine die auswärtigen Angelegenheiten, der andre das Heerwesen verwaltet. Die bürgerliche Verwaltung und die religiösen Angelegenheiten sind fast ganz in den Händen der Tibeter. In dem Vertrag vom 31. August 1907 willigten Großbritannien und Rußland ein, mit Tibet nur durch die chinesische Regierung zu unterhandeln und keine Vertreter nach Lhasa zu senden. Seitdem ist zwischen Indien und Tibet weiter unterhandelt und der Handelsverkehr geregelt worden. Als Lhasa von chinesischen Truppen besetzt wurde, floh der Dalai Lama aus Tibet nach Britisch-Indien.\*)

Im Himalaja, an der Südgrenze Tibets, liegen zwei noch unabhängige Reiche, beide noch ganz ohne Mission: Nepal (154 000 qkm) grenzt im Osten an Sikkim, im Süden und Westen an Britisch-Indien. Die Bevölkerung wird auf 5 000 000 geschätzt. Die Stämme, die Nepal bewohnen, haben nicht, wie die Tibeter, alle dieselbe Religion. Einige sind mongolischen Stammes und Buddhisten, die Mehrzahl aber sind Hindu nach Abstammung und Religion. Der herrschende Stamm sind die Gurkha, eins der tapfersten Völker Asiens. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts erlangten sie die Oberherrschaft über die andern Stämme, und ein Fürst aus ihrer Mitte ist jetzt der Landesherr. In der Hauptstadt Katmandu (50 000 Einwohner) ist ein britischer Resident, der sich aber nicht in die inneren Angelegenheiten mischt. Das Volk lebt in gedeihlichen Verhältnissen. Vieh und Holz sind die Haupterzeugnisse des Landes.

Ganz inmitten des Himalajas, kaum zu finden auf

\*) Die Hauptstadt Lhasa liegt in einer fruchtbaren Ebene 3632 m über Meer und hat 15000—20000 Ew. Der Handel mit Indien geht hauptsächlich von den Märkten in Yatung, Gyangtse und Gartok aus. Die Verordnungen für den Handelsverkehr sind festgestellt und von China bestätigt. Kein tibetisches Land darf ohne Zustimmung Englands an eine auswärtige Macht verkauft oder verpachtet werden.

der Karte, aber doch nicht verborgen vor dem Auge von Gottes Liebe liegt der kleine, unabhängige Staat Bhutan (34 000 qkm). Er grenzt im Süden an Assam, im Norden an Tibet. Die Bevölkerung wird auf wenigstens 300 000 geschätzt, man hat aber keine sicheren Angaben darüber. Die Hauptstadt heißt Tassisuchon. Bhutan bildet mit seiner großen Fruchtbarkeit einen auffallenden Gegensatz gegen das unfruchtbare Tibet. Die Bewohner, die Bhutja, sprechen eine tibetische Mundart. Sie sind stattliche, kräftige Menschen, denen es aber an Tatkraft und Unternehmungslust fehlt. Ihre Religion ist der Lamaismus, und sie haben, wie die Tibeter, einen geistlichen Herrscher, den Deb-Radscha. Gute Straßen und Bauwerke zeigen, daß der kleine Hochgebirgsstaat eine ziemlich hohe Zivilisation hat. Er ist aber seit Jahrhunderten den Europäern verschlossen. Der Maharadscha von Bhutan steht jetzt unter britischem Schutz, und dadurch wird das Land vielleicht mit der Zeit den Europäern geöffnet.

Östlich von Siam, ins Chinesische Meer hineinragend, liegt Französisch Indo-China (663 qkm, 18 230 000 Einwohner). Es umfaßt die Staaten Annam, Kambodscha, Kotschin-China, Tonking und Laos. Annam, mit 6 000 000 Einwohnern, ist der größte. Kambodscha hat 1 500 000, Kotschin-China beinahe 3 000 000. Das ganze Land steht unter einem französischen Generalstatthalter und jeder einzelne Staat hat seinen Statthalter oder Residenten. Unter der französischen Regierung ist das Land vielfach erforscht worden und hat sich gut entwickelt. Die älteste Eisenbahn (über 3000 km) geht von Saigon, der Hauptstadt Kotschin-Chinas, nach Mytho. In diesem großen Gebiet hat die katholische Kirche Missionen und Schulen und ziemlich viele Christen; die evangelische Mission ist nur durch die „Offenen Brüder“\*) vertreten, die kürzlich

\*) Eine christliche Gemeinschaft ohne eigentliche Organisation.

in Songkhone die Arbeit angefangen haben. Die herrschenden Religionen sind der Buddhismus und der Animismus; außerdem gibt es Hindu (Brahmanen) und 232 000 Mohammedaner.

Ehe wir Sien verlassen, begeben wir uns noch einmal vom Osten nach dem äußersten Westen. Arabien, die Wiege des Islams, bietet noch immer dem Christentum Trost; es ist eine Hochburg des Fanatismus und des Hochmuts und wehrt den Boten Christi den Zutritt. Nur an der Ostküste und in der Umgegend von Aden arbeitet die Mission. An der 6400 km langen Küste sind nur vier Punkte, wo Missionare wohnen. Weiter drinnen im Land ist keine einzige Missionsstation. Kein Missionar hat je Arabien durchreist. Nur die Länder am Euphrat und Tigris (die Provinzen Bagdad und Basra) sind, mit zwei Haupt- und drei Außenstationen, ziemlich gut besetzt, aber für die zahlreichen Beduinen ist noch fast nichts geschehen. Hedschas (das heilige Land) im Westen, hat ebenso wie Mekka und Medina keine Mission. Eins der größten, von der Mission noch unberührten Gebiete ist Hadramaut. Es dehnt sich mehr als 1600 km weit von Aden bis Maskat und seine Bevölkerung von ungefähr einer Million ist ganz ohne Missionar. Die östlichen Stämme dieser großen Provinz sind eher Heiden als Mohammedaner. Ihre Mundart ist verschieden von dem anderswo gesprochenen Arabisch; ihre Sitten sind eigenartig und altertümlich.\*)

Das westliche Hadramaut ist ein Land der Gebirgsdörfer und des Ackerbaus. Auf den Gebirgspässen sieht man überall Burgen und Ackerbauniederlassungen.

\*) Carter, einer der ältesten Erforscher dieses Volks, sagt von ihm: „Nur hie und da an der Küste trifft man einen Mann, der die mohammedanischen Gebete sprechen könnte. Die Bewohner des Inneren scheinen ganz ohne Religion. Sie wissen nichts von Gott oder dem Teufel, von Himmel oder Hölle.“

„Wenn ich meine Angaben nicht durch Photographien als wahr erweisen könnte,“ schreibt Theodor Bent in seinem Buch über Südarabien, „so würde ich kaum wagen, die Pracht der Burgen und Dörfer von Hadramaut zu schildern. Die Burg von Haura ist sieben Stock hoch und bedeckt 40,5 Mr Land. Die Tore sind wundervoll mit kunstreicher Holzschnitzerei verziert.“ Jedenfalls ist dieser Teil Arabiens nicht eine so vollständige Wüste, wie man nach den gewöhnlichen Karten denken sollte.

Dschebel Schammar und die ganze nördliche Hochebene mit ihrer zahlreichen Beduinenbevölkerung hat ebensowenig einen ansässigen Missionar, wie Nedschd, die große Mittelprovinz. Die arabische Bevölkerung, soweit sie von der Mission unberührt ist, kann auf 4 000 000 geschätzt werden. Das Missionswerk in Arabien ist bis jetzt nur vorbereitend. Erst wenn in jede Provinz und in die großen Militärstädte Mekka, Medina, Sana und Hodeida, sowie in die ebenso bedeutenden Sammelplätze der Bevölkerung in Oman und Nedschd Missionare gekommen sind, wird man sagen können, daß Arabien besetzt sei.

Wir fahren nun über das Rote Meer und wenden uns noch einmal zu den großen unbefetzten Gebieten Afrikas, von denen wir am Anfang dieses Kapitels schon eine Übersicht gegeben haben. Hier muß sich die Aufmerksamkeit besonders jenem Gebiet zuwenden, das das ausgedehnteste und wegen seiner Lage und seiner Bedeutung für den Feldzugsplan das wichtigste ist, nämlich dem Sudan. Tangye schreibt darüber: „Der geheimnisvolle Westen! Welch merkwürdige Länder und Bilder bescheint die Sonne auf ihrem Weg durch den großen Weltteil! Von den langbeinigen Schilluk geht sie weiter zu den Ruba in dem gebirgigen, wilden, aber doch halbunterjochten Kordofan, wo die Dörfer sich an die Berge

schmiegen und jedes Mannes Hand gegen die seines Nächsten ist; dann hinüber in die Länder des französischen Sudan, an den Tschadsee, nach Nigeria und weiter bis ans Meer. Sie sieht Millionen Menschen, deren Leben oft von der Laune eines Häuptlings abhängt, deren Dasein immer auf der Schneide des Schwertes liegt, die aber langsam und allmählich durch die Zivilisation von der schweren Unsicherheit des Lebens und der Freiheit erlöst werden.“ Der Sudan wird von verschiedenen Rassen und von einer Menge von Völkern mit ebensoviele Sprachen bewohnt. Er erstreckt sich über ein Gebiet, dessen Länge größer ist als die Entfernung von San Francisco nach Neuyork. Nur ganz allgemein kann man das Land in den Westlichen, den Ägyptischen und den Inneren Sudan einteilen. Die Gegend zwischen dem Tschadsee und dem ägyptischen Sudan umfaßt die Reiche Wadai, Adamaua, Kanem und Baghirmi, die zusammen eine Bevölkerung von ungefähr 4 000 000 Seelen haben. Diese Reiche gehören zu der französischen Einflußsphäre, aber sie sind so schwer zugänglich und so wenig bekannt, daß die Statistik sich der Hauptsache nach aufs Raten verlegen muß. Die ganze Bevölkerung des Sudans in seinem vollen Umfang wird von Dr. Kumm und anderen auf nicht weniger als 40 000 000 angeschlagen. Nach andern Schätzungen beliefe sie sich nur auf ungefähr 10 000 000.

In Nordnigeria ist ein Reich, dessen Umfang größer ist als ganz Japan; es wird von Völkern bewohnt, die mit Flinten bewaffnet in die Schlacht zogen, zu einer Zeit, als unsre Vorfahren noch Bogen und Pfeile gebrauchten. Man spricht dort die Haussasprache, die eine eigene Literatur besitzt.

Im Ägyptischen Sudan sind am Nil drei Missionsstationen; im übrigen ist er noch unbesezt; dies gilt besonders von der Gegend von Darfur und Bahr-el-Ghazal. Im Norden liegt die Sahara, über die Frankreich die

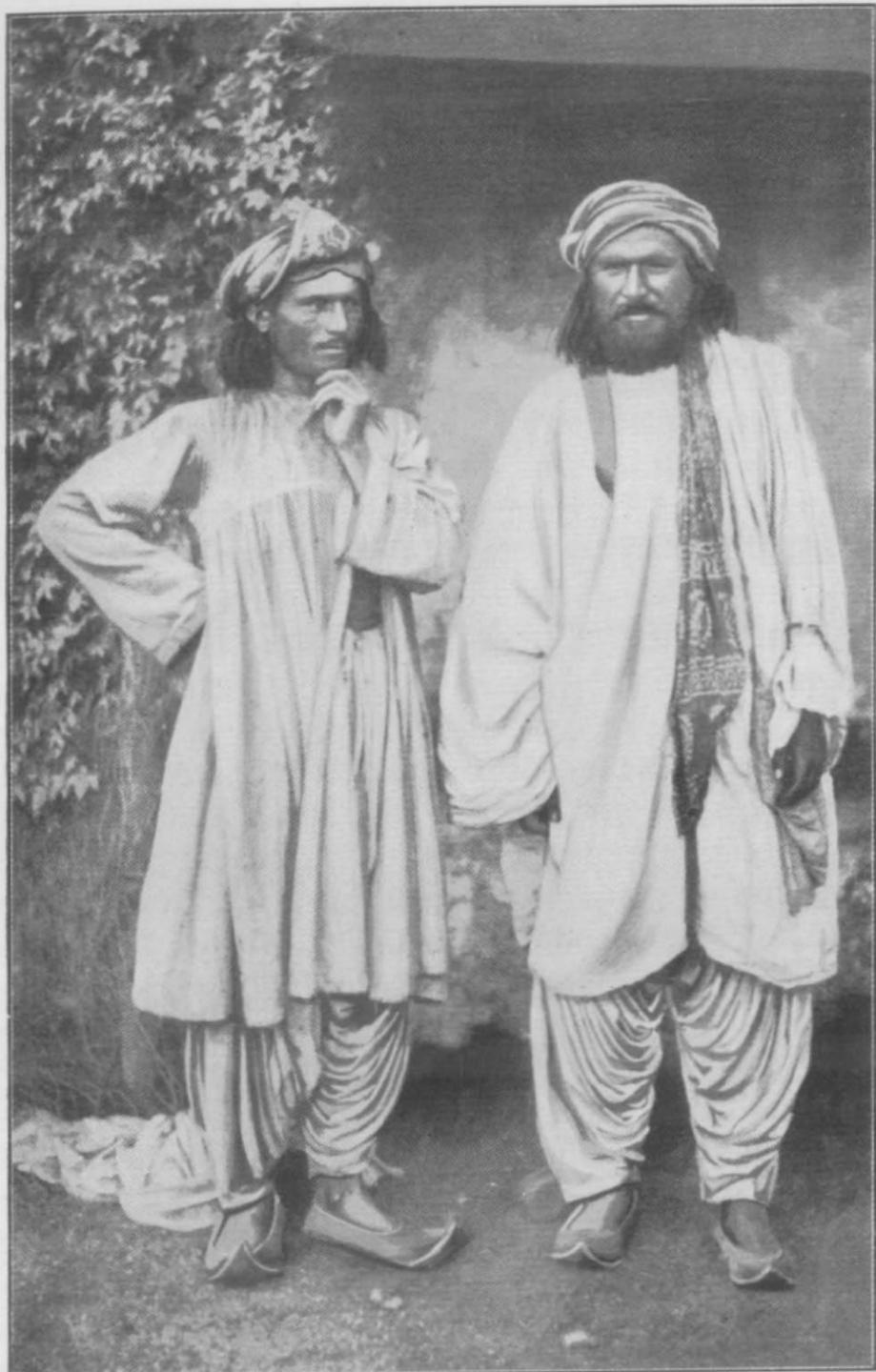
Herrschaft beansprucht. Dies Gebiet ist größer als ganz Indien, aber noch ist keine Aussicht, daß überhaupt einmal eine Mission dahinkomme. Die Bevölkerung wird nur ganz ungefähr auf 800 000 geschätzt. Sie besteht aus den Nomaden der Wüste und den Bewohnern der Oasen und Gebirgsländer. Gegenwärtig kann man zu diesen Stämmen nur auf den schwierigen Karawanenpfaden gelangen, aber wenn einmal die französische Eisenbahn von Algier nach Kuka am Tschadsee geht, kann sie der Weg werden, auf dem man den Wüstenbewohnern das Evangelium Jesu Christi bringt.

Die spanische Besitzung Rio de Oro mit der Oase Adrar liegt südlich von Marokko an der atlantischen Küste und ist von der Wüste eingeschlossen. Sie steht unter dem Statthalter der Kanarischen Inseln. Das Gebiet hat ungefähr 180 000 qkm und 3 130 000 Einwohner, die ganz ohne Mission sind. Viel größer und volkreicher ist Französisch-Westafrika. Es liegt südlich von Rio de Oro, reicht bis ans Meer und an die Grenzen von Nigeria und schiebt sich zwischen die Besitzungen von fünf andern Staaten hinein. Mit seinen 1 737 400 qkm ist es fünfmal so groß als Frankreich. Von der evangelischen Mission ist es bis jetzt nur eben berührt. Es umfaßt das Tal des oberen Senegal, zwei Drittel des Nigerlaufs und das ganze Land, das innerhalb von dessen großem Bogen liegt, und hat 5 000 000 Einwohner. Am Senegal befindet sich in der Nähe der Küste eine kleine Niederlassung der Pariser Mission. In Französisch-Guinea, von dem später die Rede sein wird, ist eine Englisch-Bischöfliche Mission, die ihre Arbeitskräfte von Indien erhält, und am äußersten westlichen Ende der Elfenbeinküste sind auch ein paar Missionsstationen. Abgesehen davon ist dieses Gebiet mit seinen Millionen Menschen und Portugiesisch-Guinea mit beinahe einer weiteren Million unberührt von der protestantischen Mission, während es



Mit Erlaubnis der Student Volunteer movement, New York.

Typische Zeitfallen aus Belutschistan.



Mit Erlaubnis der Student Volunteer movement, New York.

Typische Gestalten aus Belucistan.

electronic file created by cafris.org



vierzig katholische Missionsstationen mit vielleicht achtzig Priestern hat.

Wenden wir uns nun nach Ostafrika, so sehen wir, daß Abessinien nebst Französisch-, Britisch- und Italienisch-Somaliland ein weiteres, großes, unbesetztes Gebiet darstellen.

Der größere Teil von Somaliland bis gegen Südosten und bis zum Indischen Ozean ist italienisches Schutzgebiet und noch einmal so groß als Italien. Am Roten Meer, nördlich von Abessinien, ist die italienische Kolonie Erythraä, vier Fünftel so groß wie Italien. Zwischen den beiden italienischen Besitzungen liegen Französisch- und Britisch-Somaliland, jenes mit 180 000, dieses mit 300 000 Einwohnern. Sie sind meistens Nomaden, außer an der Küste, wo seit der britischen Besitzergreifung große Städte entstanden sind. Französisch-Somaliland ist wichtig, weil es den Hafen Djibuti enthält, an dem die nach Abessinien führende Bahn beginnt, und weil es nahe Berührung mit Aden hat. Das ganze Somaliland ist ziemlich unfruchtbar, und die Bewohner sind alle Mohammedaner. Das eigentliche Abessinien besteht hauptsächlich aus hohem Tafelland, wo die Fruchtbarkeit und die allgemeinen Lebensbedingungen besser sind, aber es kommen nur ungefähr 14—15 Einwohner auf den qkm. Die Städte sind zahlreich, aber klein. Die bedeutendsten sind: Gondar (5000 Einwohner), Adua (3000), Addis Abeba, jetzt die Hauptstadt, (35 000) und Harar (40 000). Das ganze Land umfaßt ein Gebiet von 540 000 qkm und hat 9 000 000—11 000 000 Einwohner. Abessinien ist ein unabhängiges, von Kaiser Menelik II. regiertes Reich. Seine politischen Einrichtungen gleichen denen des europäischen Mittelalters. Die Abessinier bekehrten sich im 4. Jahrhundert zum Christentum, und die große Masse der Bevölkerung besteht aus alexandrinischen und koptischen Christen. Es sind auch viele Juden da, und der

Islam fängt an, besonders im Süden einzudringen. Abessinien hat nur eine evangelische Missionsstation (in Addis Abeba).

Andere Länder, kleiner an Umfang, aber nicht an Bevölkerung, sowohl in Asien und Afrika, als in der Inselwelt, werden wir später betrachten. Die bisherige Übersicht hat uns die großen unbefestigten Gebiete vor Augen geführt und zeigt uns gewiß, daß in Beziehung auf die Evangelisation der Welt die Kirche sowohl ihre unbegonnenen als ihre unvollendeten Aufgaben ins Auge fassen muß. Es sind Länder, die jenseits der Grenzen aller bis jetzt befestigten Missionsgebiete liegen, aber sie liegen nicht außer dem Bereich der Fürsorge und Liebe unsres himmlischen Vaters, und sie liegen innerhalb der menschlichen Brüderschaft.

In Chartum steht das Standbild Gordons; er wendet das Angesicht der großen Wüste und dem Sudan zu. Wie lange schon sind diese großen Länder und Volksmassen verlassen und veräußert! Handelskarawanen kommen mit ihren Kamelen durch die Wüste heran; warenbeladene Schiffe fahren den Nil herauf; erobernde Krieger stürmen einher, aber noch liegt Finsternis auf dem Land, und es harret vergeblich auf die Botschaft Gottes, die Boten des Friedens.

---



## 2. Kapitel.

# Unerreichte Gebiete und übersehene Millionen.

Welchen nicht ist von ihm verkündigt, die  
sollen's hören, und welche nicht gehört haben,  
die sollen's verstehen. Röm. 15, 21.

So eindrucksvoll und fast überwältigend der im vorigen Kapitel gegebene Überblick über die großen, von der Missionsarbeit noch unberührten Gebiete sein mag — das Bild wäre doch unvollkommen ohne die kleineren, noch unbesetzten Festlands- und Inselgebiete, und ohne jene noch unbebauten Teile von Missionsgebieten, die zwar als besetzt gelten, wo aber doch Millionen von Menschen vom Missionswerk noch ganz unberührt sind.

Wir beginnen mit dem Malaiischen Archipel, dessen Inseln zu den dichtest bevölkerten Teilen der Welt gehören. Dieses unbesetzte Gebiet ist kein unfruchtbares Feld, sondern verheißt eine reiche Ernte. Wollen wir das Säen aufschieben? Soll der Islam die Ernte einheimen? Die östliche Hälfte Sumatras nebst den Inseln Bangka und Billiton hat eine Bevölkerung von reichlich 3 200 000 Seelen; sie sind bis jetzt noch ganz ohne Mission. Dagegen beläuft sich die Zahl der Batak in Westsumatra, die vom animistischen Heidentum und vom Islam für Jesus gewonnen sind, schon auf über 100 000\*). Atchin im

\*) Nach der Zählung von 1911 103 528 Christen und 11 240 Taufbewerber.

Nordwesten (53 222 qkm, 571 000 Einwohner) ist seit Jahrzehnten der Kampfplatz zwischen den holländischen Herrschern und den fanatischen Mohammedanern. Deshalb mögen die Schwierigkeiten hier größer sein als anderswo, aber unüberwindlich sind sie nicht.\*)

Das Innere und große Strecken im Westen, Osten und Süden Borneos, der größten Insel Asiens, (736 478 qkm), sind noch unbesezt, 8 400 000 Seelen ermangeln des Evangeliums. Die Bevölkerung ist zumeist heidnisch, steht aber in Gefahr, mohammedanisch zu werden.

Die Inseln Sumbawa, Bali, Lombok, Flores im Osten und Madura im Nordosten von Java sind mit einer Bevölkerung von über 2 000 000 noch ohne einen christlichen Missionar. Der östliche Teil von Timor ist in portugiesischem Besiz. Die zunehmende Bedeutung der Insel sieht man daran, daß der Hafen von Dehli (Dilly) innerhalb eines Jahres von mehr als vierhundert Handelsschiffen besucht wurde. Der Islam herrscht überall, außer in Bali und Lombok. Diese beiden außerordentlich fruchtbaren, volkreichen Inseln (sie haben zusammen 523 525 Einwohner) sind die einzigen Stätten in Niederländisch-Indien, wo sich der Hinduismus bisher behauptet hat; doch ist ein Teil von Lombok mohammedanisch geworden. Die holländische Regierung hat früher die Niederlassung einer Mission verboten, weil ein Missionar auf einer der Inseln ermordet wurde, aber jetzt

---

\*) Sumatra hat 421 548 qkm, mit den umliegenden Inseln 435 769 qkm. Die Gouvernements sind Atschin, Westsumatra mit der Hauptstadt Padang und den Residentchaften Bentulen, Lampong, Palembang und Ostsumatra. Im Osten Sumatras befindet sich eine Gruppe von kleinen Inseln, der Rion-Archipel (93 000 Ew.), und weiter südlich die Inseln Bangla (12 681 qkm) und Billiton (4842 qkm), beide zusammen mit 105 000 Ew. Im Westen sind die größeren Inseln Nias und Siberut.

würde sie der Mission wohl keine Hindernisse in den Weg legen. Die Bibel ist noch in keine Sprache der Inseln übersetzt.

Noch unbesezt ist auch der größte Teil von Celebes, vor allem das Innere (200 000 Einwohner). Die Insel Ceram in den Molukken hat keinen evangelischen Missionar.

Von hier und nachher von den Philippinen aus werfen wir auch einen Blick auf die benachbarte Inselwelt der Südsee. Im Norden und im Innern von Neuguinea (der Hauptzugang ist der Fluß) leben noch ganz unbekannte und von keiner Mission erreichte Stämme. Es war der leider bis jetzt unerfüllte Traum des Märtyrers James Chalmers,\*) dieses ungeheure Gebiet für die Mission zu erschließen.

In den Philippinen sind der Sulu-Archipel mit der Tani-Tanigruppe ohne Mission. Die Bevölkerung ist fast ganz mohammedanisch. Auch die Insel Samar mit 260 000 Einwohnern, ebenfalls zu den Philippinen gehörig, hat keine Mission. In der Südsee sind die Palauinseln (in Mikronesien) noch ohne Mission; ferner in Melanesien, in der Gruppe der Salamonsinseln, Bougainville und Buka, mit zusammen 60 000 Einwohnern, und wahrscheinlich noch viele Inseln anderer Gruppen.

Die Insel Sokotra, südlich von Arabien, war früher christlich, ist jetzt mohammedanisch und hat keinen Missionar.

Das Festland Asiens hat neben den schon genannten großen Gebieten und Volksmassen noch folgende kleine Landschaften ohne Missionsstationen. Östlich vom Jordan, in Syrien, ist ein Landstrich mit 500 000 Einwohnern, unter denen noch keine Missionsarbeit ge-

---

\*) James Chalmers wurde im J. 1901 auf der kleinen, zu Britisch-Neuguinea gehörigen Insel Goaribari von Wilden erschlagen und gefressen.

schieht; die Sinaihalbinsel mit 50 000 Einwohnern ist noch unbeseht. Die persische Provinz Chorasan hat keinen ansässigen Missionar; auch Turistan oder Kuhistan hat keinen; und das ganze Küstenland an der persischen Seite des Persischen Golfs, von Muhammerah bis nach dem indischen Karatschi, eine Strecke von ungefähr 1500 km, mit bedeutenden Hafenstädten und wenigstens 500 000 Einwohnern, ist ohne Missionsstation.

Nordoman und das Land um die Westküste des Persischen Golfs hat sehr viele Dörfer und Städte. Bis jetzt sind nur die Küstenstädte von Missionaren und Bibelboten besucht worden; das Volk wäre sehr froh, wenn es eine ärztliche Mission bekäme, aber auf dem ganzen Gebiet zeigt die Landkarte noch keine Missionsstation.

Nur wenn man Landkarten in großem Maßstabe in ihren Einzelheiten studiert, wird es einem so recht fühlbar, wie verlassen und hilfsbedürftig solche kleineren Gebiete oft sind. Gott handelt mit den Menschen nicht als mit einer großen Masse, sondern er sorgt für die einzelnen, und so wollen wir es auch machen. „Die Massen bestehen aus lauter einzelnen,“ sagt Carlyle, „und jeder einzelne hat sein eigenes Herz, sein eigenes Leid; er steckt in seiner eigenen Haut, und wenn du ihn stichst, so blutet er.“ Und weil jeder einzelne seine Sünde, seinen Jammer und seine Last hat, braucht auch jeder einzelne den Heiland.

Es gibt noch andre ferne Gegenden ohne das Licht des Evangeliums. Auf der Malaiischen Halbinsel sind die Landstriche von Keda, Trengganu und Kelantan kürzlich unter britische Herrschaft gekommen, aber die ganze Bevölkerung von vielleicht 1 000 000 Seelen ist von der Mission noch unberührt. Diese Länder mit ihren reichen, noch unentwickelten Hilfsquellen gehören zu den wenigst bekannten Gegenden der malaiischen Welt.

„Kelantan, Trengganu und Keda unterscheiden sich

gegenwärtig nur dadurch, daß wir von dem einen noch weniger wissen als von einem der andern. Am besten bekannt ist Kelantan, das ebenso wie Trengganu, dem Chinesischen Meer gegenüberliegt.

„Da noch keine Volkszählung vorgenommen worden ist, läßt sich die Zahl der Einwohner nicht genau angeben. Die Angaben schwanken zwischen 100 000 und 600 000. Nach der neuesten Kopfsteuer wäre die Zahl der erwachsenen männlichen Einwohner 60 000. Darnach käme man für die ganze Bevölkerung auf 300 000. Kota Bharu, die Hauptstadt und überhaupt die einzige, einigermaßen bedeutende Stadt in Kelantan, hat ungefähr 10 000 Einwohner. Sie hat beschotterte Straßen; die Hauptstraßen haben gepflasterte Gehwege und sind nachts beleuchtet. Daß die Stadt unter der besseren englischen Verwaltung aufzublühen beginnt, sieht man u. a. daran, daß in den letzten drei Jahren mehr als hundertfünfzig gute Häuser — meistens zu Geschäftszwecken — gebaut worden sind. Die Landstraßen gehen noch nicht weit ins Innere, aber Kota Bharu ist telegraphisch mit Bangkok und Penang verbunden, und die Hauptstadt hat sogar eine Fernsprechanlage.

Charles Tishall, der Agent der Englischen Bibelgesellschaft in Singapore, schreibt: „In Beziehung auf die Arbeit unter den Mohammedanern möchte ich besonders auf die alten und neuen Vereinigten Malaiischen Staaten und auf Singapore aufmerksam machen, denn nicht einer von den vielen Missionaren, die an diesen Orten wirken, tut etwas für die vielen tausend Mohammedaner. Es ist eine Schmach, daß man die Mohammedaner hier immer noch vernachlässigt, während doch die großen Schwierigkeiten, die in vielen andern mohammedanischen Ländern, z. B. in Arabien und Persien, am Anfang das Werk erschweren, hier gar nicht vorhanden sind.“

Auch in Afrika und Madagaskar finden wir Gebiete, zwar kleiner als der ungeheure Sudan, aber ebenso unbebaut und unverforgt, die auf den bahnbrechenden Aftersmann und den Sämänn des Evangeliums warten.

In den neun nördlichen Provinzen von Madagaskar wohnen nur zwei Missionare unter einer Bevölkerung von 500 000 Seelen, und in dem Land, das sich vom 18. Breitengrad an ungefähr 650 km nach Norden erstreckt, ist an der Ostküste nur eine Station, an der Westküste und im Innern gar keine.

In Westafrika finden sich westlich vom Niger und nördlich vom Großfluß Gebiete, die noch gar nicht evangelisiert, teilweise noch nicht einmal erforscht sind. Das Land wird jetzt von der Regierung für die Mission geöffnet, aber, wie ein Missionar sagt: „Die Mission kriecht dieser Eröffnung nach, wie eine Schnecke einem Schnellzug.“ Darum erscheinen in den neueröffneten Gebieten mit der Ankunft des weißen Mannes nicht das Evangelium Jesu Christi, sondern das Geschäftsleben, die Habgier und die Laster des Westens.

Das portugiesische Gebiet südlich vom Sambesi ist sehr ungenügend besetzt, und nördlich vom Sambesi ist tatsächlich überhaupt keine Mission vorhanden. Auch die katholische Mission vernachlässigt diese Gebiete. Im portugiesischen Kongo oder Angola (1 270 200 qkm und ungefähr 7 000 000 Einwohner) macht gerade der Umstand, daß die Bevölkerung so dünn und so weit zerstreut ist, eine größere Zahl von Missionaren notwendig, und doch gibt es in diesem weiten Gebiet große Landstrecken, wo das Evangelium noch nie gehört worden ist; ebenso ist es im belgischen Kongo. Zwischen der Station Baringa (von der „Regions Beyond“ Mission) mit nur fünf Missionaren bis zu der Station Ibange der Presbyterianischen Kirche der Vereinigten Staaten des Südens mit vier Missionaren liegt auf einer Entfernung von mehr

als 640 km keine Missionsstation. Von Bolobo am Kongo bis zum Tanganjikasee kann man ungefähr 1500 km reisen, ohne eine Missionsstation zu treffen.

Zwei andre Gebiete sind schon im ersten Kapitel erwähnt worden, müssen aber jetzt noch näher besprochen werden. Das eine ist Französisch-Guinea, gewöhnlich Elfenbeinküste genannt; es umfaßt 520 000 qkm und hat ungefähr 3 000 000 Einwohner, aber keine evangelische Mission. Die Häfen dieser Kolonie werden von den Dampfern einer englischen, einer deutschen, einer belgischen und zweier französischen Rhedereien regelmäßig angelaufen. Jetzt wird in Bassam ein Hafen angelegt und eine Eisenbahn gebaut, wofür die Kosten auf 8 000 000 Mark angeschlagen sind. Die Arbeiten sind im Gang, und die Eisenbahn wird von Abidjean, im Norden der Lagune, ins Innere geführt. Die bedeutenderen Städte und die umliegenden Kolonien sind telegraphisch verbunden; Bassam, die Hauptstadt Bingerville und andre Plätze haben Fernspreckverbindungen. Und trotz all dieser Fortschritte haben sowohl Französisch- als Portugiesisch-Guinea keine evangelische Mission. Dieses hat 2 000 000 Einwohner; die Hauptstadt heißt Bissan. In dem (französischen) Senegambien befindet sich in der Hauptstadt St. Louis eine Station der Pariser Mission.

Das Gebiet des französischen Kongo ist zweieinhalbmal so groß als Frankreich und hat vielleicht 1 000 000 Einwohner. Wir lesen über das Missionswerk dort: „Die amerikanischen Presbyterianer haben hier die Mission begonnen, als aber das Land an Frankreich übergang, übergaben sie ihre Stationen der Pariser Mission, die seither zwei neue Hauptstationen errichtet hat.\*) Diese liegen am schiffbaren Teil des Ogowe und gehen nicht mehr als 400 km von der Küste ins Land hinein. Sie

\*) Die französische Regierung macht allen nicht französischen evangelischen Missionen große Schwierigkeiten.

haben mit verschiedenen Stämmen zu tun. Der bedeutendste ist der Stamm der Fan; wenn dieser für das Christentum gewonnen würde, wäre er ein starkes Bollwerk gegen die Fortschritte des Islam.“ Das ganze, weite Innere ist von der Mission noch unberührt. Die Fortschritte des Handels im Innern, die Ausbreitung des Islams gegen Süden und die atheistische Richtung in der französischen Regierung können gefährlich für die Mission werden, aber zunächst ist der Weg noch offen.

Es wurde schon im 1. Kapitel erwähnt, und ein Blick auf die Karte bestätigt es, daß zwei Drittel von Nigeria ganz ohne Mission sind. Wollte man in jeder Provinz auch nur zwei Ausgangspunkte für weitere Unternehmungen besetzen, würde man wenigstens achtundvierzig Missionare und die doppelte Zahl eingeborener Christen brauchen. Bis jetzt hat man aber nur vierunddreißig Missionare, und diese sind sehr ungleich verteilt. Die Mohammedaner dringen stetig in die heidnischen Gegenden vor, und in solchen Orten, wo der Islam Eingang gefunden hat, verbietet die englische Regierung leider die Niederlassung der christlichen Missionare, sodaß eine Evangelisation unter den Mohammedanern unmöglich ist. Nur ein kleiner Teil des Volks kann lesen, und von den vorhandenen Bibelübersetzungen ist hier nur das Neue Testament in der Haussa- und der Nupe-sprache zu gebrauchen; es gibt aber hier zwei Hauptsprachen und dreiundzwanzig weniger verbreitete Mundarten, in die noch kein Teil der Hl. Schrift übersetzt ist.

Nordafrika gilt für ein besetztes Gebiet, aber in den Staaten der Berberei: Marokko, Algerien, Tunis und Tripolis ist das Werk erst in den letzten dreißig Jahren angefangen worden und hat bis jetzt nur ein paar vereinzelte Stationen und auf den wichtigsten Punkten nur eine Handvoll Arbeiter. Südtripolis und das Gebiet von Oran in Algerien sind so gut wie unbesetzt, denn

jedes hat nur eine Missionsstation, und der südlich und östlich vom Atlas gelegene Teil von Marokko ist ein noch gar nicht in Angriff genommenes Feld. Das südliche Tunis hat keine Missionsstation. Die am weitesten nach Süden vorgeschobene ist die im Jahr 1897 von der Nordafrikanischen Mission gegründete Station in Kairuan. Die Stadt hat 30 000 Einwohner und ist ein Mittelpunkt der mohammedanischen Gelehrsamkeit und der Unternehmungen für Ausbreitung des Islam. Und in dieser Stadt ist nur ein verheirateter Missionar und eine unverheiratete Missionarin. Von Kairuan aus könnte man in südöstlicher Richtung ungefähr 3500 km reisen, ehe man die nächste Missionsstation auf dieser Linie — Upoto am Kongo — erreichte. Kann irgend etwas einen deutlicheren Begriff von den weiten Länderstrecken Afrikas geben, die noch auf das Licht des Evangeliums warten?

Wenden wir uns nun zu den Gebieten, von denen man gewöhnlich annimmt daß sie besetzt seien. Im 1. Kapitel und in den ersten Abschnitten dieses Kapitels haben wir gesehen, daß in Asien und dem Malaiischen Inselmeer eine Bevölkerung von wenigstens sechzig, in Afrika eine solche von siebzig Millionen von dem Missionswerk der evangelischen Kirche ganz unberührt ist.

Es sind nun noch Gebiete zu betrachten, die gerechterweise nicht übergangen werden dürfen, ja, die in manchen Beziehungen fast noch wichtiger sind als die schon betrachteten. Solche Gebiete sind entweder eingekreilt zwischen oft ungenügend besetzten und dürftig bebauten Missionsfeldern, oder sie grenzen an solche, die auf einen Küstenraum beschränkt sind. Jene Gebiete fallen auf der Karte nicht so ins Auge, und doch sind sie ebenso verlassen und bedürftig wie Tibet oder Afghanistan. Und diese Bedürftigkeit muß unser Mitleid ganz besonders erregen, wenn sie, wie es vorkommen kann, ringsum von glücklicheren Ländern umgeben sind, die schon ihre Mission

haben, oder doch im Bereich des Missionseinflusses liegen. Jene Länder verdienen auch darum besondere Beachtung, weil man sie meistens mit weniger Aufwand von Geld und Menschen versorgen kann, als die ganz unbeflegten Gebiete. Man könnte für die Evangelisation jener bis jetzt so vernachlässigten Gegenden auf die einfachste, vernünftigste und wirksamste Weise durch möglichst rasche und reichliche Verstärkung der angrenzenden Missionen sorgen. Genaue Forschungen führen zu der Überzeugung, daß die Not der Länder, die von einem durch die Mission besetzten Gebiet umgeben sind oder daran grenzen, am dringendsten schnelle und auch recht ausgiebige Hilfe fordert. Eine vollständige Übersicht würde vielleicht zeigen, daß die ganze Bevölkerung jener Gebiete größer ist als die der bisher aufgezählten.

Es ist freilich schwierig, diese beschränkten, besonderen Gebiete zu besprechen, denn einmal läßt sich nicht leicht genau bestimmen, wie weit der Einfluß und die Verantwortlichkeit einer in ihrer Nähe befindlichen Mission reicht, und dann ist eine solche Übersicht über die unbeflegten Gebiete, die auch die Lage und Umgrenzung der kleineren Teile genau angäbe, bis jetzt noch nie versucht worden. Viele Missionare haben nicht einmal ihre eigenen Grenzen genau bestimmt; manchmal nehmen sie große Gebiete in Anspruch die sie noch gar nicht besucht haben. Auch die von manchen vorgeschlagene Angabe, wieviel tausend von der Bevölkerung auf einen ausländischen Missionar kommen, ist unbefriedigend, besonders wenn man sie ohne Unterschied auf dünn bevölkerte, abgelegene und auf dichtbevölkerte, leicht zugängliche Länder anwendet. Auch wenn man, wie auf der alle zehn Jahre in Madras stattfindenden Konferenz, vorgeschlagen hat, daß auf je 25 000 Nichtchristen ein Missionar kommen solle, so fragt sich doch, ob nicht bei der Verteilung der Arbeit die so wichtige Mitarbeit der ein-

geborenen Gehilfen mehr zu berücksichtigen wäre. Wir können deshalb hier nur eine Übersicht über die Verhältnisse auf gewissen Gebieten geben, die als Beispiel dafür dienen, wie nötig auf dem Missionsgebiet der ganzen Welt die Hilfe ist.

Noch einen Punkt muß ich hervorheben, ehe wir weitergehen: Es ist klar, daß die Frage, welche Missionsgesellschaft ein bestimmtes Gebiet in Arbeit nehmen soll, hier nicht behandelt werden kann und sich deshalb auch nicht aufdrängen darf. Solche Fragen müssen von den Missionsgesellschaften sorgfältig erwogen werden, und wenn darum hier von unbefetzten Gebieten die Rede ist, so geschieht das nicht in dem Sinn einer Zeitungsanzeige: „Baugelände zu vergeben, an einzelne oder an Gesellschaften“, wobei dann jene großen Grundsätze freundlichen Einvernehmens und christlicher Politik, die gegenwärtig bei der Leitung der christlichen Mission zur Herrschaft gelangt sind, ganz außer acht blieben. Diese Grundsätze aber, die sowohl für die ganz als für die teilweise unbefetzten Länder gelten, dürfen nicht vergessen werden.

Wenn wir jene bedürftigen Länder betrachten, so müssen diese Grundsätze des Einvernehmens unter den Gesellschaften und der weisen Politik sowohl dieser Gesellschaften als einzelner Stationen besonders auch da zur Geltung kommen, wo es sich um Zusammenziehung oder Verteilung der Kräfte handelt. Beginnen wir mit Japan.

Zur Halbjahrhundertfeier der evangelischen Mission in Japan war vom 5.—10. Oktober 1909 in Tokio eine Konferenz versammelt, und was man da über die Leistungen der verflossenen fünfzig Jahre: über die Evangelisation, die Selbsterhaltung der einheimischen Gemeinden, den sich immer vertiefenden und immer weiter verbreitenden Einfluß des Christentums erfahren durfte, war gewiß sehr ermutigend. Aber wie ungeheuer

ist die Aufgabe, die noch in Japan vor uns liegt! Unter 52 000 000 Einwohnern erst 150 000 Christen! Und von den nicht ganz achthundert ausländischen Missionaren leben sechshundertundfünfzig in zehn Städten, in denen sich auch fünf Siebtel aller eingeborenen Missionare, Prediger usw. und aller japanischen Gemeinden befinden. Ein großer Teil des Missionspersonals schart sich um die großen Städte, während in vielen Provinzen die Mission dem Handwerker- und Bauernstand noch gar nicht nahe gekommen ist.

Die protestantische Mission begann im Jahr 1859 in den beiden offenen Häfen und hat in stetigem Fortschritt allmählich alle Provinzen besetzt. Anfangs mußten sich die Missionare in den größeren Städten sammeln, da Fremde nur unter allerlei Beschränkungen außerhalb der Vertragshäfen leben konnten. Auch jetzt noch wohnen 57 v. H. des Missionspersonals in acht Städten, nämlich: in Tokio 287, in Kobe 78, in Osaka 60, in Sendai 48, in Yokohama 45, in Kioto 43, in Nagoya 31 und in Nagasaki 30. Allerdings sind reichlich die Hälfte der Missionare in diesen großen Städten mit Erziehung und Unterricht, mit schriftstellerischen Arbeiten und mit der allgemeinen Leitung der Mission beschäftigt, aber die eigentliche Mission sollte über diesen Arbeiten nicht zu kurz kommen. Es gibt große Gebiete in Japan, wo die Missionsarbeit, auch wenn man die der eingeborenen Christen mit einrechnet, ganz ungenügend ist, und viele Gegenden sind tatsächlich von der Mission unberührt oder haben doch keine Missionsstationen. Der Kreis von Fufschima z. B. hat mit seinen 1 175 000 Einwohnern nur eine Missionsstation; der von Okajama (1 188 000 Einwohner) eine Station mit drei ordinierten Missionaren; der von Chiba (1 316 000 Einwohner) hat zwar drei Stationen, aber nur sechs Missionare und Missionarinnen. Die am meisten vernachlässigten Gegenden sind, im all-

gemeinen, die ganze Küste der Hauptinsel Hondo und große Teile der nordöstlichen Provinzen Japans. Die Erfolge sind im Verhältnis zu der Arbeit am magersten in den Bezirken Niigata, Fukui, Toyama, Ishitawa, Tohigi, Schimane, Saitama, Nara und Dita.

Von Japan wenden wir uns nach Indien. Hier sind die von der evangelischen Mission noch nicht besetzten Gebiete sorgfältiger erforscht als in irgend einem andern Land. „Die Missionsliteratur des letzten Jahrzehnts“, sagt der Bericht der Weltmissionskonferenz, „hat die Tatsache in helles Licht gesetzt, daß in Indien große Länderstrecken gar nicht oder ganz ungenügend besetzt sind. Dazu kommen noch die Gebiete, wo die vorhandenen Kräfte zur Fortführung des angefangenen Werkes nicht ausreichen. Große Teile der Vereinigten Provinzen,\*) Ostbengalens, Chota Nagpurs und Südbhars, die Gebirgswälder von Birma, die inneren Provinzen, die Zentralindische Verwaltung und überhaupt die Staaten, die unter einheimischen Fürsten stehen, sind vollständig unbesetzt . . . . . Zwei Menschenalter sind vergangen, seit die Mission in einigen dieser Gegenden ihre Arbeit begann, und doch hat kaum ein Drittel des Volks das Evangelium gehört.“ In den Vereinigten Provinzen waren im Jahr 1906 von 50 Bezirken nicht weniger als sieben mit einer Bevölkerung von 16 000 000, ohne einen ansässigen ordinierten Missionar. England mit Wales (ohne Schottland und Irland) hat ungefähr 35 000 000 Einwohner. Man denke sich nun, daß annähernd halb soviel Menschen in einem Teil des britischen Reiches noch heidnisch und ohne Missionar sind.\*\*)

In Zentralindien sind die einheimischen Staaten,

\*) Die Vereinigten Provinzen von Agra und Auddh (früher Nordwestprovinzen genannt) liegen südlich vom Pandschab.

\*\*\*) Die Zentralindische Verwaltung (Agency) besteht aus einigen einheimischen Staaten wie Gwalior, Indur usw.

die im Nordwesten an Kadschputana und die Vereinigten Provinzen, im Osten an die Präsidentschaft Bengalen und im Süden an die Zentralprovinzen grenzen, auch unbefetzte Gebiete, so z. B. die Bezirke Baghelkhand (36 000 qkm, 1 555 000 Einwohner) und Bandelkhand (26 565 qkm, 1 308 000 Einwohner). In Bandelkhand ist allerdings eine Missionsstation. Eine Bevölkerung von zusammen mehr als 2 800 000 Seelen hat nicht einmal ein halbes Duzend Missionare und Gehilfen. Gwalior (15 226 qkm und über 3 000 000 Einwohner) hat eine Missionsstation, Bhopal (17 745 qkm, 1 267 000 Einwohner) hat deren zwei. Da in ganz Zentralindien nur drei v. H. der Bevölkerung lesen können, und da es in den angrenzenden Staaten wahrscheinlich ebenso steht, die Bevölkerung also ganz auf Evangelisation durch den Mund des Missionars angewiesen ist, muß die Zahl der Missionsarbeiter durchaus sehr bedeutend vermehrt werden. In Bengalen sind viele Millionen ganz ohne Mission, und in vierundvierzig Bezirken ist die Zahl der Missionare so ungenügend, daß eine rasche Evangelisation unmöglich ist.

Herbert Anderson, der die Verhältnisse sorgfältig erforscht hat, sagt: „In der Provinz Bengalen allein gehen in jedem Jahrzehnt zwanzig Millionen Menschen aus dem Leben durch den Tod vor den gerechten Richterstuhl Gottes, ohne etwas von Jesus zu wissen.“

In Sindh, im westlichen Indien, einer der wenigst gekannten Provinzen, der die Mission besonders not tut, ist die mohammedanische Bevölkerung — 76 v. H. der ganzen Einwohnerschaft — ein noch kaum berührtes Feld.

Wenn wir uns von Japan und Indien mit ihrer dringenden, herzergreifenden Not nach China wenden, so treten uns da ähnliche Verhältnisse, nur in größerem Maßstabe entgegen. Man nimmt gewöhnlich an, daß

China mit den Nebenländern (Mandschurei, Mongolei, Tibet) auf 11 138 900 qkm eine Bevölkerung von über 400 000 000, d. h. ungefähr so viel wie ganz Europa habe. Die Zählungen in China sind jedoch sehr unzuverlässig, und nach der neuesten, die vielleicht etwas weniger ungenau ist als die bisherigen, kämen nur ungefähr 250 000 000\*) heraus. Die Bibliothek des Britischen Museums enthält — abgesehen von den 70 000 Bänden des Lesesaals — 2 000 000 Bände. Wenn nun die allgemeine Annahme von den 400 000 000 Einwohner richtig wäre, so würde man 200 solche Bibliotheken brauchen, um jeden Bewohner des himmlischen Reiches mit einer Bibel zu versehen. Im Jahr 1910 sind mehr als 2 000 000 Bibeln und Bibelteile in China verkauft worden; um aber jeden Chinesen auch nur mit einem Bibelteil zu versehen, wäre eine Summe von 60 000 000 Mark nötig. Und diese Bibelverbreitung ist nur ein Teil der Aufgabe, die bei der Evangelisation Chinas zu lösen ist.

Dieses ungeheure, von Menschen wimmelnde Gebiet, das größte aller Missionsgebiete, wurde sehr spät besetzt. Als 1864 die China-Inlandmission gegründet wurde, gab es in China nur fünfzehn evangelische Missionsstationen mit 2000 Christen. Jetzt hat die China-Inlandmission allein 205 Haupt- und 769 Nebenstationen. Jede Provinz in China hat ihre Missionen. Im ganzen gibt es 2027 einheimische christliche Gemeinden und 177 724 evangelische Kirchengenossen.

Aber die unvollendete Aufgabe in China ist noch ungeheurer und die unerreichten Volksmassen kann man nur nach Millionen schätzen. Beginnen wir einmal mit den

\*) Diese Annahme beruht allerdings auf einer Wahrscheinlichkeitsrechnung, denn die Bevölkerung wurde nicht nach Personen, sondern nach Familien gezählt. Jetzt soll eine Zählung nach Personen im Gang sein.

großen Städten, den Mittelpunkten für den Feldzugsplan, so zeigt sich uns dringend und mahnend die Tatsache, daß in China tausendfünfhundertundsiebenundfünfzig ummauerte Städte noch ganz ohne Missionare sind.

Wenn es von Jesus heißt: „Es jammerte ihn des Volkes“, dessen Menge ihn umgab, was muß er heutigen Tags von den Städten denken, in denen niemand von ihm zeugt, in seinem Namen die Kranken heilt, die Traurigen tröstet und die zerbrochenen Herzen verbindet!

Aber die Lage der Dörfer und der großen Masse des Volkes, das außerhalb der Städte lebt, ist ebenso erschreckend und für uns mahnend. Die Provinz Honan hat fast so viel Einwohner wie Frankreich. Von ihren 106 Städten haben 26 Missionare, 80 sind ohne Mission. Große Landstriche sind von der Mission noch nicht berührt. Und doch ist diese Provinz noch besser daran als viele andre. Wer eine Missionskarte dieser Provinz aufmerksam betrachtet, wird nicht zweifeln, daß eine Evangelisation des ganzen Reiches nur durch eine starke Vermehrung der ausländischen Missionare und einheimischen Gehilfen möglich ist. Die ersten protestantischen Missionare kamen vor mehr als einem Menschenalter nach Honan, und vor mehr als zwanzig Jahren wurde die erste dauernde Station gegründet. Trotzdem haben die verschiedenen Missionsgesellschaften zusammen jetzt erst 29 Hauptstationen. Und man bedenke, daß Honan nur eine von den neunzehn Provinzen des eigentlichen China ist.

Die sorgfältige Übersicht über die Bedürfnisse Chinas, die für die Edinburger Weltmissionskonferenz von 1910 gemacht wurde, sagt folgendes über die Verhältnisse des chinesischen Reiches\*):

\*) Zitate, bei denen kein Verfasser und überhaupt keine Quelle genannt sind, sind in der Regel dem Bericht der Edinburger Weltmissionskonferenz von 1910 entnommen.

„Es haben zwar alle Provinzen und mit Ausnahme Tibets alle Nebenländer Missionsstationen, aber trotzdem sind weite Länderstrecken noch unberührt. Tibet ist ja, wie schon vorher erwähnt, noch ganz ohne Mission; Sinkiang hat nur drei Stationen, aber da es sehr dünn bevölkert ist (1 426 000 qkm, 1 200 000 Einwohner, nur 0,7—8 Einwohner auf den qkm), hat es im Verhältnis zur Einwohnerzahl mehr Missionare als alle die dichter bevölkerten Provinzen mit Ausnahme von Fukian, Tschefiang und Kiangsu. Die Mongolei, die mit 3 543 000 qkm (2 600 000 Einwohner, 0,6—7 auf den qkm) sechsmal so groß ist als Deutschland und beinahe so groß wie das eigentliche China, hat nur vier Stationen und zehn Missionare; allerdings arbeiten in ihr auch die Bibelboten der englischen Bibelgesellschaft. Dieses weite Land ist zwar größtenteils wie die Chinesen sagen, eine Sandwüste und ein regenloses Meer, und darum könnte man denken, der Mangel an Missionaren sei hier nicht so sehr zu beklagen, aber die Nomaden sind sicher ebenso verlassen und hilfsbedürftig, wie die Hirtenvölker in andern, schwach bewohnten Ländern. Von der Mandschurei (942 000 qkm, 16 000 000 Ew., 16—17 auf den qkm) ist die nördliche Hälfte ganz ohne Mission; nur im Süden und Westen sind einige Teile besetzt und wahrscheinlich sind auch in diesen Gegenden zwei Drittel der Bevölkerung von der Mission ganz unberührt.

„Es ist schwer, genau zu sagen, welche Teile der neunzehn Provinzen des eigentlichen China noch ganz ohne die Verkündigung des Evangeliums sind, da man über die Ausdehnung der Reisepredigt keine Berichte hat. Wahrscheinlich sind vier Fünftel von Kansu, Tünnan, Kueitschou und Kuangsi bis jetzt ganz unberührt und werden es auch bleiben, bis die Missionare so weit vorgedrungen sind, daß die Leute zu ihnen kommen können. Da diese dünn bevölkerten Provinzen zusammen auf

einem Gebiet von 1 079 000 qkm 34 200 000 Einwohner haben, sehen wir hier vielleicht die größten missionslosen Länder teile, wenn wir auch daneben die großen Länderstrecken in Setchuan und Schensi nicht vergessen dürfen. Überhaupt sind in allen Provinzen viele und volkreiche Gegenden, die — menschlich gesprochen — schwerlich das Evangelium hören werden, wenn die Kirche nicht dafür sorgt, daß es ihnen bekannt wird. In der Provinz Kuangtung z. B. (259 100 qkm und mehr als 31 000 000 Einwohner), der ersten Provinz, die einen Missionar der Neuzeit aufnahm,\*) gibt es jetzt, nach mehr als hundert Jahren im Norden, Westen und Süden Landstriche mit einer Bevölkerung, so groß wie die der Südseeinseln und der Philippinen zusammengenommen, die noch ohne einen Prediger des Evangeliums sind. Ungefähr 230 km entfernt von der Gegend, wo Morrison wirkte, sind drei Bezirke mit etwa 10 000 Dörfern, deren jedes durchschnittlich 250 Einwohner hat, und die so nahe beisammen liegen, daß man von einem Mittelpunkt aus manchmal in einem Umkreis von 8 km 600 Dörfer zählen kann. Unter diesen Orten sind Hunderte, in die nie ein Missionar oder eingeborener Evangelist den Fuß gesetzt hat.\*\*)

\*) Der erste evangelische Missionar in China, Robert Morrison, kam 1807 nach China, lebte in Kanton und Makao, lernte Chinesisch, übersetzte die Bibel und verfaßte ein Chinesisches Wörterbuch. Er starb 1834.

\*\*\*) Der Edinburger Konferenzbericht gibt die auf S. 54 abgedruckte, nach Provinzen geordnete, statistische Übersicht über die Besetzung des Chinesischen Reichs durch die Mission. Die Ordnungszahlen geben die Reihenfolge an, in der die Provinzen nach Größe, Einwohnerzahl, usw. kommen. Fukian z. B., ist nach der Größe die zwanzigste Provinz, nach der Einwohnerzahl die achte, nach der Dichte der Bevölkerung die dritte, nach der Zahl der Missionsstationen ebenfalls die dritte, nach der Zahl der Missionare die vierte und nach der Zahl der Einwohner, die auf einen Missionar kommen, die neunzehnte in der Reihe.

Schließlich müssen wir auch noch der vielen Millionen von Mohammedanern gedenken, die in China leben und von der Mission noch unberührt sind. Freilich mögen die 30 000 000 Mohammedaner im eigentlichen China und in Chinesisch-Turkistan wenig erscheinen neben den Hunderten von Millionen Chinesen, unter denen sie leben, aber wenn wir bedenken, daß die ganze Bevölkerung von Ägypten und Persien zusammen noch nicht an jene Zahl reicht,\*) und daß jene 30 000 000 keinen einzigen für sie bestimmten und für ihre Bedürfnisse ausgebildeten Missionar und — abgesehen von ein paar unbedeutenden Ausnahmen — keine für sie brauchbaren Bücher haben, dann werden wir einen klareren Begriff von jener Aufgabe bekommen. Was würden wir sagen, wenn die Mandschurei oder die Mongolei gar keine Missionare hätte, oder wenn man sich um Tibet, das verschlossene Land, in Missionskreisen gar nicht kümmerte? Und doch ist die Zahl der chinesischen Mohammedaner viel größer als z. B. die der Bewohner der Mongolei . . . . Die Mohammedaner leben in China als ein besonderes Volk, für das tatsächlich noch nichts getan und dessen Vorhandensein eigentlich gar nicht beachtet worden ist.

Der Überblick über diese von der Mission nicht besetzten Gebiete und nicht erreichten Millionen, über Stämme und Völker, die mit dem lebengebenden Christus noch gar keine Berührung haben, muß uns gewiß ins Gebet und durchs Gebet zu ihnen hintreiben.

---

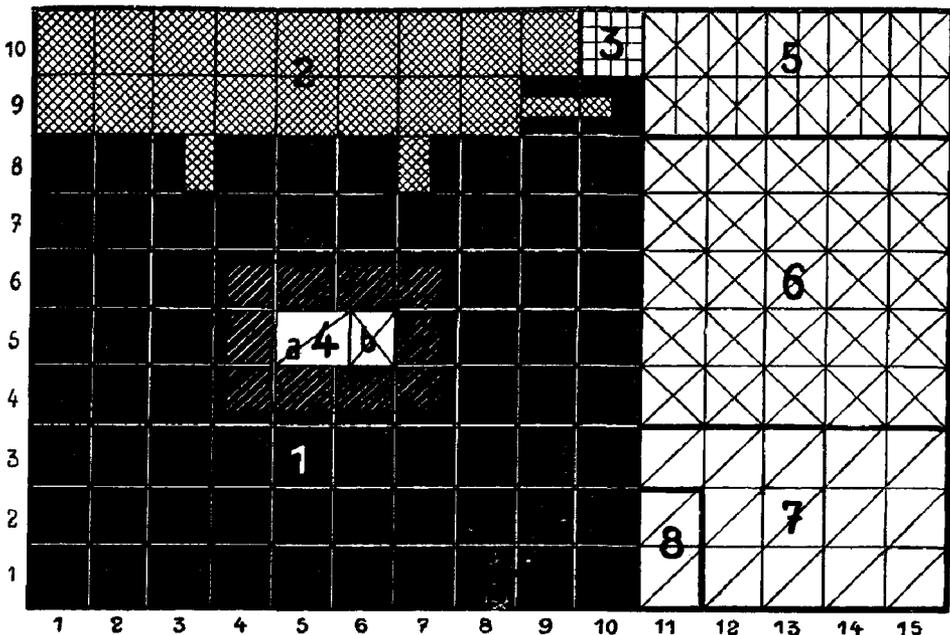
\*) Ägypten hat beinahe 10 000 000, Persien 9 000 000 Ew.

Provinz	qkm		Einwohner		Auf 1 qkm		Missions- stationen		Mis- sionare		Auf 1 Missionar kommen Einwo.	
Fukian	120 000	20.	22 876 000	8.	170	3.	42	3.	378	4.	60 520	19.
Honan	176 000	16.	35 316 000	3.	200	2.	33	6.	175	11.	214 000	4.
Hunan	216 000	10.	22 169 000	9.	102	11.	19	15.	184	9.	120 400	10.
Hupei	185 000	14.	35 280 000	4.	169	4.	31	8.	280	7.	126 000	9.
Jünnan	380 000	6.	12 324 000	13.	32	16.	9	17.	39	18.	316 000	2.
Kanfu	325 000	7.	10 385 000	16.	31	17.	17	16.	70	16.	148 300	8.
Kiangfi	180 000	15.	26 532 000	6.	147	6.	37	4.	169	10.	156 900	6.
Kiangsu	100 000	21.	13 980 000	12.	139	7.	19	14.	503	1.	27 700	21.
Kuangfi	200 000	12.	5 142 000	20.	25	18.	8	18.	56	17.	102 800	13.
Kuangtun	259 100	9.	31 865 000	5.	125	8.	56	1.	471	2.	67 600	17.
Kueitshou	174 000	17.	7 650 000	18.	44	14.	6	19.	23	19.	332 000	1.
Nganhuet	142 000	19.	23 670 000	7.	160	5.	22	13.	123	13.	111 200	12.
Schanfi	212 000	11.	12 200 000	14.	57	13.	35	5.	145	12.	84 100	15.
Schantung	145 000	18.	38 247 000	2.	263	1.	32	7.	343	5.	111 500	11.
Schenfi	195 000	13.	8 450 000	17.	44	15.	27	10.	95	15.	88 900	14.
Setshuan	566 000	5.	68 724 000	1.	118	10.	47	24.	386	3.	178 000	5.
Sintfiang	1426 000	2.	1 200 000	2.	0,8	21.	3	21.	18	20.	66 600	18.
Tschefiang	95 000	22.	11 580 000	15.	123	9.	30	9.	311	6.	38 400	20.
Tschili	300 000	8.	20 937 000	10.	69	12.	26	11.	277	8.	75 500	16.
<b>Nebenländer</b>												
Mandschurei	942 000	4.	16 000 000	11.	16	19.	24	12.	107	14.	149 500	7.
Mongolei	3543 000	1.	2 600 000	21.	0,7	22.	4	20.	10	21.	260 000	3.
Tibet	1200 000	3.	6 500 000	19.	5	20.	0		0		0	

# Zahlenverhältnis der nichtchristlichen und christlichen Völker.

Die Zahlen sind abgerundet nach Warnef, Geschichte der protest.  
Missionen, S. 508 und 521.

Es sind 150 Quadrate; auf jedes kommen je 10 Millionen Menschen;  
die Gesamtbevölkerung der Erde wird geschätzt auf 1500 Millionen.

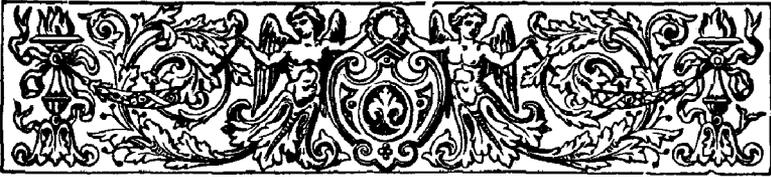


### Die nichtchristlichen Völker (etwa 1000 Millionen).

1. Heiden, etwa 800 Mill.
2. Mohammedaner, „ 180 „ (stetig zunehmend).
3. Israeliten „ 10 „
4. Heidenchristen: a) evangelisch } zusammen etwa 20 Mill.  
b) katholisch }

### Die christlichen Völker (etwa 500 Millionen).

5. Die griechisch-orthodoxe Kirche etwa 100 Millionen.
6. „ römisch-katholische „ „ 250 „
7. „ evangelische „ „ 150 „  
davon
8. „ heimatl. evang. Miss.-Gemeinde etwa 20 Millionen.



### 3. Kapitel.

## Die missionslosen Gebiete in den deutschen Kolonien.

Von Pfarrer E. Strümpfel.

Komm herüber und hilf uns.  
Apostelgesch. 16, 9.

Im Jahre 1884 trat das Deutsche Reich in die Reihe der Kolonialmächte ein. Rasch nacheinander erwarb es in Afrika und der Südsee umfangreiche Gebiete, die zusammen 2 669 000 qkm ausmachen und jetzt von 20 Millionen Menschen bewohnt sind. Nach den neuesten politischen Abmachungen mit Frankreich vergrößert sich dieser Besitz um rund 283 000 qkm, die bisher zu Französisch-Kongo gehörten. Die Bevölkerungsziffer des neuen Gebietes ist noch unbekannt.

Lassen wir diesen Zuwachs zunächst beiseite, so waren die Schutzgebiete zur Zeit als sie deutsch wurden, nicht ganz ohne Missionare und Heidenchristen. Samoa war schon christianisiert, Deutsch-Südwestafrika und Togo waren Stätten jahrzehntelanger, mühsamer und opferreicher Arbeit deutscher Missionare; in Deutsch-Ostafrika und Kamerun waren englische Missionare vertreten, in der deutschen Südsee hatten der American Board und die Australischen Methodisten ebenfalls seit Jahrzehnten gearbeitet. Nur Kaiser-Wilhelms-Land, der

deutsche Anteil an der großen Insel Neuguinea, war vor der deutschen Herrschaft noch von keinem Boten Christi betreten worden. Aber auch wo bereits mit dem guten Werke begonnen war, da erstreckte es sich doch vielfach erst auf einzelne Teile der Kolonien. Namentlich das mächtige Deutsch-Ostafrika, an Umfang fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich, hatte noch verschwindend wenig evangelische Missionsplätze aufzuweisen. So war eine große Heidenwelt unter deutscher Obrigkeit, die auf das Licht des Evangelium wartete.

Und die evangelischen Christen in Deutschland verschlossen ihr Herz nicht. Sie hatten zwar längst ihre Arbeitsfelder in der Heidenwelt gefunden und mit Liebe gepflegt; die großen deutschen Missionsgesellschaften haben zumeist schon drei Viertel eines Jahrhunderts hinter sich, die Basler Mission ist schon nahe an der Jahrhundertfeier, von der Brüdergemeinde gar nicht zu reden. Die Heidenmission des deutschen Protestantismus ist also bedeutend älter als die deutsche Kolonialpolitik. Ihre alten Arbeitsfelder nehmen nach wie vor viel Kraft in Anspruch, gerade je mehr die Segensernte auf ihnen reift; erinnern wir uns nur beispielsweise der deutschen Arbeit in Südafrika, der Basler Mission auf der Goldküste, der fruchtbaren Missionsfelder unter den Kol in Indien und den Batak auf Sumatra. Dennoch nahm die deutsche evangelische Christenheit auch die neue Aufgabe in den Kolonien auf ihr Herz und Gewissen. Man sah in der Erwerbung von Kolonien mit noch heidnischer Bevölkerung einen Fingerzeig Gottes, ein Missionsignal. Zugleich war's eine nationale Ehrenpflicht, den unter deutschen Schutz gekommenen Heiden deutsche Missionare zu senden. Es kam hinzu, daß leider an verschiedenen Punkten und aus verschiedenen Gründen im Laufe der Jahre englische und amerikanische Missionsgesellschaften aus deutschen Gebieten sich zurückzogen:

die englische Kirchenmission vom Kilimandscharo, die Londoner aus Uniamwesi, die englischen Baptisten aus Kamerun, der American Board von den Karolinen. Auch in diese Lücken traten deutsche Sendboten ein. Dagegen trat an einer Stelle auch eine außerdeutsche Mission neu in die Arbeit ein: die der amerikanischen Presbyterianer in Südkamerun. Deutscherseits sind seit Beginn der deutschen Kolonialpolitik 13 evangelische Missionsunternehmungen in den Kolonien neu begründet worden, ungerechnet die beiden, welche durch deutsch-englische Abmachung später unerwartet unter englische Herrschaft kamen (Leipziger Mission unter den Wakamba, Neukirchener am Tana).

Wenn es trotzdem noch große Gebiete in deutschen Kolonien gibt, die von der evangelischen Mission nicht besetzt sind, so darf man allerdings zwei Umstände nicht übersehen, welche zur teilweisen Erklärung dienen. Erstens sind oder waren doch bisher viele Teile der Kolonien noch verschlossen, teils durch das Klima und den Mangel an Erforschung und Verkehrswegen, z. B. in Neuguinea und dem Bismarckarchipel, teils durch Verbot der Regierung, welche bei noch nicht genügender Sicherheit des Landes Verwickelungen befürchtete, z. B. im Innern von Kamerun und Togo. Zweitens aber trat gleichzeitig mit der evangelischen die römische Mission auf den Plan und entwickelte den größten Eifer, um die deutschen Kolonien katholisch zu machen. Während es vor 1890 in Deutschland kein einziges katholisches Missionshaus gab, entstand nun eine ganze Reihe, und es gibt keine deutsche Kolonie, welche nicht von der römischen Mission mit Aufgebot zahlreicher Kräfte in Angriff genommen wäre. Auf die vorhandene evangelische Mission nimmt man wenig Rücksicht. Man setzt sich vielfach dicht neben sie und drängt sich ohne Bedenken ein, z. B. in Südwestafrika, welches von der Rheinischen Mission

tatsächlich ganz besetzt war. Vor allen Dingen aber sucht man der evangelischen Mission zuvorzukommen und die verfügbaren Gebiete für sich in Beschlag zu nehmen. In Deutsch-Ostafrika kam es der römischen Mission zustatten, daß sie schon vor der deutschen Besitzergreifung im Lande war und an der Küste wie in den an die Seen im Innern angrenzenden Ländern sich stark ausgebreitet hatte. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die katholische Mission in den deutschen Kolonien einen breiten Raum einnimmt und die evangelische zu überflügeln droht.\*)

Über gerade diese Konkurrenz macht es zur Pflicht, die noch unbefetzten Teile der Kolonien nicht länger ohne evangelische Missionare zu lassen. Es ist nicht zu verantworten, wenn z. B. ganze Inselgruppen der Südsee infolge protestantischer Nachlässigkeit zur römischen Domäne werden. Auch das zuerst genannte Hindernis der mangelnden Zugänglichkeit schwindet in der Gegenwart immer mehr. Die Erschließung unserer Kolonien macht große Fortschritte, besonders infolge der Bahnbauten in Ost- und Westafrika. Dadurch werden Landschaften, die bisher von der Küste aus schwer erreichbar waren, uns unmittelbar nahe gerückt, und lernbegierige Völker, deren animistische Religion ihnen keinen Halt mehr zu geben vermag, zumal angesichts der auflösenden Einflüsse der einströmenden europäischen Kultur, laden dringend zur Mission ein. Der stärkste Antrieb zur Besetzung neuer Missionsfelder ist gegenwärtig die mohammedanische Gefahr. Die deutschen Kolonien in Ost- und Westafrika liegen auf der Linie des unaufhaltbaren Vordringens des Islams. Im Innern von Kamerun und Togo drängt dieser immer mehr nach der Küste zu

\*) Mirbt, Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten. Tübingen 1910. — Hausleiter, Die evangelische Mission in den deutschen Schutzgebieten. Vortrag. Halle 1910.

und bedroht die weitere Entwicklung der heidenchristlichen Gemeinden. Die noch heidnischen Stämme müssen, wenn sie nicht christlich werden, früher oder später dem Islam anheimfallen, und es ist Tatsache, daß mohammedanisch gewordene Völker viel schwerer für das Evangelium zu gewinnen sind, als heidnische. In Ostafrika geht die mohammedanische Propaganda von der Küste aus auf den von der deutschen Kolonisation geschaffenen Wegen in die entferntesten Teile der Kolonie. Seitdem die deutsche Macht den Sklavenhandel unterdrückt und Frieden geboten hat, sind die heidnischen Stämme wehrlos gegen den Islam. Dieser empfiehlt sich den Eingeborenen als bequemstes Mittel zu sozialem Fortschritt und hat an Händlern und Unterbeamten eine Stütze seiner Ausbreitung. Auch von kolonialpolitischer Seite wird die Gefahr, welche durch den Islam der deutschen Herrschaft und Kulturarbeit droht, allgemein anerkannt. Der deutsche Kongress 1910 hat deshalb in einer Resolution die deutsche Christenheit aufgefordert, alle vom Islam noch nicht besetzten Gebiete der deutschen Kolonien unverzüglich in missionarische Pflege zu nehmen. So liegen in den Kolonien dringende Aufgaben vor, denen sich die deutsche evangelische Christenheit nicht länger entziehen kann und darf.

Durchwandern wir nun die einzelnen Schutzgebiete\*) und zwar zuerst die afrikanischen, so kommt Südwestafrika für unseren Zweck wenig in Betracht, denn es ist von evangelischer Mission ausreichend besetzt. Im Ovamboland stehen neben den Rheinischen auch die Sendboten der Finnischen Missionsgesellschaft in gesegneter Tätigkeit. Nur im sog. Caprivi-Zipfel, dem schmalen Streifen, mit welchem Deutschland durch die Kalahari bis ans rechte Ufer des Sambesi reicht, gibt es

\*) Meyer, Das deutsche Kolonialreich, 2 Bde. Leipzig 1910. — Paul, die Mission in unseren Kolonien, 4 Bde. Dresden 1898—1908.

keine Missionsarbeit. Die trockene Westhälfte ist allerdings fast unbewohnt und die Osthälfte ein noch fast unerforschtes, schwer zugängliches Sumpfland. Dem deutschen Einflusse sind die auf 7500 Seelen geschätzten Völker der Linjanti-Niederung noch ganz entzogen; sie stehen in enger Beziehung zu den Nachbarstämmen des britischen Betschuanalandes und können am besten von dort aus mit dem Evangelium erreicht werden. Einmal war ihnen dies schon nahe, als Livingstone in Linjanti seine Hütte aufschlug.

Begeben wir uns nach Westafrika, so finden wir ein großes, unbefetztes Gebiet im nördlichen Togo, welches gerade jetzt von der Mission in Angriff genommen werden soll.\*) Bisher stand nur der Süden Togos der Mission offen; unter den dort wohnenden Ewestämmen hat die Norddeutsche Missionsgesellschaft ihr nach großen Opfern und Bedrängnissen aufblühendes und mit Fleiß bebautes Arbeitsfeld. Jenseits der Sprachgrenze der Ewe war das Land bisher für die Mission gesperrt. Von dem Hinterlande der benachbarten englischen Goldküstenkolonie aus kamen zwar die dortigen Basler Missionare immer wieder in Berührung mit den Völkern im nördlichen Togo. Auf einer Forschungsreise 1906 überzeugten sie sich davon, wie unaufhaltsam hier der Islam vorrückt, und in Basel erkannte man es für notwendig, ohne Verzug mit der Mission zu beginnen. Damals scheiterte die Ausführung an dem Verbot der deutschen Regierung, welche von der Mission eine Aufregung unter den Mohammedanern in Nord-Togo befürchtete und erklärte, bei den schlechten Verkehrsverhältnissen die Missionsniederlassungen nicht genügend schützen zu können. Erst wenn die Hinterlandbahn gebaut wäre, wollte die Regierung zustimmen. Jetzt ist dies Hindernis beseitigt, da die

\*) Fisch, Nord-Togo und seine westliche Nachbarschaft, Basel 1911.

Eisenbahn bis Atakpame bereits im Betrieb und ihre Fortsetzung bis zu dem weit im Norden liegenden Tschopowa in wenigen Jahren vollendet sein wird. Inzwischen hat aber die Regierung ihre Genehmigung davon abhängig gemacht, daß die evangelische und die in Togo neuerdings mit erdrückender Mehrzahl arbeitende katholische Mission auf 20 Jahre in eine Gebietstrennung willigen. Den Katholiken ist der östliche, gesündere und volkreichere Teil, der Sokode-Basari-Bezirk, zugefallen, welcher auch von der Eisenbahn den ersten Vorteil hat; sie haben ihre Vorposten längst dahin vorgeschoben. Für die evangelische Mission ist der westliche Teil bestimmt, in welchem reichlich 200 000 Menschen wohnen. Der wichtigste Stamm sind hier die Dagomba, deren Sprache zuerst zu erlernen ist; als Missionszentrum kommt in erster Linie die Stadt Tendi in Betracht. Unter den Dagomba und den ihnen verwandten Stämmen macht sich der Islam schon sehr geltend; etwas besser steht es noch bei den im gesunden und fruchtbaren Berglande des äußersten Nordens wohnenden Moba und Gurma, fleißigen Ackerbauern, die noch ganz heidnisch sind. Da die Norddeutsche Mission erklärt hat, daß eine so große Ausdehnung über ihre Kräfte gehe, so hat sich die Basler Mission entschlossen, in Nord-Togo einzutreten. Dieser empfiehlt sich das Gebiet auch dadurch, daß ein bedeutender Teil der Dagomba auf englischem Gebiete in der Goldküstenkolonie wohnt. Allerdings ist diese Gespaltenheit eine große Erschwerung. Aber eben die Tatsache, daß keine andere Gesellschaft die Arbeit übernehmen kann, machte es der Basler zur Pflicht, zuzugreifen. Sie schreibt an ihre Freunde: „Geschieht nichts von seiten der evangelischen Mission, so wird die katholische ganz Nord-Togo in Beschlag nehmen. Was aber nicht katholisch wird, das wird ohne allen Zweifel dem Islam anheimfallen. In dem wir das zulassen, geben wir, soviel an uns liegt,

ein Lebensinteresse der Weltmission preis, das wir durch unser Eintreten an unserem bescheidenen Teile könnten wahren helfen. Diese Verantwortung möchten wir nicht auf uns nehmen. Wir erkennen vielmehr in der gegenwärtigen Lage einen Ruf Gottes.“

Schwieriger zu lösen, wenn auch ebenso brennend, ist die Frage der Ausdehnung in Kamerun.\*) Auch hier war es die tapfere Basler Mission, welche zuerst bereit war, den englischen Baptisten die Arbeit in dem klimatisch gefährlichen Küstengebiete abzunehmen. Sie drang den Mungo und Wuri aufwärts bis jenseit des Urwaldgürtels, der die Küstenländer umgibt, und den Sanaga aufwärts bis Sakbayeme an seinem Mittellauf, wo sich ihr eine weite Tür zu volkreichen Landstrichen auftut. Neben sie trat später die kleinere Mission der deutschen Baptisten, welche ebenfalls mit Erfolg sich dem Inneren zuwendet, nachdem es auch ihr nicht gelungen ist, die alten Baptistengemeinden der Dualastädte sich ganz anzugliedern. Wenig angenehm ist die Konkurrenz der römischen Mission. Jedenfalls darf man trotz der noch nicht direkt berührten Stämme das Küstengebiet als von der Mission besetzt ansehen. Aber es bildet nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Kolonie.

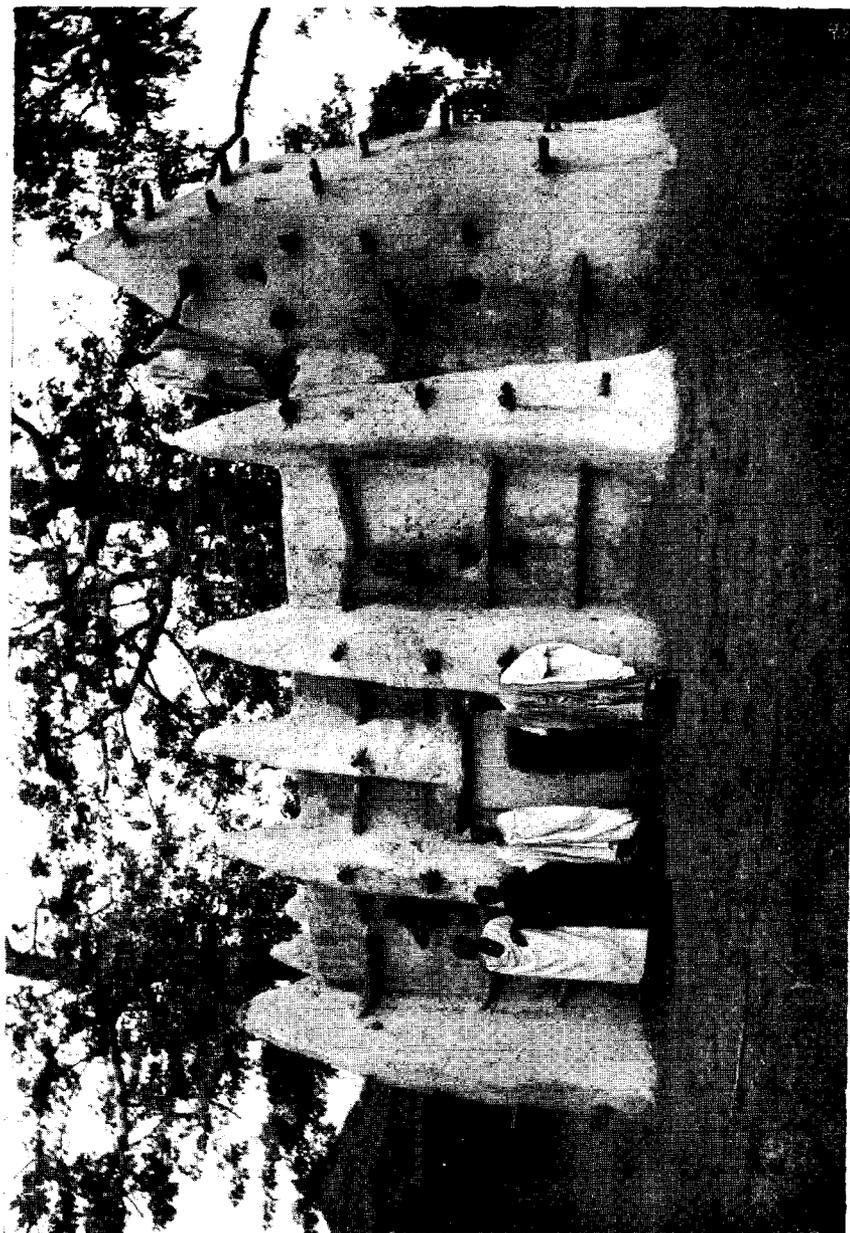
Ein ungeheures heidnisches Gebiet ist das fast  $\frac{1}{3}$  der Kolonie bildende Südkamerun (ohne den neuesten Zuwachs), südlich und östlich vom Sanaga. Als einzige Mission finden wir hier an der Küste und in der Umgebung des Randgebirges die der nordamerikanischen Presbyterianer, die seit 1885 aus den spanisch-französischen Gebieten, in denen die Kolonialpolitik ihnen sehr ungünstig war, sich nach dem deutschen Gebiete aus-

---

\*) Steiner, Kamerun als Kolonie und Missionsfeld. Basel 1910. Zur Benützung für das Folgende zu empfehlen: Deutscher Kolonialatlas von Sprigade und Moisel. Ausgabe 1911. Preis 80 Pfg.

gedehnt haben. Außer der Küstenstation Batanga haben sie ihre Arbeitsplätze unter den Bule, einem der gleich zu erwähnenden Fanstämme, und von Lolodorf aus unter den Ngumba, einem altansässigen, von den Fan bedrängten Bantustamme. Die Tätigkeit zahlreicher Missionsärzte und gute Handwerkerschulen verstärken den Einfluß dieser trefflichen Mission. Aber sie steht in Südkamerun noch ganz allein. Die Schwierigkeiten sind hier allerdings bisher nicht gering gewesen. Südkamerun ist ein schwer zugängliches und wenig erschlossenes Land. Viele Tagereisen breite Urwaldgebiete umlagern den Norden und Nordosten und erschweren das Vordringen. Dazu kommen die fortgehenden Verschiebungen der dortigen Völker. Die altansässigen Stämme sind auseinander gesprengt durch die aus dem Kongogebiet eingedrungene Gruppe der kriegerischen Fanstämme (Bule, Ntum, Mpangwe, Tekombe, Bane, Jaunde, Mwellle), welche zwar ebenfalls Bantu, aber von den älteren Bewohnern, namentlich sprachlich, sehr verschieden sind. Durch sie sind die Stämme der Makagruppe von ihren Verwandten am Sanaga, den Bakoko, weit abgetrennt und nach Osten geschoben. Dazu drängen von Norden her kräftige Sudanvölker (Wute, Baia, Bafia) tief in das Banbubereich hinein. Je länger je mehr werden aber diese bisherigen Missionshindernisse schwinden. Die Kautschuk-Ausbeute der Urwälder bringt den Verkehr zur Küste in Gang, namentlich auf der Straße von Kribi über Lolodorf nach Jaunde, dem Hauptplatze der Aufkäufer. Leider hat sich an beiden Enden dieser Straße die katholische Mission schon festgesetzt, aber auch für die evangelische ist weiter Raum. Überdies ist die Eisenbahn von Duala nach dem Jaundebezirk schon beschlossen; sie soll bei Edea den Sanaga kreuzen und südlich von Jaunde im Gebiete der Bane den Njong erreichen.

Sehr viel anders ist die Lage in Nordkamerun.



Moléche in Nord-Congo.



Moschee in Nord-Togo.



Hier handelt sich's um Sudanneger, die im ganzen kräftiger, begabter und kultivierter sind; hier fehlt es nicht an Zugangsstraßen, namentlich geht der Schiffahrtsweg des Benue und seiner Zuflüsse mitten hindurch; hier gibt es auch manche recht gesunde Hochländer und Gebirge. Aber diesen günstigen Bedingungen steht gegenüber als gewaltiges Hindernis der Islam. Nachdem am Tschadsee schon länger das mohammedanische Reich Bornu bestanden, überfluteten die Reitercharen der fanatischen Fulbe den südlichen Sudan und gründeten ein Reich mit der Hauptstadt Sokoto. Ein Vasallenstaat des letzteren war Adamaua. Die Sklavenjagden der Fulbe brachten eine Menge Sudanneger unter ihre Herrschaft und zur Annahme ihres Glaubens. Wohl sind diese nicht so unduldsam wie ihre Herren, aber sie blicken doch im Gefühl der höheren Kultur mit Verachtung auf ihre heidnischen Landsleute. So finden wir jetzt den Islam in zwei Hauptgebieten: am Tschadsee, wo die Kanuri, Kotofo und der nördliche Teil der Musgu sich zu ihm bekennen, und im westlichen Teile von Adamaua, von Garua im Norden bis Banjo im Süden, mit den zugehörigen Sultanaten Tibati und Ngaundere. Dazwischen aber liegen die Wohnsitze der noch heidnischen Stämme, hauptsächlich in den Gebirgen und in der Sumpfige gegend nach dem Logone zu, wohin die Fulbe zu Pferde nicht vordringen konnten. Diese Heidenvölker des Sudan sind es nun, auf welche der Blick der Missionsfreunde sich richtet.\*) Der Drang zur Küste, welcher bei allen Inlandstämmen sich regt, der Verkehr, der sie aus ihrer Abgeschlossenheit herausreißt, und die sich mehrenden Niederlassungen der Haussa-Händler steigern zusehends die Gefahr des mohammedanischen Einflusses. Dagegen würde eine Christianisierung dieser kräftigen Heidenvölker, welche eben durch ihre natürliche Tüchtigkeit sich des Islams er-

\*) Brauer, Unsere Mission vor der Entscheidung. Breklum 1911.

wehrt haben, einen Damm gegen diesen aufrichten. Jetzt sind sie noch für die christliche Mission zugänglich.

Einen ersten kühnen Vorstoß unternahm die Basler Mission, indem sie 1903 über das Randgebirge ins Grasland hinaufstieg zu den Bali und Bamum, deren Fürsten sie mit Freuden begrüßten. Eine neue Welt tat sich da den christlichen Sendboten auf: ein fruchtbares, relativ gesundes Land, fleißige, lernbegierige Menschen. Im Jahre 1908 haben die deutschen Baptisten sich dem Vordringen angeschlossen und unter den Tikarstämmen, östlich von Bamum, die schon stark unter mohammedanischem Einflusse stehen, die Station Ngambe gegründet. Weiter nach Osten wohnen die Domme in einem wilden Gebirge, die Wute in der Sanagamulde und die Baia, die über die bisherige Grenze der Kolonie hinüberreichen. Die von Bali nordwärts zum Benue führende Straße geht am Rande des Kumbo-Hochlandes hin (bis 2300 m), eines der dichtest bevölkerten Teile Kameruns. In den Tälern und Kesseln des Gebirges und auf der Hochfläche haben sich eine Menge aller verschiedener Stämme vor den Angriffen der Fulbe zusammengedrängt, man schätzt ihre Seelenzahl auf  $1\frac{1}{2}$  Million; darunter sind Stämme, die noch dem Kannibalismus huldigen (Batum, Takum, Mbila), während er bei anderen im Verschwinden ist.

Das Plateau von Südadamaua, in welchem die bisher genannten Heiden wohnen, stürzt nach Norden jäh ab; es folgen weite Tiefebene, aus denen aber gleichsam als Fortsetzungen des Plateaus steile Gebirgsstöcke sich erheben. Und wieder sind es hauptsächlich diese Gebirge, in denen sich die Heiden erhalten haben; es sind „Missionsfelder, die nach Arbeitern schreien“ (Bracker). Südlich des Benue finden wir von West nach Ost eine Reihe von Gebirgen, die zusammen ein bedeutendes Missionsfeld ausmachen. Der mächtige Wall des Tschibitgebirges, von der deutsch-englischen Grenze der Länge

nach durchschnitten, und das ganz auf englischem Gebiete liegende Berregebirge reichen bis an den Benue heran, wo die große Handelsstadt Yola liegt. Ganz auf deutschem Boden steigt das Atlantikagebirge bis zu 2000 m auf. Durch die 15—50 km breite Ebene des Faro-Tales von ihm getrennt, erhebt sich das nach allen Seiten steil abfallende Ssari-Massiv mit Höhen bis zu 2500 m. Dann folgt nach Osten eine wellige Ebene mit isolierten Bergen, die Inselbergregion von Bubandjidda. Alle diese Bergländer sind stark bevölkert, das Ssarigebiet soll 200 000 Einwohner zählen. Dagegen ist die vom Faro durchströmte Tieflandsbucht im Süden jetzt menschenarm infolge der Sklavenjagden der Fulbe. Die wichtigsten Heidenvölker dieses Gebietes sind: die noch unbekannten Berre, die Deffa im Tschebtschgebirge, die ihnen verwandten Tschamba im Atlantikagebirge und südlich desselben, die Mandji, Nuri und Bokko im Westen und Süden des Ssari-Massivs, die Batta am Nordrande desselben (großer Ort Kano mit Eisenindustrie), die vom Benue bis ostwärts über das Ssarigebirge hinaus sitzenden zahlreichen Durru, nach Osten hin die Mbum, Dama und Laffa und nördlich von den Dama bis weit ins Mandaragebirge hinein die von allen Sudanstämmen des Landes sprachlich sehr verschiedenen Falli. Als Ausgangspunkt für die Mission unter den Stämmen südlich des Benue bezeichnet Bracker das Ssari-Massiv, mit dem Atlantika zusammen ein Gebiet von etwa 20 000 qkm.

Nördlich vom Benue bietet das Mandaragebirge (ein Hochplateau mit Bergen bis 1200 m, im Osten bis Marua sich in Inselberge auflösend) ein ähnliches Bild wie im Süden das Kumbo-Hochland. Auch hier sind nämlich zahllose Heidenstämme (Margi, Ndaien, Falli u. a.) zusammengedrängt, die Schätzung schwankt zwischen  $\frac{1}{4}$  und  $\frac{1}{2}$  Million. Bis nach Binder im Osten, wo die Suggi in dreieckigen Lehmhäusern wohnen, und

nördlich bis Bama an der deutsch-englischen Grenze ist eine dichte heidnische Bevölkerung. Zwischen Tsga und Bama liegt „Dorf an Dorf; nirgends Armut oder schlechte Lebenshaltung; überall Wohlhabenheit und die unverkennbaren Spuren behaglichen Lebens“. Von den Mandarastämmen schreibt Hauptmann Zimmermann: „An den Hängen dieses Plateaus und den aufgesetzten Gebirgszügen und Kuppen hat sich ein Völkchen angebaut, das jeder lieb gewinnt, der länger mit ihm in Berührung gekommen ist. Not und Entbehrung hat die Heiden zur Arbeit erzogen; sie sind gesundet in der frischen Höhenluft und an den klaren Quellwassern und geschickt und anständig geworden in dem harten Kampf ums Dasein . . . Ihre Farmen sind Musterleistungen, ihre Wohnsitze richtige Schmuckkästchen; auf Schritt und Tritt begegnet man der Liebe zum eigenen Heim und zur Ordnung, dem Sinn für Gemütlichkeit und schöne Form.“

Es ist Pastor Braker sehr zu danken, daß er auf dies einladende Missionsfeld nachdrücklich hingewiesen hat. Die Mission findet hier dichtgedrängte Heidenvölker, die von der Küstenkultur noch nicht verderbt, aber mit jedem Jahre mehr vom Islam gefährdet sind, in verhältnismäßig gesunden Gegenden, in denen der Europäer ohne zu schwere Folgen für seine Gesundheit leben und die nötigen Lebensmittel überall erlangen kann. Vor allem ist dies Gebiet ohne große Schwierigkeit erreichbar. Von Garua, bis wohin die Dampfer auf dem Benue gehen, führen wichtige Straßen nach allen Seiten: nach Norden links und rechts am Mandaragebirge entlang, nach Süden um das Scharigebirge herum und ostwärts bis Kei Buba und Binder.

Das Tschadseegebiet, soweit es deutsch ist, wird östlich vom Schari und seinem Zuflusse, dem Logone, begrenzt. Es sind gewaltige schiffbare Flüsse, die zahlreiche Arme entsenden und wieder vereinigen, sodaß ein

Netzwerk von Wasserläufen entsteht und in der Regenzeit weite Flächen überschwemmt sind. Der schwarze Humus ist außerordentlich fruchtbar, oft meilenweit mit wildem Reis bestanden, selbst innerhalb der Sumpfwälder wird er massenhaft geerntet. Dies schöne, reiche Gebiet, von welchem freilich nun das wichtigste Stück an Frankreich fällt, ist zwar klimatisch für Europäer nicht günstig, die Hitze ist enorm und die Sümpfe sind Brutstätten der Moskiten. Aber die Bevölkerung ist so dicht wie in wenig anderen Teilen Afrikas; namentlich haben hier wieder große Heidenvölker sich zusammengedrängt, da die Fulbe-Reiter in den Sumpfsgegenden machtlos waren. Namentlich haben schon länger die Musgu den Blick der Missionsfreunde auf sich gelenkt: ein auffallend häßliches Volk, dessen Frauen sich das Gesicht noch durch große Lippen scheiben entstellen, mit wenig Kleidung und geringer Kultur, aber gutgehaltenen Höfen und Lehmhäusern und sehr hoch entwickelter Landwirtschaft. In ihrem 120 km langen und 50 km breiten Gebiete zu beiden Seiten des Logone steht Dorf an Dorf. Verwandt mit ihnen sind die ebenfalls heidnischen Tuburi und Suggi und die äußerlich mohammedanisch gewordenen Makari und Kotoko. Wir erwähnten schon als mohammedanisch das Mischvolk der Kanuri; auch sie sind sehr tolerant, während die Fulbe und der Araberstamm der Schua die einzigen wirklich fanatischen Mohammedaner der Kolonie sind.

So warten in Kamerun viele Millionen Heiden auf baldiges Kommen christlicher Boten. Und welchen neuen weiten Ausblick in Aufgaben, deren Tragweite sich noch gar nicht übersehen läßt, eröffnet der neueste große Gebietszuwachs infolge des deutsch-französischen Marokko-Vertrags! Zwar ist dies Neu-Kamerun, wie wir es einstweilen nennen, noch sehr unbekannt, von der Schlafkrankheit zum Teil entvölkert und von der Kolo-

nisation wenig erschlossen. Unmittelbar zugänglich sind zunächst außer der Küste nur die Plätze am Kongo und Ubangi, an welche Deutschland eben heranreicht. Aber es sind doch wieder Millionen von Heiden dadurch der deutschen Christenheit nahegerückt worden und werden wenigstens in Zukunft ihre Missionskräfte in Anspruch nehmen. An Stelle des Landes zwischen Logone und Schari, welches an Frankreich fällt, ist westlich des Logone ein großes, rein heidnisches Gebiet deutsch geworden, so daß eine neue Mission, die vom Benue her ostwärts vordringen würde, ein weites, aussichtsreiches Feld vor sich hat. Bisher ist die evangelische Mission in ganz Neu-Kamerun nirgends vertreten; es ist bekannt, wie Frankreich in seinen Kolonien den Protestantismus fernhält und unterdrückt; das neue deutsche Gebiet bedeutet darum eine Erweiterung des für das Evangelium offenen Teiles der Welt, eine göttliche Fügung, für die wir dankbar sein müssen.\*)

Wir wenden uns nun zu Deutsch-Ostafrika, der größten und zukunftsreichsten Kolonie. Welche Bedeutung ihr für die Mission zukommt, das geht schon daraus hervor, daß außer den zwei englischen Gesellschaften, die schon vor der deutschen Zeit im Lande waren, jetzt sechs deutsche und eine amerikanische Gesellschaft in der Missionsarbeit stehen. Allerdings verteilen sich die 160 evangelischen Missionare recht ungleich über die Kolonie, die doch an Umfang fast das Doppelte der Größe des Deutschen Reiches ausmacht. Die auf den ersten Blick sehr auffallende Verteilung hat vielerlei Gründe. Die englische Kirchenmission legte ihre Stationen in Usagara und Ugogo zunächst als Etappen auf dem anfangs von

\*) Vgl. Christ, Die Aufgabe der Mission gegenüber der Erwerbung am mittleren Kongo. Ev. Miss.-Magazin 1911 Dezbr. S. 553.

ihr benutzten Karawanenwege von Bagamoyo nach Uganda an, während die Universitätenmission ihr Hauptquartier in Sansibar aufschlug und von da aus vor allem ihrem alten Ziel am Njassa zustrebte. Läßt sich also die Wahl der Missionsfelder dieser beiden Gesellschaften vor allem geschichtlich erklären, so folgte im übrigen die missionarische Besetzung Deutsch-Ostafrikas vielfach den natürlichen Bedingungen des Klimas und der Verkehrswege. Wir finden sie am dichtesten an den Gebirgen und Hochländern vom Njassa bis zum Kilimandscharo, wo das Klima für Europäer verhältnismäßig günstig ist; für die Anfänge der Berliner Mission und der Brüdergemeine vom Njassa aus war neben dem Wunsche, möglichst fern von den mohammedanischen und anderen schädlichen Einflüssen der Küste zu arbeiten, nicht zum wenigsten auch der Wasserweg Sambesi-Schira-Njassa ausschlaggebend, der damals noch als der bequemste Weg zu den Inlandstämmen erschien. Neuerdings ist es die Eisenbahn und der zunehmende Verkehr zum Viktoriasee, welcher die Mission zu den dichtbewohnten nordöstlichen Landschaften der Kolonie einladet. So ließen sich noch eine Reihe von Gründen namhaft machen, die zu der ungleichen Besetzung des Landes geführt haben, z. B. die ungleiche Verteilung der Bevölkerung und die unruhige Lage im Norden und Süden infolge der bis in die neueste Zeit fortdauernden Völkerbewegungen. Nicht zuletzt aber ist die konfessionelle Frage in Betracht zu ziehen. Die evangelische Mission sieht sich einer gewaltigen römischen Missionsarbeit gegenüber, welche nicht bloß an Plätzen, die in die Augen fallen, vor allem an der Küste und in der Nähe der deutschen Verwaltungsstationen ihre äußerlich blendenden Niederlassungen ausgebaut, sondern auch vielfach dicht neben der evangelischen Mission sich festgesetzt und die von ihr erreichbaren Landschaften mit Besatz belegt hat. Es gibt nicht wenige Punkte, an denen sie

der evangelischen Mission die Möglichkeit der Ausdehnung abzuschneiden droht.

Aber wenn auch alle diese Gründe die jetzige Verteilung der evangelischen Streitkräfte einigermaßen erklären, so bleibt die Tatsache beklagenswert, daß viele wichtige Teile der Kolonie von der Mission noch ganz unberührt sind. In den beiden letzten Jahrzehnten konnte man sich über manche Inlandstämme mit dem Gedanken beruhigen, daß sie in ihrer Abgeschlossenheit gleichsam bewahrt seien und die Stunde, in der die Mission unter ihnen unbedingt notwendig würde, noch nicht gekommen sei. Aber jetzt ist die Zeit der Ruhe und Abgeschlossenheit im ganzen Lande vorüber.\*) Bis in die entlegensten Teile dringt die Flut der von der europäischen Kultur ausgehenden Einflüsse und wirkt zersetzend auf die alten heidnischen Grundlagen des Volkslebens. Die Uganda-  
bahn hat schon seit einem Jahrzehnt den Verkehr in der weiteren Umgebung des Viktoriasees gesteigert, und die Deutsche Zentralbahn, die von Dar-es-Salaam bis Tabora nahezu fertiggestellt ist und bis zum Tanganika weitergeführt werden wird, bringt ganz neue Verbindung zu zahlreichen, bisher weniger zugänglichen Landschaften. Der Bahnbau und die Arbeit in den Plantagen führt Massen von Eingeborenen auf längere oder kürzere Zeit aus der Heimat weg und vereinigt sie an gewissen Zentralpunkten. Alle diese Bewegungen mahnen uns, daß die Zeit gekommen ist, die Missionskräfte und Missionsfelder in Deutsch-Ostafrika zu vermehren und die neue Erschließung für die Ausbreitung des Evangeliums zu benutzen. Vollaufs dringend und unabwendbar wird diese Aufgabe durch die rapiden Fortschritte des Islams in den verschiedensten Gebieten Ost-

---

\*) Arenfeld, Die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika. Berlin, 1909, 10 Bfg.

afrikas und die Gefahr, daß die aus der Abgeschlossenheit herausgerissenen Inlandstämme über kurz oder lang mohammedanisiert werden. Mohammedanische Händler und Koranlehrer treten in wachsender Zahl auf, die Missionare sind z. B. in Sanguland ebenso Zeugen ihres Einflusses wie am Kimu- und Tanganikasee. Aus gründlicher Prüfung der jetzigen Lage heraus hat deshalb die deutschostafrikanische Missionskonferenz in Dar-es-Salaam im August 1911 den Beschluß gefaßt: „Eine kräftigere Ausgestaltung der Mission an der Küste wie an den Zentralpunkten im Innern ist im Blick auf den Islam dringend nötig.“ Dankbar zu begrüßen sind mehrere neue Missionsunternehmungen, die 1911 teils in Angriff genommen, teils geplant worden sind. Wir werden ihnen bei unserer folgenden Uebersicht begegnen.

Beginnen wir diese an der Küste, so finden wir zwar in Bagamoyo, Dar-es-Salam und Lindi die katholische, in Tanga und Dar-es-Salam die evangelische Mission; aber so bedeutende Plätze wie Kilwa, Mohoro, die Insel Mafia, die Scharen der Plantagenarbeiter bei Pangani, Saadami, Mikindami, die zahlreiche Suahelibebevölkerung in den Buchten von Kiswere, Mitschinga, Sudi harren noch auf die Niederlassung von Missionaren. Mag auch das Mischvolk der Suaheli sich bisher als wenig empfänglich erwiesen haben, so ist doch mit dem steigenden Verkehr zur Küste und der Wichtigkeit der Suahelisprache es immer notwendiger geworden, an der Küste die evangelische Verkündigung zu vermehren.

Das nördliche Küsten-Hinterland ist schon etwas besser versorgt; durch die Universitätenmission in Bondei, die Bielefelder Mission, die vor kurzem eine Hauptstation unter den Digo angelegt hat, und die Berliner Mission in Usaramo. Aber abgesehen davon, daß nur ein Teil von Usaramo von der Mission erreicht wird, ist das angrenzende Rhutu mit seinen schönen Bergland-

schaften und der fruchtbaren Kiffaki-Niederung von der Mission noch ganz unberührt.

Im südlichen Küsten-Hinterland herrschte lange Zeit Unsicherheit, die jedem Friedenswerke hinderlich war. Bis Kilwa streiften die räuberischen Wangoni und machten das Land zur menschenarmen Wildnis. Von 1897 an machte die Schutztruppe dieser Entvölkerung ein Ende, aber der Aufstand der Jahre 1905—07 hielt nochmals die Entwicklung auf. Die Mission hat darum bisher hauptsächlich in den nahe der Küste gelegenen Hochplateaus gearbeitet, in deren Bergen die von den Wangoni zusammengetriebenen Stämme Schutz suchten. So bestehen katholische Stationen in den Matumbi-Bergen und zu beiden Seiten des Lukuledi, Stationen der Universitätsmission im Makonde-Hochlande und in dessen Nachbarschaft. Die letztgenannte Mission hat ferner auf ihrem Wege zum Njassa bereits die über den Rovuma einströmenden Wajao und Wafua, energische Bantustämme, angetroffen, unter denen sie, namentlich im Njassagebiete selbst, arbeitet. Im übrigen bilden die südlichen Steppenebenen und die Niederungen am Rufidschi ein weites, von der Mission noch unbesehtes Land. Ehedem von den Raubzügen der Mafiti entvölkert, hat es doch in manchen Teilen wieder sehr dichte Bevölkerung, z. B. in der Landschaft Donde, in der Ulanga-Ebene und in dem vom Mangabogen umflossenen Berglande Upogoro. Nur mit einigen Außenstationen reicht die Berliner Mission in die Ulanga-Ebene, eins der schlimmsten Fiebergebiete, hinein, dagegen sind die Wandonde, von denen 1905 die erste Aufstandsbewegung ausging (zunächst gegen ihre Ausbeuter, die vorschußgebenden Inder und Kautschuk-Aufkäufer gerichtet), ohne Mission. Zum größten Teile unbeseht ist auch das ausgedehnte Hochland Ungoni im Südwesten der Kolonie. Nur auf den Bangwebergen arbeitet hier die Berliner Mission, wäh-

rend die katholische in der Umgegend des Bezirksamtes Songea Stationen hat.

Der am dichtesten von der Mission besetzte Teil der Kolonie sind die mächtigen *R a n d g e b i r g e*, die vom Norden des Njassa bis zum Kilimandscharo den Aufstieg zum innerafrikanischen Hochlande begrenzen. Schon 1891 machten die Berliner Mission und die Brüdergemeine das Kondeland zum Ausgangspunkte einer seitdem schön aufblühenden Arbeit. Die Berliner haben sich nordostwärts den Bwanji, Kinga, Bena, Hehe zugewandt und sind mit Gründung der Station Brandt auch in die fieberreiche, fruchtbare Sangu-Ebene hinabgestiegen, doch ist der Hauptteil von Usanga, auch die Residenz des Sultans, noch ohne Missionare. Die Ausbreitung der evangelischen Mission wird im Norden und Nordwesten sehr beengt durch die Benediktiner. Von den Katholiken stark in Anspruch genommen sind ferner Teile der Randgebirge zu beiden Seiten der alten Straße, jetzt der Mittellandbahn; namentlich gilt dies von dem Bezirksamte Mrogoro mit dem Ulugurugebirge und der vorgelagerten hügeligen Ufami-Ebene. Nord-Usagara ist das Arbeitsfeld der englischen Kirchenmission. Weiterhin finden wir in Usambara die Betheler, am Kilimandscharo, Meril- und Paregebirge die Leipziger Mission, in den Parebergen liegen auch Stationen der Adventisten. Trotz aller dieser Missionen gibt es im Bereiche der Randgebirge noch eine Anzahl unbesetzter, dabei sehr einladender Gebiete. Zu ihnen gehört Unguru, eins der schönsten Gebirgsländer, welches viel Ähnlichkeit mit Usambara hat und klimatisch für Europäer recht günstig ist, bisher aber der Verbindung mit den Hauptverkehrswegen entbehrte. Unbesetzt sind ferner Süd-Usagara und Useguha. Letzteres hat nur eine katholische Station. Den Eingeborenen von Useguha wird praktische Tüchtigkeit und Erwerbssinn nachgerühmt. Bemerkens-

wert wegen kannibalischer Opfergebräuche sind die Madone; in Gedja haben sich Wakuasi angesiedelt, die den Massai verwandt sind, aber das Nomadenleben ganz aufgegeben haben.

Der Norden Deutsch-Ostafrikas ist von alters her ein Schauplatz eigentümlicher Völkerbewegungen. Von Norden drängten nilotische und hamitische Hirtenvölker herein, überrannten und verdrängten die Bantu oder beeinflussten doch stark ihr Blut, ihre Sitte und Haltung. Den jüngsten Vorstoß dieser Art brachte das interessante Volk der Massai, welches bis zum Viktoriassee seine Raubzüge ausdehnte und namentlich die nach ihm benannte Steppe zwischen dem Kilimandscharo und dem zentralafrikanischen Graben mit seinen Herden durchzog. Die 1890 auftretende Rinderpest verursachte ein furchtbares Hungern und Sterben, dem  $\frac{2}{3}$  des Volkes erlagen. Nur langsam erholt es sich wieder; von der Mission sind bisher nur Randsplitter am Meru und Kilimandscharo erreicht worden.

An den Rändern des zentralafrikanischen Grabens finden sich einige katholische Stationen; im übrigen ist aber dies ganze Gebiet und namentlich die westlich vom Großen Graben gelegenen Hochländer ohne jede Missionsarbeit. Da gibt es scheue Völker von kleinem Wuchs, hellerer Farbe und einer an Schnalzlauten reichen Sprache; man rechnet sie zu der Urbevölkerung, die vor den Bantu Ostafrika bewohnte. Die Wahi, Wanege, Wafindiga führen noch heute ein Jägerleben, während die Wessandau, Wafiome und Waniraku sesshafte Bauern geworden sind. Da gibt es ferner hamitische Stämme, den Massai verwandt; unter ihnen die Wandorobbo, die als Steppenjäger zum Viktoriassee streifen, während die Wakuasi und namentlich das sehr sympathische, wenig negerhafte Volk der Watuturu den Übergang zur Sesshaftigkeit bereits vollzogen haben. Da sind

endlich Bantustämme, allerdings mit hamitischer Beimischung, namentlich in den Berglandschaften Trangi, Turu, Tramba und Issansu; zu ihnen gehören auch die Wagogo, die den nördlichen Teil der nach ihnen benannten Landschaft zu beiden Seiten der Eisenbahn bevölkern. Unter den Wagogo arbeiten Missionare der englischen Kirchenmission, in letzter Zeit mit wachsendem Erfolge; Süd-Ugogo, wo namentlich Wasagara wohnen, ist noch unbesezt. Im Hochlande Tramba (etwa 50 000 Bewohner) legt jetzt die Leipziger Mission den Grund zu einem neuen Werke; in der südlich anstoßenden Landschaft Turu hat sich schon eine katholische Mission festgesetzt.

Das ausgedehnte zentrale Tafelland Uniamwesti ist von einer einzigen evangelischen Mission besetzt. Von Urambo südwärts bis zum Rufwa-Graben zieht sich die Stationenkette der Brüdergemeine. Die Früchte fangen überall an zu reifen, aber die Zwischenräume zwischen den Stationen sind noch sehr groß und die Brüdergemeine hat noch kaum daran denken können, nach beiden Seiten ihrer Etappenstraße sich auszubreiten. Die großen Landschaften des Westens: Ukonogo, Ugala, Ukumbi und vollends die Uferländer des Tanganika warten noch auf die Botschaft des Heils. Zwar finden wir an einigen Hauptpunkten die Weißen Väter in eifriger Tätigkeit, so in Karema, von wo der Weg ins Hochland Usipa führt, und im Westen und Süden des Rufwa-Sees (St. Bonifaz, Simba, St. Moriz). Aber große Völker wie die Warua in der Gegend um das Tongwegebirge und die Wafawende in der nach ihnen benannten großen und schönen Landschaft sind vom Christentum noch nicht beeinflusst.

Eigenartig liegen die Verhältnisse in den zur deutschen Kolonie gehörigen südlichen Uferländern des Viktoriasees und in dem sog. Zwischenseegebiet zwischen Viktoria und Tanganika. Hier

hat zunächst die katholische Mission eine beträchtliche Ausdehnung, namentlich in dem noch zu Groß-Unyamweji gehörigen Ussumbwa, ferner in Usutuma, Usindja und der Uferewe-Insel; ferner ist die evangelische Mission im Südosten des Viktoria mit einigen Posten vertreten, die zum Teil schon aus der älteren Zeit der Uganda-Mission herriühren (Nassa), zum Teil in neuerer Zeit begründet sind (Adventisten und Afrika-Inland-Mission). Im ganzen ist auf diesem Teile der Ufergebiete des Viktoria-sees noch weiter Raum frei für evangelische Arbeit. Da sind die Wagaia (um den deutschen Posten Schirati), Wasjoba, Waruri, Waschaschi, lauter kräftige Stämme, die noch keinen Boten des Evangeliums haben. Westlich vom Viktoriassee bis zur Nordseite des Tanganika finden wir wieder mehrere katholische Niederlassungen, aber auch die evangelische Mission hat hier in neuerer Zeit mit frischer Kraft eingeseht. Hier liegen die am dichtesten bevölkerten Teile Deutsch-Ostafrikas. Fast die Hälfte aller Eingeborenen dieser Kolonie wohnt in dem Zwischenseegebiet in Landschaften, die sich bis in jüngste Zeit einer weitgehenden politischen Selbständigkeit erfreuten und seitens der deutschen Regierung von Europäern freigehalten wurden. Die Bewohner bieten ein merkwürdiges Bild. Körperlich und geistig hervorragende hamitische Stämme (Bahinda, Bahuma, Watussi) sind von Norden her bis nach Unyamweji hinein vorgeedrungen, haben die ansässigen Bantu unterworfen und bilden nun als Herrscher und Adelsgeschlechter eine meist streng gesonderte Oberschicht der Bevölkerung, während sie doch die Sprachen der unterworfenen Bantu angenommen haben. Wir finden diese Erscheinung in Karagwe, Upororo, Ruanda, Urundi, Uha. Je mehr aber nun auch diese Landschaften in den Verkehr (zur Uganda-bahn) hineingezogen und vom Islam bedroht werden, um so notwendiger wird in ihnen das Eintreten der

Mission. Bisher hat die Betheler Mission in Ruanda Fuß gefaßt, und die Neufirchener ist im Begriffe, die erste Station in Urundi zu gründen; es ist auch zu hoffen, daß die Schleswig-Holsteiner Missionsgesellschaft ihre Boten nach Uha und Udschidschi entsendet. \*) Aber das sind erst Anfänge. Andere Länder wie Karagwe, Upororo, das Gebiet der Kirungavulkane und das südlich gelegene Usswi warten noch. In Bukoba, dem Hafenplaz, von welchem der Verkehr aus diesen Ländern über den See zur Ugandabahn geht, hat die Betheler Mission eben erst einen Zwischenposten errichtet.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß wenigstens die Brüdergemeinde eine Bahnmission an der Strecke Kilimatinde-Tabora begonnen hat, aber andere notwendige Unternehmungen zur Versorgung der Wanderarbeiter harren noch der Ausführung. Die wichtigsten Plätze an der neuen Mittellandbahn können nicht lange unbesezt bleiben. Selbst wo schon die römische Mission sich niedergelassen hat, wird doch die evangelische Mission, schon um ihrer dort sich sammelnden Christen willen, nicht lange mehr fernbleiben dürfen.

Weitab von den afrikanischen Kolonien, auf der entgegengesetzten Erdhälfte, liegen die deutschen Schutzgebiete in der Südsee. Wie Ozeanien überhaupt, so sind auch die deutschen Inseln lange sehr unbekannt gewesen, und selbst heute ist ein Teil von ihnen noch wenig oder gar nicht erforscht. Man pflegt den vom Mutterlande so weit entfernten, wirtschaftlich noch weniger bedeutenden und über einen weiten Raum zerstreuten Gebieten weit weniger Beachtung zu schenken als den anderen Kolonien, und doch werden sie über kurz oder lang, namentlich nach Eröffnung des Panamakanals, immer wichtiger werden. Die evangelische Mission hat dort mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

\*) Siehe das schon angeführte Heft von Brauer.

Sie hat es in Melanesien mit einer auf sehr niederer Kulturstufe stehenden, mißtrauischen Bevölkerung, einem mörderischen Klima und vielen Verkehrshindernissen zu tun, während die Arbeit auf den weitzerstreuten und oft schwach bevölkerten Eilanden Mikronesiens unverhältnismäßig mühsam und kostspielig ist. Dazu kommt, daß viele Teile Mikronesiens von der dort tätigen amerikanischen Mission seit langer Zeit viel zu schwach besetzt und mangelhaft versorgt worden sind. Endlich sieht sich die evangelische Mission überall schwer behindert durch die rücksichtslos und mit Aufgebot überlegener Kräfte vorgehende römische Mission. Aber gerade im Blick auf die noch unbefetzten oder zu schwach besetzten Gebiete wird es durch diese Gegenmission für uns Evangelische zur ernstesten Pflicht, unsere Kräfte in der Südsee zu verstärken und bisherige Fehler gut zu machen.

Für unsere Betrachtung scheiden die Samoainseln aus, weil ihre Christianisierung abgeschlossen ist.

Um so mehr ist Deutsch-Mikronesien ein rechtes Schmerzenskind für uns. Die Marshallinseln (zusammen 410 qkm, nach amtlicher Angabe 14 000 Eingeborene), die deutsche Insel der Gilbertgruppe, Nauru, die Karolinen- und Palauinseln (zusammen 1450 qkm auf einem Flächenraum von fast 2,7 Mill. qkm zerstreut mit ca. 14 000 Eingeborenen, von denen  $\frac{2}{3}$  auf den vier hohen Karolinen: Rusaie, Bonape, Truk und Tap und den Palauinseln leben) waren ein Arbeitsfeld des Amerikanischen Board, indem unter seiner Oberleitung eingeborene Prediger und Lehrer aus Hawaii tätig waren. Weiße Missionare fehlten auf den Marshallinseln zuletzt ganz und waren auf den Karolinen in geringer Zahl vertreten; die Beaufsichtigung der farbigen Lehrer ließ darum zu wünschen übrig. Diese Praxis ist um so beklagenswerter, als die katholische Mission die evangelische fast zu erdrücken



König von Bali (Nord-Kamerun) im Tanzkostüm.



König von Bali (Nord-Kamerun) im Tanzkostüm.



droht. Auf den Marshallinseln hat die Genossenschaft vom heiligsten Herzen Jesu (Siltrup b. Münster, apostolisches Vikariat Jaluit) 7 Priester, 8 Patres und 15 Nonnen. Auf den Karolinen sind an Stelle der spanischen Kapuziner, welche aus der Zeit der spanischen Gewaltherrschaft her übel bekannt sind, allmählich deutsche Kapuziner getreten und arbeiten auf 10 Stationen mit etwa 50 Weißen (apostolische Präfektur Ponape). Dieser römischen Machtentfaltung gegenüber sah sich die bisherige evangelische Mission außerstande, sich dauernd zu behaupten. Auf Bitten des Amerik. Board, der sich von den Karolinen ganz zurückzog, trat endlich der deutsche Jugendbund für entschiedenes Christentum mit Missionaren aus Liebenzell in die Lücke ein; aber er hat mit seinen schwachen Kräften auch weiter einen schwachen Stand. Bisher sind erst die wichtigsten der Ost-Karolinen von ihnen besetzt. Das abgelegene Nauru, welches infolge der dortigen Phosphatlager die verkehrsreichste Insel geworden ist und jährlich von 56 Dampfern besucht wird, hat für 1850 Eingeborene (ausschließlich 400 Chinesen) eine katholische und eine evangelische Station. Die einen besonderen Verwaltungsbezirk bildenden Westkarolinen und die Palau-Inseln sind von der evangelischen Mission ganz unbesetzt, ebenso die Marianen, deren deutsche Inseln auf 626 qkm etwa 3000 Bewohner zählen (davon mehr als  $\frac{3}{4}$  auf der Insel Supan). Dagegen hat die katholische Mission Stationen auf Yap, den Palau-Inseln und den südlichen größten Marianen, auch der amerikanischen Insel Guam.

So ist Deutsch-Mikronesien ein Gebiet, welches nach Hilfe ruft. Abgesehen von den gelegentlich die Inseln heimsuchenden Taifunen ist es eine durch Klima, Fruchtbarkeit und landschaftliche Schönheit ausgezeichnete Welt, der es auch an Schiffsverkehr nicht fehlt. Namentlich der den Philippinen so nahe liegende westliche Teil hat regen

Verkehr mit der Außenwelt. Nicht nur laufen die viermal jährlich von Hongkong nach Sidney und zurück fahrenden Dampfer der Saluitgesellschaft die Palau-Inseln, Jap und die Marianen an, sodaß man Jap von Bremen aus in 40 Tagen erreicht, sondern auch der Norddeutsche Lloyd berührt Jap auf seiner Linie Japan-Australien, desgleichen die von San Francisco über Guam nach den Philippinen fahrenden Dampfer. Zwischen den einzelnen Inseln wird der Verkehr durch deutsche, amerikanische und japanische Segelschiffe, gelegentlich auch Regierungsdampfer vermittelt. Sollen alle diese Verkehrsstraßen nicht auch Bahnen für das Evangelium sein? Die Vereinigten Staaten gehen mit dem Gedanken um, die Insel Guam, welche ihnen als Kriegsbeute im Kampfe mit Spanien zufiel, wegen ihrer zentralen Lage im Stillen Ozean stark zu befestigen. Sie richten sich schon auf die Veränderungen ein, welche der Panamakanal bringen wird. Sollten Guam und Jap nicht auch Mittelpunkte für die evangelische Sache werden? Auf Guam hat der Amerik. Board wenigstens einen Anfang gemacht.

In Deutsch-Melanesien haben wir größere, kompakte Gebiete, die aber meist noch wenig erschlossen sind. Der deutsche Teil der großen Insel Neuguinea, Kaiser-Wilhelms-Land, umfaßt nahezu 182 000 qkm, ist also etwa halb so groß wie das Königreich Preußen. Mächtige Gebirge, auf denen man zeitweise sogar Schnee beobachtet, durchziehen das Innere, niedrigere Gebirgsketten treten nahe an die Küste heran. Zwei große Flüsse, der Ramu und der Kaiserin-Augusta-Fluß, die auf langen Strecken Breiten von 300—400 m und Tiefen von 4—5 m aufweisen, bieten ausgezeichnete Zufahrtsstraßen ins Innere; der Ramu ist auf 200 km schiffbar. Dennoch ist die Kolonisation infolge des sehr ungesunden Klimas und der schwer zugänglichen, für

Plantagenarbeit wenig brauchbaren Bevölkerung bisher über die Küste kaum hinausgekommen und hat sich hauptsächlich um einige Buchten konzentriert. Die Erforschung des Inneren geht langsam vorwärts. Man hat die Eingeborenen auf über 100 000 Seelen geschätzt, doch ist diese Angabe ganz unsicher. Tatsache ist, daß die dunkelbraune Bevölkerung an der Küste, mit der es die Weißen hauptsächlich zu tun haben, aus Melanesiern besteht, während im Inneren Papua sitzen, die wahrscheinlich von den Melanesiern verdrängt worden sind.

Die Mission ist bisher größtenteils auf einige Teile der Küste beschränkt. Am weitesten vorgeschritten ist die Neuendettelsauer lutherische Mission. Sie arbeitet auf 13 Haupt- und 10 Nebenstationen im Südosten, also in der Umgegend von Finschhafen und an den Küsten des Huongolfes. Eine Küstenstrecke von 60 Wegstunden Länge ist lückenlos besetzt; nur noch ein Teil der Westufer des Huongolfes trennt die Neuendettelsauer von der englischen Grenze und auch hier ist die Besetzung von Adolphhafen schon vorbereitet; auf der anderen Seite sind ihre nördlichsten Plätze Dorf-Insel und Sialum noch vier Tagereisen oder einen Tag Küstendampferfahrt von der Grenze der rheinischen Nachbarn entfernt. In den letzten Jahren aber ist die Neuendettelsauer Mission auch in das lange verschlossene Tal des Markham-Flusses eingedrungen und hat dort am Fuße des Schloßberges ihre jüngste Station gründen können. Was der Regierung nicht gelang, das hat die Mission zustande bringen dürfen: einen Friedensschluß zwischen den Völkern, deren ununterbrochene blutige Kämpfe bisher den Zugang ins Innere verwehrten. Das tatkräftige Vorgehen der Mission ist vor allem deshalb wichtig, weil es den Überlandweg nach dem Norden der Kolonie eröffnet. \*) Die Rhei-

\*) Flierl, Gedenkblatt der Neuendettelsauer Mission. 2. Aufl. Neuendettelsau 1910.

nische Mission, die nach schweren, opferreichen Anfangszeiten neuerdings schöne Erfolge erlebt, hat ihre 5 Hauptstationen in der Gegend der Utrulabe-Bai, davon 3 an der Küste, 1 auf dem dahinterliegenden Hansemannberge, 1 auf der wegen Vulkanausbruchs früher verlassenen, 1911 wieder besetzten Insel Dampier (auch Karkar genannt). Je länger je mehr findet das Evangelium in Dörfern des Inlandes Eingang, doch ist der alte Geheimkult dort in letzter Zeit wieder aufgelebt und sucht sich zu behaupten. Im ganzen erstreckt sich der Einfluß der Rheinischen Mission von Elisabethhafen bis zur Helmholtzspitze an der Rai- oder MacLay-Küste. Dicht neben ihr hat sich in Elisabethhafen die katholische Mission (Steyl) festgesetzt. Die anderen 9 katholischen Stationen verteilen sich von da aus nordwärts bis zur holländischen Grenze. Doch ist diese Ausdehnung so groß, daß viele Küstenstrecken unbesetzt sind. Namentlich die Umgebung des Mündungsgebietes der beiden Hauptflüsse harret noch der Besetzung, ebenso eine Menge Inseln, die längs der gesamten Küste verstreut sind.

Bismarckarchipel ist die zusammenfassende Bezeichnung für die durch den St. Georgs-Kanal getrennten großen Inseln Neupommern (24 000 qkm) und Neumeklenburg (13 000 qkm) mit allen zu ihnen gehörigen oder gerechneten kleineren Inseln, darunter dem nur einen abgetrennten Teil von Neumeklenburg bildenden Neuhannover (1500 qkm), der Admiralitätsgruppe (1950 qkm) und den beiden deutschen Salomon-Inseln. Die Bewohner, meist den Australiern verwandt und sehr kriegerisch, vielfach Kannibalen, werden auf 190 000 geschätzt. Die evangelische Mission liegt hier seit 1875 in den Händen der Australischen Methodisten. Sie haben von Anfang an sich vor allem christlicher Eingeborener aus Samoa und Witi, in letzter Zeit auch aus dem Lande selbst, bedient und nur eine kleine Zahl weißer Missionare

zur Aufsicht und Leitung berufen. Der Erfolg ist bisher erfreulich (4765 „Mitglieder“, 15 000 „Anhänger“). Das Seminar zur Ausbildung eingeborener Gehilfen befindet sich in Ulu, einer Insel in der Neulauenburg-Gruppe. Ihr am dichtesten besetztes Gebiet ist der Norden und Nordosten der Gazellenhalbinsel (Taliti- und Blanche-Bucht), also das Gebiet, in welchem auch die europäische Kolonisation am stärksten vertreten ist. Diese hat überhaupt erst seit der Missionsarbeit dauernd Fuß gefaßt. Jünger sind die Stationen der Methodisten auf der West- und Ostküste von Neumeklenburg. Leider hat sich seit den evangelischen Erfolgen die katholische Gegenmission (Bischof Couppe mit Priestern aus Silstrup) eingedrängt, dicht neben die evangelische gesetzt und diese in rücksichtsloser Weise zu schädigen gesucht; sie arbeitet auf 24 Stationen in Neupommern (Gazellenhalbinsel und westlich von Weberhafen), 2 in Neumeklenburg und 1 in Neulauenburg. So stellt sich heraus, daß erst ein verhältnismäßig kleiner Teil des großen Gebietes von der Mission besetzt ist: von Neupommern nur das nordöstliche Ende; der Hauptteil der ganzen gewaltigen Insel liegt noch völlig in der Finsternis und ist selbst an der Küste kaum erforscht; von Neumeklenburg ist die der Gazellenhalbinsel gegenüberliegende Mitte besetzt, der Norden und Süden wartet noch auf christliche Boten; desgleichen Neuhannover, die Admiraltätsinseln und die große Zahl kleinerer Inseln, die sich östlich von Neumeklenburg hinziehen und zum Teil polynesische Bewohner haben.

Die Bewohner der Admiraltätsinseln werden als den Papua ähnlich, erregbar und gewedt, dabei eitel, gutmütig und zudringlich geschildert. Dagegen gehören die 2000 Bewohner der Insel Mussau oder St. Matthias zu den wenigst zugänglichen der ganzen Südsee, werden auch als unsauber und diebisch beschrieben. Besonders leicht zugänglich und überschaubar ist die Insel Nissau, deren 1500

Bewohner ihre Kultur von den Salomonen haben. Auf der deutschen Salomoninsel Bougainville hat die auf den anderen (englischen) Inseln der Gruppe tätige katholische Mission der Maristen 3 Stationen, dagegen hat die evangelische Mission (Melanesische Missionsgesellschaft) die beiden deutschen Inseln noch nicht berührt.

Als letztes der deutschen Schutzgebiete pflegt Kiautschou in Nordchina mit der Hafenstadt Tientsin gezählt zu werden. Es kommt für unsere Frage aber kaum in Betracht, da nicht nur im Pachtgebiete selbst, sondern auch im Hinterlande die evangelische Mission bereits durch drei Gesellschaften (Berliner Mission, Allg. evang. prot. Missionsverein, amerik. Presbyterianer) vertreten ist.

Die deutschen Kolonien zeigen uns im ganzen dasselbe Bild wie der Gesamtbereich der Weltmission überhaupt: trotz zahlreicher, mehr oder minder nachdrücklich bearbeiteter und erfolgreicher Missionsfelder eine ganze Anzahl weiter noch unbesetzter Gebiete, und in den meisten dieser Gebiete die dringende Gefahr, daß sie katholisch oder mohammedanisch werden, wenn die evangelische Mission länger säumt, sich ihrer anzunehmen. Eine sehr ernste Verantwortung ist durch diese Lage der deutschen evangelischen Christenheit auferlegt. Rund 80 000 evangelischer Heidenchristen unter 20 Millionen eingeborener Bewohner unserer Kolonien, das ist ein Anfang, für den wir Gott preisen, aber eben erst ein Anfang, der zu weiterer, opferwilliger Arbeit ruft. Jedenfalls sollten deutsche Missionsgesellschaften, wenn sie neue Schritte unternehmen, in erster Linie dahin gehen, wohin Gottes Hand sie vor allem anderen weist, zu unsern Kolonien.



#### 4. Kapitel.

### Unüberwundene Hindernisse.

Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene  
Tür, und niemand kann sie zuschließen.  
Offenb. 3, 8.

Es muß doch gewiß seine Gründe haben, daß in einem so großen Teil der Welt das Evangelium noch nicht gepredigt ist, und daß selbst viele von den Ländern noch keine Mission haben, die an Missionsgebiete grenzen, wo das Evangelium schon Siege errungen hat.

Zweifellos liegt die Schuld vor allem an der Kirche selbst, wenn noch nicht in der ganzen Welt Christus gepredigt wird. Gleichgültigkeit gegen die Missionsfrage und der Mangel an einem die ganze Welt umspannenden Ausblick haben die Erfüllung der Aufgabe um Jahrhunderte verzögert. Man kann die Vernachlässigung sowohl der großen Länderstrecken als der kleineren, zerstreuten Landesteile der nichtchristlichen Welt ganz unmittelbar auf den Mangel an einer solchen richtigen und umfassenden Anschauung von dem Ziel der Mission zurückführen. Die Geschichte der Mission in China und in Innerafrika zeigt, daß Glaube und ein tüchtiger Anführer es den Missionaren ermöglicht haben, in neue Gebiete einzudringen, wo die Schranken und Schwierigkeiten unübersteiglich schienen. Wir dürfen frühere Verschümnis und gegenwärtige Gleichgültigkeit nicht entschuldigen.

Mangel an Menschen und Mitteln, um das Werk weiterzuführen, ist der Hauptgrund, warum immer noch große Volksmassen vernachlässigt sind, die von schon vorhandenen Missionsniederlassungen aus gut erreicht werden könnten. Dieser Mangel an Mitteln und Leuten ist ein Vorwurf für die Kirche.

Aber freilich bleiben auch viele Gebiete ganz unbesezt, weil es scheint, als ob äußere Hindernisse und Schwierigkeiten den Einzug des Evangeliums unmöglich machten. Manche von diesen Schwierigkeiten mögen zunächst fast unüberwindlich sein, andre sind nicht größer als solche, die in früherer Zeit auf Gebieten bekämpft und überwunden wurden, die jetzt reichlich mit Stationen besetzt sind. Aber die noch vorhandenen Schwierigkeiten müssen natürlich groß sein, denn im vergangenen Jahrhundert ist die evangelische Mission mit wenigen Ausnahmen immer in der Richtung vorgeedrungen, wo der Widerstand am geringsten war. Solange noch die ganze nichtchristliche Welt auf die Arbeit des Bahnbrechers wartete, hat die Kirche manchmal die schwereren Aufgaben verschoben, ist an verschlossenen Ländern vorübergegangen und in solche eingezogen die nach Missionaren riefen. Darum wird der Einzug der christlichen Mission in die jetzt noch missionslosen Länder keine leichte Aufgabe sein.

Die Schwierigkeiten des Klimas, die Gefahren und Beschwerden des Reisens in einem bis jetzt unbesuchten Land, die Schranken des Rassenhasses und des religiösen Vorurteils, die entschlossene politische Gegnerschaft feindlicher Regierungen — all das gehört noch nicht der Vergangenheit an und darf bei der gründlichen Betrachtung dieses Teils der Missionsaufgabe weder übersehen noch unterschätzt werden. Wir gewinnen nichts, wenn wir uns über die Art, die Zahl und die Größe jener Schwierigkeiten täuschen. Das noch vor uns liegende Werk ver-

langt bedeutende Kräfte und sorgfältige Untersuchungen, ehe wir es angreifen, sonst kann es nicht gelingen.

Aber vergessen wir auch nicht, was John Mott über die Schwierigkeiten sagt: „Schwierigkeiten haben auch ihr Gutes. Sie sollen uns nicht entmutigen, unsicher machen oder gar abschrecken. Sie sollen uns nicht zur Untätigkeit verleiten, sondern zu gesteigerter Tätigkeit anregen. Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden. Sie müssen die besten Kräfte der Christen hervorlocken. Vor allem müssen sie uns recht zu Gott hinführen und uns lehren, menschlichen Plänen und menschlicher Willensstärke gründlich zu mißtrauen.“

Die erste und Hauptursache, warum die unbefetzten Gebiete noch ohne das Evangelium sind, nämlich Mangel an Glauben und Unternehmungsg Geist in der Kirche, hat John Mott in seinen Schriften „Die Evangelisation der Welt in diesem Menschenalter“ und „Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir“ eingehend behandelt. Wir wollen darum hier gleich von den Nebenursachen reden. Sie liegen teils in der Beschaffenheit und dem Klima der betreffenden Länder, teils sind sie politischer oder religiöser Art.

Erstens: die natürlichen Hindernisse. Es gibt immer noch unerforschte Länder, in denen das Reisen voll von Beschwerden und Gefahren ist. Das Klima ist oft tödlich; die Lebensverhältnisse sind manchmal gefährlich oder fordern jedenfalls die allergrößte Selbstverleugnung.

David Livingstones berühmtes Wort: „Das Ende der geographischen Leistung ist der Anfang der Missionsunternehmung“, gilt immer noch. Manche Leute meinen, der Tag der geographischen Forschung neige sich zum Ende und außer den Polarländern seien eigentlich alle Länder der Erde genügend erforscht. Tatsächlich gibt es aber weite Gebiete in Asien und Afrika, die nicht nur noch keine Mission haben, sondern die noch von keinem

Forschungsreisenden besucht, von denen niemals Karten gezeichnet worden sind.

„Afrika ist freilich nicht mehr der dunkle Weltteil,“ sagt Hogarth, „aber es hütet immer noch eifersüchtig einige sehr dunkle Stellen. Was weiß man denn von den inneren Schillukländern, oder vom Sudan, oder von der Gegend zwischen dem oberen Blauen Nil und den Grenzen von Uganda? Und wer ist auf den Spuren von Gerhard Koblfs von den Dafen der Senusi\*) aus über Tripolis oder Kyrennaika nach Wadai gewandert?“

Den größeren Teil des missionslosen Gebiets in Afrika erreicht man nur mittelst langer, ermüdender Märsche durch Busch und Urwald mit üppigem, tropischem Pflanzenwuchs, oder durch mit Gestrüpp bewachsene Landstriche. Im allgemeinen ist in Afrika die Mission der Neuzeit von der Küste und den Strömen aus landeinwärts vorgeedrungen. Während die Mohammedaner immer noch auf den alten Überlandstraßen vordringen, ist die Mission bisher zu sehr bei ihrem Fortschritt den Wasserstraßen und Eisenbahnen gefolgt, und es gibt deshalb große Landesteile, in denen noch gar kein Versuch der Besetzung gemacht worden ist.

Die Geographen zeigen uns auf anschaulichen Karten, daß es nicht nur in den Polargegenden, sondern auch in Asien, Afrika und Südamerika\*\*) ziemlich ausgedehnte Gebiete gibt, über die wir einfach nichts wissen. Die größten dieser Gebiete sind in Asien.

Ganz abgesehen von Teilen Innerborneos, Britisch-

\*) Eine fanatische mohammedanische Sekte.

\*\*) Zu den unerforschten Teilen Südamerikas gehört vor allem der ungeheure Urwald im Gebiet des Amazonenstroms. Hier haufen verschiedene, noch ganz wilde Indianerstämme, die teilweise sogar Menschenfresser sind. Auch hier ist missionsloses Gebiet, und doch wäre die evangelische Mission hier dringend nötig, denn die Indianer fallen sonst dem schlimmen Einfluß europäischer Abenteurer zum Opfer.

und Holländisch-Neuguineas (oder des Papuagebiets, wie man es jetzt nennt), sowie den unerforschten Gegenden Nord Sibiriens, erwarten wichtige geographische Fragen ihre Lösung in West- und Innerasien.

Man hat vom Mond bessere Karten als von diesem Teil der Erde. Alle Berge, Ebenen und Krater im Mond sind aufgezeichnet und benannt, und den Astronomen ist der Kopernikus und der Eratosthenes ebenso bekannt wie den Geographen der Vesuv oder das Matterhorn.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus weiß man in mancher Beziehung so gut wie nichts von der Arabischen Halbinsel. Nicht der hundertste Teil des Landes ist vermessen, und was wir von dem Inneren wissen, beruht fast ganz auf dem Zeugnis von ungefähr einem Duzend Reisenden, die einen teuern Preis für das Eindringen in die unzugängliche Halbinsel bezahlt haben. Ihre Reiseberichte sind ein Zeugnis für die großen Schwierigkeiten, die die Mission finden muß, wenn sie diese Gegenden besetzt. Niebuhr\*) kehrte von seiner Reise-gesellschaft allein zurück; die andern starben am Fieber oder infolge der Strapazen. Huber wurde (1884) von Beduinen ermordet, und sein Reisetagebuch wurde nach seinem Tode herausgegeben. Euting, der eine Zeitlang mit Huber gereist war, gelang es durch scharfe Ritze bei Tag und Nacht der Verfolgung von ungefähr sechzig Beduinen zu entgehen und die Küste des Roten Meeres zu erreichen.\*\*\*) Seecken wurde in der Nähe von Taij

\*) Karsten Niebuhr, geb. 1733 in Hannover, Vater des berühmten Geschichtsforschers, bereiste im Auftrag der dänischen Regierung 1761—1767 Arabien und die Nachbarländer. † 1815.

\*\*) Unter den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Reise ist besonders wichtig die Entdeckung einer uralten, nordarabischen Schriftsprache. Die betreffenden Inschriften stammen ungefähr aus dem Jahr 1000 oder 1200 vor Mohammed.

ermordet und Manzoni wurde von einem Verräter unter den Gefährten mit seiner eigenen Flinte erschossen; Brede erreichte die Wüste Ahsaf\*) nach unfäglichen Leiden, und als er heimkam, verspottete man ihn und erklärte seine merkwürdige Geschichte für einen Roman. Erst Jahre nach seinem tragischen Tod offenbarte sich's, daß er wahr erzählt hatte. Und Doughty, der größte unter den Erforschern Arabiens, wurde krank und ohne einen Pfennig aus Medschd verjagt, wanderte dann zu Fuß mit einer Karawane Hunderte von Meilen nach Mekka, wurde dort verraten und konnte nur mit knapper Not entfliehen.

Nach den Berichten der Eingeborenen besteht die ganze südliche Hälfte Arabiens aus der großen Sandwüste Dahna, die gewöhnlich Koba-el-Chali, d. h. die leere Bohnstätte genannt wird. Kein Europäer hat dieses ungeheure Gebiete von ungefähr 1 500 000 qkm betreten, obgleich drei Reisende — Wellsted im Jahr 1836, Brede 1843 und Joseph Halevy 1840 — mit kühnem Wagemut — der eine von Westen, der andre von Süden und der dritte von Osten — bis an die Grenze vorgeedrungen sind. Auf einigen arabischen Karten sind Karawanenpfade verzeichnet, die durch das Herz dieser Wüste von Hadramaut\*\*) nach Maskat und Riad, der Hauptstadt von Medschd, einem Staat in Innerasien, führen. Burton und Doughty meinten, ein Forscher könnte vielleicht diese wasserlose Wüste im ersten Frühling auf Kamelstuten, mit deren Milch er seinen Durst stillen würde, durchreisen. Aber welcher Mut gehört dazu, diese Reise von gegen 1400 km von Westen nach Osten oder von über 1000 km von Süden nach Norden, durch die heißeste Gegend der Welt zu unternehmen, um das Unbekannte

\*) Auch Bahr es Safi genannt, der südliche Teil der großen Sandwüste in Südarabien.

\*\*) Landschaft an der Südküste Arabiens.

in Arabien zu entdecken! Solch ein Unternehmen, obgleich sehr wertvoll für die Erdkunde, würde wahrscheinlich für die Mission nicht viel bedeuten, wenn man auch nicht wissen kann, ob sich in jenen Gegenden nicht Überreste einer alten Zivilisation oder Überbleibsel von halbwilden Stämmen finden.

Aber nicht nur die arabische Wüste ist für Fremde unzugänglich. Es gibt in Arabien auch voll- und städtereiche Gegenden, die noch nie das Auge eines Abendländers erblickt hat. Die größte geographische Leistung in ganz Asien wäre es, wenn ein Reisender den Jemen\*) durchwanderte und von da über Nedjshram durch das Wadi Dawasir nach Afladsch und Nedjschd gelangte. Es ist bekannt, daß arabische Karawanen diese Reise machen, und ich habe bei meinem ersten und zweiten Besuch in Sana im Jemen viele Araber aus jenen Gegenden gesehen. Es gibt auf diesem Weg viele Brunnen, und die Reise würde am Anfang etwa 160 km weit zwischen Palmen hinführen.

Nedjschd, im Herzen Arabiens, ist noch nie von einem Missionar besucht worden. Die Erfahrungen von Doughty und Nolde im Jahr 1893 in dieser Gegend zeigen, daß sehr viel Mut, besonders sittlicher Mut, nötig ist, um dieses Land zu erforschen; aber Doughty hat doch niemals sein Christentum verleugnet, und ein Missionsarzt könnte wahrscheinlich gut überall in dieses große Stück von Innerarabien eindringen, wenn er durch die ärztliche Kunst den Schutz der verschiedenen Stämme gewänne.

Andre unbefegte Landschaften Westasiens sind nicht so ausgedehnt wie die in Arabien. Zwei Landstriche in Kurdistan erwarten noch den bahnbrechenden Reisenden, der den Mut hat, ihre Geheimnisse zu erschließen. Der

\*) Landschaft im südlichen Teil der Westküste Arabiens.

eine liegt im südlichen Teil der wilden Gebirgsländer der Provinz Hakkari, der andre in der Provinz Dersim. Die Bewohner sind jedenfalls wilde Gebirgstämme, entweder noch Heiden oder Angehörige unbekannter mohamedanischer Sekten.

Auch in Innerasien ist das Werk der Erforschung noch nicht abgeschlossen. Vor allem müssen Afghanistan und Tibet erforscht werden. Das Wesentlichste von Afghanistan ist allerdings bekannt und auf der Karte verzeichnet, aber Teile von dem Tal des Hilمندflusses\*) und von der Nordostecke Afghanistans, sowie die Gebirgslandschaften Badachschan und Kasiristan, ebenfalls im Nordosten des Landes, sind noch fast ganz unbekannt. Auf den Karten von Tibet sind noch verschiedene leere Stellen; das südöstliche Tibet ist wenig erforscht, und zwischen den Grenzen von Tibet und Assam sind auch unbesuchte Länder, ebenso die fast ganz unbewohnte persische Wüste Dascht und große Strecken in der Wüste von Tachla Makan in Ostturkistan.

Es gibt auch Länder, die zwar längst erforscht, aber wegen ihrer Unzulänglichkeit oder wegen des schlimmen Klimas noch nicht von Missionaren besucht sind; Gegenden, die wegen glühender Hitze oder grimmiger Kälte, wegen der Gefahren von Tropenkrankheiten oder sehr hoher Lage wenig verlockend sind. Die Mongolei und Teile von Innerasien sind Beispiele dafür. Die Dörfer dort auf dem Dach der Welt liegen oft in der Höhe des Montblancs und sind fast die Hälfte des Jahres im Schnee begraben; der Verkehr ist auch im Sommer nur über die hohen Pässe des Himalajas möglich. Keine menschliche Arbeit kann hoffen, jemals die Beschwerden und die Mühsal der Hochstraße nach Chassa zu entfernen; „da weht der Wind gefrorenen Nebel und stechende Eis-

\*) Er entspringt am Hindukusch und mündet in den Hamunsumpf.

splitter über den schrecklichen Paß; da drohen die Gefahren der Bergkrankheit, bei der die Lunge ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen ist, und das Herz schlägt und pocht immer heftiger, bis es die Brust zu sprengen scheint.“ „Ich reiste nach Kyland“, sagt J. H. Batesow, „über den Schingola, einen mehr als 5000 m hohen Paß, und machte den Rückweg über den Rotang, der nachmittags immer gefährlich ist, weil da ein eifriger, schneidender Wind mit der Gewalt eines Orkans durch die Schlucht weht. Die große Höhe in diesen Gegenden erschwert das Atmen so, daß oft der Tod eintritt.“ Wir müssen hier den Schilderungen von Sven Hedin, Landor, Stein, Younghusband und andern Forschungsreisenden folgen, um einen Begriff von den Gefahren und Schwierigkeiten zu bekommen, die den Reisenden in diesem Teil der Welt erwarten. So schreibt Stein von seinen Forschungsreisen in Innerasien: „Wir litten sehr durch die schrecklichen Stürme und durch die plötzlichen Wechsel zwischen grimziger Kälte und großer Hitze in diesem Wüstenklima. Gegen die eisigen Stürme, die weit in den April hinein wehten, waren unsre dicksten Pelze ein sehr ungenügender Schutz. Am 1. April 1907 hatte ich noch 38 Grad Celsius unter Null, aber vor dem Ende des Monats waren die Hitze und das grelle Sonnenlicht schon sehr lästig (am 20. April zeigte der Thermometer 32 Grad Wärme im Schatten), und so oft der Wind sich legte, kamen ganze Wolken von Moskiten und andern Insekten aus den Salzsümpfen und quälten Menschen und Tiere. Ich mußte wochenlang Tag und Nacht zum Schutz einen Schleier tragen.“ Solche Beschwerden findet man nicht nur auf dem Dach der Welt, sondern in vielen andern unbefestigten Gebieten.

Sehr groß sind auch die Schwierigkeiten des Reisens im Innern Neuguineas, wo es Landschaften gibt, die noch nie das Auge eines weißen Mannes gesehen hat,

und jene Schwierigkeiten sind zweifellos ein Grund, warum dieser Teil der Welt noch unbefest ist. Kenneth Mackay erzählt: „Unser Weg führte über wilde Gebirgswasser, die man auf einem Baumstamm oder einer schaukelnden Brücke aus Schlingpflanzen überschreiten mußte; es ging unzählige pfadlose Berge hinauf und in tiefe Schluchten hinunter und schließlich über den gegen 3000 m hohen Hauptgebirgskamm. Wir lernten da in unvergeßlicher Weise, was der Mensch ertragen kann.... Das Neuguinea von heute ist was Australien vor hundert Jahren war, und dazu kommt noch das schlechtere Klima und eine schwierigeren Küste.“

Über die Grenzen von Belutschistan sagt Tate: „Von allen Plagen dieses vielgeplagten Landes sind die Fliegen die unerträglichste. Nach einem Ritt von sieben Meilen waren unsre Hände und die Schenkel unsrer Kamele infolge der Fliegenstiche mit Blutstreifen bedeckt! Die Eingeborenen umwickeln ihren Pferden Hals und Leib mit Binden zum Schutz gegen die Fliegen. Die wenigen Missionare in Tarkand und Kaschgar finden die raschen Witterungswechsel nebst der Moskiten- und überhaupt der Insektenplage sehr angreifend.“

Die Männer, die diese Gebiete besetzen wollen, müssen bereit sein, als gute Krieger Christi Beschwerden zu ertragen, und sie brauchen dieselbe Geduld, Ausdauer, Tatkraft und Hoffnungsfreudigkeit wie ein Sven Hedin, als er die weißen Flecke auf der Karte Innerasiens und ein Livingstone, als er die auf der Karte Innerafrikas auszufüllen versuchte. Die Schrecken der Wüste: Durst, Einsamkeit und die Gefahr des Verirrrens in dem Sandmeer sind schreckliche Wirklichkeit. Die Wüste ist eine Welt für sich.

Um das Herz Arabiens, die Stämme der Sahara, die zerstreuten Bewohner Innerasiens und der Mongolei zu erreichen, muß man jene großen Sandmeere



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

**Der verforbene Gross-Schereer von Mekka.**  
Ann-er-Rafik, ein direkter Nachkomme Mohammeds und Hüter  
der heiligen Stadt.



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

**Der verstorbene Gross-Schiereer von Mekka.**

Ann-er-Rafik, ein direkter Nachkomme Mohammeds und Hüter  
der heiligen Stadt



durchreisen, wo es hundert Fuß tiefe Sandwehen gibt, wo kein lebendes Wesen das Schweigen unterbricht, und wo, wie die Araber sagen, nichts ist als Gott. Wer kann das Grauen der Wüste Gobi beschreiben?

Die Landschaft Seistan im Südwesten von Afghanistan hat man „den Riesen-Staubheimer der Natur, die Hölle von Seistan“ genannt. In einigen Teilen von Belutschistan hat man während der acht Sommermonate Hitzegrade beobachtet, die zu den höchsten der Welt gehören. 38—40 Grad Celsius im Schatten ist keine ungewöhnliche Wärme, und man hat an zwanzig Tagen in einem Monat noch höhere Grade, einmal sogar über 50 gehabt. Ein dortiges Sprichwort lautet: „O Gott, du hast ja Sibe\*) und Dabar\*) geschaffen, warum mußtest du dir auch noch eine Hölle ausdenken?“ In der Landschaft Katsch ist der Verkehr während ein paar Monaten im Jahr wegen der Hitze schwierig und manchmal gefährlich. Dagegen herrscht in den höchstgelegenen Tälern während der Wintermonate oft recht scharfe Kälte. Über das Land südlich und östlich vom Rudolfsee in Ostafrika, das von Hauptmann Gilgil durchreist wurde, heißt es: „Wenige kühne Forschungsreisende werden Lust haben, seiner Spur zu folgen. Das Land ist ganz öd und fast unbewohnt. Es ist eine Lava- und Steinwildnis, und das Wasser ist so rar, daß die Reisenden viel Durst leiden mußten.“

Das sind einige Beispiele von Schwierigkeiten des Klimas und von Reisebeschwerden, die man auf sich nehmen muß; aber bahnbrechende Missionare haben sich früher nie durch solche Beschwerden zurückhalten lassen, und die Missionare unsrer Zeit sollten das auch nicht. Wahre Forscher fürchten sich nicht vor dem unbekanntem Land und seinen Gefahren. Obgleich das Reisen durch

\*) Städte im Nordosten von Belutschistan.

Innerasien keineswegs leicht und angenehm ist, hat die Gräfin de Lesdain die lange Reise durch Innerasien von Peking nach Sikkim gemacht, und zwar war es ihre Hochzeitsreise. Sie war erst neunzehn Jahre alt, und in der Wüste Gobi war sie bei — 38 Grad Celsius fieberkrank. Durch ihren frischen Mut ermutigte sie auch die Eingeborenen der Karawane. Sie beteiligte sich oft an der Nachtwache, und am Schluß der großen Reise war sie noch frisch und voll Tatkraft. Missionare und Missionarinnen sind schon oft ebenso tapfer gewesen.

Aus den Schilderungen, die uns Bischof Bompas von seinen Reisen unter den Eskimo gibt, sieht man, daß sich ein heiterer Sinn und guter Humor inmitten von Beschwerden, Unannehmlichkeiten und Gefahren behaupten kann. „Sie ist Geduld der Heiligen.“

„Spanne dich an einen Schiebkarren oder eine Rasenwalze,“ schreibt er, „und verbinde dir die Augen; dann kannst du dir vorstellen, wie ich, schneblind und meinen Schlitten ziehend, in dem Eskimolager ankomme; dies besteht aus einem weißen, ungefähr sechs Fuß breiten Bienenkorb; der Zugang ist etwas größer, als ihn die Bienen brauchen . . . . Was den Anzug anlangt, so kannst du den nicht herstellen; doch kannst du, wie wir es tun, eine wollene Decke als Mantel umhängen. Übrigens, wenn du ein großes Messer in die Hand nimmst, so siehst du auch ohne andre Zutaten wie ein Eskimo aus. Wenn du einen Schornstein voll Rauch verschlucken oder ein paar Züge Kohlendampf einatmen willst, so kannst du dir einigermaßen denken, wie die Eskimo sich mit Tabak berauschen, und der Geruch einer Gerberei gibt dir einen Begriff, wie es in ihren Lagern duftet. Fetter, roher Speck schmeckt wie Walfischtran, und etwas versüßtes Lampenöl könnte man für Seehundsfett ausgeben. Die Ratten wirst du daheim ebenso schmackhaft finden wie hier, nur haben sie daheim nicht den

Moschusgeschmack. Zu einem guten Eskimomahl gehören aber auch noch rohe, etwas angefaulte Fische.“

Oder nehmen wir ein Beispiel aus einem andern Weltteil. Missionar Northcote Deek schildert uns, wie er, als erster Weißer, quer durch Guadalcanar, eine der Salomonsinseln, wanderte. „Jetzt begann eine der vielen Besteigungen, und zwar auf allen Vieren, mit Hilfe von Wurzeln, Schlingpflanzen und Steinen zum anklammern. So erstiegen wir den Bergabhang und überschlugen, was uns wohl die Durchwanderung der Insel kosten würde. Der Karte nach ist der Weg freilich nur 60 Meilen,\*) und dazu soll man fünf Tage gebraucht und so viel Mühe und Kraft aufgewendet haben! Die Meilen sind teuer, und man kann den Weg nicht nach der Luftlinie berechnen, denn wir fliegen nicht durch die Luft, sondern kriechen mühsam auf gewundenen Pfaden, durch wilde Gebirgsbäche und über Bergkämme über das Rückgrat der Insel. Zu den Mühen des Wegs kommen noch Regengüsse, die uns durchnässen, das Fieber, das uns schüttelt, und die erschlassende, heiße Luft. Und dann muß man durch Sümpfe waten, die an den Sumpf der Verzagtheit in Bunyans Pilgerreise erinnern. Man muß Gipfel erklettern, auf denen Adler horsten könnten. Man muß sich hin- und herwenden, je nach den Zickzackwindungen des Pfades; man muß sich für jeden Schritt mit Art und Buschmesser den Weg durch Schlingpflanzen und Dornestrüpp erkämpfen. Man muß bei Nacht mit Schweinen und Wilden zusammen in keineswegs wasserdichten Hütten liegen, und zu allem hin sieht man kein Ende des Wegs und meint, er höre überhaupt nicht auf.

„Und doch ist es ungeheuer anziehend und spannend, so ins Unbekannte hineinzuwandern. Wer weiß denn, was hinter dem Küstengebirge liegt? Was für Men-

\*) Ungefähr 100 km.

sehen und was für Sitten, wieviel Mord und Totschlag, was für Seen und Flüsse und was für Berggipfel? Was wird sich uns zeigen, wenn wir ans nördliche Ufer gelangen, und wann wird das geschehen?"

Die unbefetzten Gebiete warten auf Menschen mit solchem Mut.

Übrigens müssen wir feststellen, daß die Schwierigkeiten des Klimas, die Gefahren für die Gesundheit und viele Unbequemlichkeiten der Reise mit dem Vorrücken der Zivilisation, dem Bau von Eisenbahnen und den ärztlichen Entdeckungen allmählich verschwinden. Die gesundheitlichen Bedingungen für das Leben in den Tropen werden jetzt gründlich erforscht, und durch eine zweckmäßigere Lebensweise und besseres Verständnis der Tropenkrankheiten ist die Zahl der Todesfälle sehr zurückgegangen. Algier galt früher für sehr ungesund; jetzt suchen es franke und erholungsbedürftige Europäer gerne auf. Samarai im Papuagolf galt für einen Ort des Todes, für das Grab des weißen Mannes; jetzt hat man die Sümpfe ausgefüllt und seither gibt es kein Sumpffieber mehr; Samarai ist sogar sozusagen ein Luftkurort geworden. Im ägyptischen Sudan herrschte die Malaria schrecklich; seit man bessere Einrichtungen getroffen und die Brutstätten der Moskiten zerstört hat, ist sie wesentlich zurückgegangen. Die natürlichen Schranken der unbefetzten Gebiete sind nicht mehr so unüberwindlich wie früher.

Mehr Schwierigkeiten als das Klima und das Reisen macht oft der Widerstand und die Eifersucht der Regierungen. Früher sind den Missionaren große Gebiete aus rein politischen Gründen verschlossen worden, und zwar nicht nur durch nichtchristliche, sondern leider manchmal auch durch christliche Herrscher. So sind einige einheimische indische Staaten entweder überhaupt von der Mission noch unberührt, oder es wohnt wenigstens

kein Missionar da, einfach weil aus politischen Gründen keine Mission erlaubt wird. Dahin gehören die tributpflichtigen Staaten Sirgendscha, Dschaspur, Udaipur, Tschangbathar und der unabhängige Staat Tipperah. Nepal und Bhutan stehen unter englischem Schutz, sind aber doch der Mission verschlossen. Der Hauptgrund dafür ist, daß sie sogenannte Pufferstaaten sind.

Politische Hindernisse sind auch die Hauptursache, daß in den französischen Kolonien Südostasiens und West- und Innerafrikas nur sehr wenige evangelische Missionen zu finden sind. In Madagaskar hat die französische Regierung sogar versucht, das Missionswerk einzuschränken und womöglich auszurotten.\*) Die französische Regierung scheint besonders in Nordwestafrika den Unglauben zu begünstigen und ist eine Gegnerin von allem, was wie christliche Predigt aussieht. Für die Ausübung des ärztlichen Berufs wird in den französischen Schutzgebieten ein Prüfungszeugnis aus Frankreich verlangt. Und doch wäre überall im französischen und portugiesischen Gebiet jungfräulicher Boden für die evangelische Mission, wenn nur die Regierungen Missionsniederlassungen gestatten wollten.

Die Reiseberichte der Missionare Krapf und Livingstone zeigen, daß wo nicht christliche Regierungen die Mission verbieten, kein Teil des heidnischen Afrikas den Missionaren durch die Eingeborenen verschlossen würde.

Heute jedoch müssen wir mit der Tatsache rechnen, daß alle örtlichen Vertreter der christlichen Regierungen, die britische nicht ausgeschlossen, es für angezeigt halten, die Ausbreitung des Islams zu fördern und manchmal die Verkündigung des Evangeliums in unbefestigten Gebieten zu verhindern.\*\*)

\*) Dies geschah unter dem Statthalter Mugagneur. Jetzt scheint für die Mission in Madagaskar wieder eine bessere Zeit anzubrechen.

\*\*\*) Die deutsche Regierung ist ja darüber jetzt anderer Ansicht geworden.

In dem ganzen mohammedanischen Gebiet außerhalb des eigentlichen Ägyptens verbietet die britische Regierung tatsächlich jede religiöse Wirksamkeit, weil sie ein Aufflammen des mohammedanischen Fanatismus fürchtet. „Wenn man der Mission freien Spielraum ließe,“ sagt Lord Cromer im Jahr 1905 in einem Bericht über den Ägyptischen Sudan, „so käme dabei nicht nur nichts heraus, sondern es würde eine Verstimmung geschaffen, die zu wirklichen Unruhen führen könnte. Dadurch würde dann das Werk der Zivilisation zurückgeworfen, das doch allen, die mit Ägypten zu tun haben, ob sie mit der Mission in Verbindung stehen oder nicht, so sehr am Herzen liegt.“ Diese Anschauung der englischen Politik steht in vollkommenem Gegensatz zu der Erfahrung, denn wo die ärztliche Mission unter den fanatischen Mohammedanern in Arabien, Marokko und Nordwestindien arbeitet, zeigen sich ihre segensreichen Wirkungen. Wir möchten darum hoffen, daß die englische Politik bald eine andre Richtung einschläge.

Auch im Somaliland — besonders soweit es sich außerhalb des britischen Einflusses befindet — erschweren Politik und mohammedanischer Fanatismus den Einzug der Mission. Reisende, die dorthin gehen wollen, brauchen eine Erlaubnis von der englischen Regierung.

Daß im russischen Reich die Missionsarbeit Beschränkungen unterliegt, ist bekannt. Der Agent der englischen Bibelgesellschaft schreibt aus Jekaterinburg: „Wir können dieses Land zunächst nicht ins Auge fassen, denn kein ausländischer Missionar darf im russischen Reich das Evangelium verkündigen, oder sonstwie lehren und predigen. Es gibt allerdings in Rußland ausländische Pfarrer, aber diese sind von bestimmten Gemeinden von Ausländern (Deutschen, Franzosen, Schweizern oder Engländern) angestellt und haben obrigkeitliche Erlaubnis, ihrer Gemeinde zu predigen.“ Die schwedischen Missio-

nare in Rußland finden, daß gleichsam nur ein Türspalt offen ist. Missionar Högberg schreibt: „Es ist vielleicht nur wenigen bekannt, daß die Schwedische Missionsgesellschaft (Svenska Missions-Forbundet) im Jahr 1880 die Arbeit in Rußland begonnen hat. Zwei Jahre später waren nicht weniger als vierzehn schwedische Missionare in Petersburg versammelt. Zwei gingen zu den Samojeden im Norden, zwei zu den Finnen am Ladogasee, zwei zu den Baschkiren im Ural, zwei zu den Armeniern und Tartaren im Kaukasus und die andern wirkten in Petersburg und Kronstadt. Ich habe zwei Jahre unter den Russen gearbeitet und das große Reich von Norden nach Süden, von Osten nach Westen durchreist. Aber dann machte es mir die in Rußland herrschende Unduldsamkeit gegen geistliche Bewegungen und die Verfolgung Andersgläubiger unmöglich, fortzufahren. Zwei unsrer Brüder wurden verhaftet und als Gefangene nach Moskau gebracht. Sie sollten nach Sibirien verschickt werden, wurden aber in Moskau freigelassen und kehrten nach Schweden zurück. Bis jetzt hat unsre Gesellschaft ihre Mission in Rußland nicht ganz aufgehoben.“

Die mohammedanischen Regierungen sind schon von alters her Gegner der christlichen Mission. Afghanistan und Teile des türkischen und des unabhängigen Arabiens sind auch heute noch merkwürdige Beispiele von Gebieten, wo die Schranken gegen die Mission hauptsächlich durch die Staatsklugheit einer mohammedanischen Regierung, nicht in erster Linie durch den religiösen Fanatismus aufgerichtet sind. Die türkische Regierung widersezt sich dem Einzug der Mission in die Provinzen, wo die Bevölkerung ganz mohammedanisch ist, z. B. im Jemen, in Haza und in dem Hinterland von Tripolis. F. J. Barny schreibt: „Das Eindringen in Arabien ist sehr schwierig, weil die Stammesangehörigen selbst nicht viel zu sagen haben. Unsre Missionare möchten sehr gern weiter ins

Innere des Landes vordringen, aber die türkischen Beamten, vor allem die, die gegen Fremde besonders mißtrauisch sind, lassen niemand hinein. Ob das unter der neuen Regierungsform anders wird, muß sich erst zeigen. Während der letzten drei Jahre lagen die Parteien von Ibn Raschid, Ibn Saoud und die Türken fast immer im Krieg miteinander.“

Als Ellsworth Huntington im Jahr 1908 von Persien aus an die afghanische Grenze kam, tauchten plötzlich hinter den Tamariskenbüschen eine Anzahl weißer Turbane und blanker Flintenläufe auf, und ein schwerbewaffneter Afghane begrüßte ihn mit den Worten: „Geh hinweg! Hier herein darfst du nicht; das ist Afghanistan.“ Nachher vollzog man aber die Feierlichkeiten des Gastrechts, der Hauptmann wurde freundlicher und sagte: „Haben die hochgeehrten Reisenden eine angenehme Reise gehabt? Ich würde sie sehr gerne aufnehmen, aber ich bin bloß ein Hauptmann. Wenn ich sie auch nur einen Fuß auf diese Seite des Flusses setzen ließe, würde mein König, der große Emir von Kabul, mir den Kopf abschlagen.“ Da allen Berichten zufolge die Bewohner der Westprovinzen die sanftesten unter den Afghanen sind, hat der Emir offenbar nicht die Absicht, Fremde in sein Land zu lassen.

Afghanistan ist vielleicht jetzt für die Mission und selbst für die Reisenden das unzugänglichste Land der Welt. Wer es besuchen will, muß eine schriftliche Erlaubnis des Emirs und die Zustimmung der indischen Regierung haben; ohne einen solchen Paß darf kein Europäer die Grenze überschreiten. Fast ebenso schwierig ist es für die Beamten des Emirs, nach Indien zurückzukehren. Selbst der britische politische Agent ist so gut wie ein Gefangener, und Hunderte sind, nur auf den Verdacht hin, ihn besucht und über das Treiben der Regierung berichtet zu haben, auf deren Befehl getötet worden.

Seit mehr als fünfzig Jahren sind christliche Missionen in Beshawar und andern Orten an der Grenze Afghanistans, aber sie konnten keinen Schritt weiter gehen; doch hat schon im Jahr 1818 William Carey in Kalkutta für die Afghanen die Bibel ins Puschtu übersetzt, und im Jahr 1832 hat der Judenmissionar Joseph Wolfe tatsächlich Kabul und Bucharra besucht und mit den Molla Besprechungen gehabt.

Die ehrgeizigen Bestrebungen der Regierungen Innerasiens und ihre gegenseitige Eifersucht sind die Ursache, daß die Länder verschlossen bleiben. „Es gibt nur einen Erben für Innerasien,“ schrieb der Zar Peter der Große in seinem Testament, „und keine Macht der Welt wird ihn verhindern, sein Erbe in Besitz zu nehmen.“ Und ein französischer Reisender schildert Englands Politik an seiner indischen Nordgrenze mit folgenden Worten: „Hundertmal hat es durch diplomatische Kniffe, durch Bestechung und wenn das nicht genügte, durch Gewalt die Grenze verändert; Rechtsverletzungen machten ihm keine Gewissensbedenken, und die Einsprüche der Geschädigten waren ihm gleichgültig; es kümmerte sich nur um seinen eigenen Nutzen und um die Sicherheit des Reichs. Es hat seinem Werk den Schlußstein eingefügt, indem es vor seiner Verteidigungslinie eine Reihe von Provinzen und Pufferstaaten geschaffen hat, die bei einem etwaigen Kampf gleichsam als Schilde dienen und die Streiche auffangen müssen. Von den Absichten Rußlands im Osten sagt General Skobolew\*): „Je stärker Rußland in Innerasien wird, um so schwächer wird England in Indien und um so verträglicher in Europa.“

Die Schwierigkeiten dieses Vexierschlusses, das sowohl an der russischen als an der britischen Grenze die Tür gegen die Mission verschlossen hält, lernt man nur kennen durch ein Studium der verschiedenen Blaubücher über die

\*) † 1882.

englisch-afghanischen Beziehungen und über die russische Politik in Innerasien. Besonders verwickelt wird die Sache, wenn ein Staat Schwierigkeiten macht, der einerseits seine Unabhängigkeit eifrig hütet, andererseits von der schlauen Diplomatie zweier europäischer Regierungen bedroht wird und dabei noch die religiöse Unduldsamkeit seiner eigenen Untertanen zu fürchten hat. So ist die Lage in Afghanistan.

Religiöse Unduldsamkeit und Fanatismus wirken in andern Ländern der Mission entgegen, wo bloß politische Rücksichten ihren Einzug nicht verhindern würden. Beispiele hiefür sind Tibet und die beiden heiligen Städte Arabiens, Mekka und Medina. Anderswo kann der Fanatismus erschwerend und die Unduldsamkeit gefährlich sein, aber in Tibet und den beiden arabischen Städten haben sie seit Jahrhunderten der Mission die Türen vollständig verschlossen.

Ehe wir jedoch diese charakteristischen Fälle behandeln, müssen wir bemerken, daß die mohammedanische Welt — und wir haben's ja mit einem großen Teil derselben zu tun — überall da wo sie keine Berührung mit der Zivilisation und Politik des Abendlandes hat, gegen die Christen unduldsam ist. Als Hanns Vischer sich auf die Reise von Tripolis durch die Sahara wagte, versuchte man, ihn daran zu hindern. „Warum“, so hieß es, „soll dieser Christenhund durch die Sahara reisen dürfen? Haben nicht die verfluchten Christen schon alle Länder um Algier: Tunis, Ägypten und den ganzen Sudan genommen?“ Wieder und wieder machten die verschleierten Tuareg den Versuch, ihn, weil er ein Christ war, zu ermorden und seine Karawane auszuplündern, wie sie es seinerzeit mit der Reisenden Alexine Tinne gemacht hatten.\*) Noch im Jahr 1909 wurde Douglas Car-

\*) Die Holländerin Alexine Tinne, geb. 1839, machte verschiedene Reisen in Ägypten, am Nil usw. 1869 trat sie von

ruthers von dem unduldsamen Statthalter aus Teima in Arabien ausgewiesen. „Während ich ruhig in meinem Zelt saß, das unter den Palmen im Garten aufgeschlagen war, schossen des Statthalters Diener mit Revolvern nach mir; sie rissen mein Gepäck auf und nahmen was ihnen gefiel. Sie machten auch Anspielungen auf das Schicksal des letzten Europäers, der (1863) hier gewesen und ermordet worden war.“

Ähnliche Erlebnisse kann man von allen, die in Arabien gereist sind, erzählen hören. Auch das Gebiet von Atschin in Sumatra ist wegen des Fanatismus der Bevölkerung unzugänglich.

Übrigens findet sich religiöse Unduldsamkeit nicht nur unter Mohammedanern. Die einsame schwedische Mission in Addis Abeba in Abessinien arbeitet unter den Galla. Hier würde der christliche Evangelist bereitwillig aufgenommen, aber ein großes Hindernis sind die verkommenen Priester der abessinischen Kirche, mit ihrem fanatischen Widerstand und die harten Strafen, die denen drohen, die sich einem anderen Christentum als dem staatlich anerkannten zuneigen. Einstweilen dringt der Islam in Abessinien ein.

Der lange, ermüdende und fruchtlose Kampf der Engländer mit dem „tollen Molla“ im Somaliland, der damit endete, daß die englischen Truppen das Land verließen, ist ein Beispiel aus der Neuzeit für den Mut und die Kraft des religiösen Fanatismus. Selbst die Aufbauer eines Kaiserreichs müssen mit der Unduldsamkeit des Islams rechnen. Lord Curzon nennt jene Begebenheit im Somaliland „die Abtrennung einer nicht unbedeutenden Ecke des britischen Reiches.“

Am allerunduldsamsten in ganz Asien, vielleicht in der ganzen Welt, ist die Provinz Hedschas in Arabien.

Tripolis aus eine Reise an und wurde am 1. August zwischen Murjuk und Ghat ermordet.

Der Koran befiehlt und viele Überlieferungen stimmen damit überein, daß dieses heilige Land, in dem sich der Geburtsort und das Grab des Propheten Mohammed befindet, niemals durch den Besuch Ungläubiger befleckt werden dürfe. Die Überlieferung von Jahrhunderten hat darum eigentlich die ganze Gegend um Mekka und Medina zu einem verbotenen Land gemacht. In Dschedda, dem Hafen von Mekka, werden Christen geduldet, aber wenn die Mohammedaner könnten, wie sie wollten, so dürfte kein christlicher Kaufmann oder Konsul auch nur einen einzigen Tag da wohnen. Auch kein Grab wird den Christen gegönnt. Ihre Toten müssen auf einer Insel im Meer begraben werden. Doch haben eine ganze Anzahl von Reisenden das Verbot mißachtet und sind der Verfolgung der Fanatiker entgangen, um daheim die Geschichte ihres Wagentüds zu erzählen. Kürzlich kam ein Buch heraus mit dem merkwürdigen Titel „Christen in Mekka“. Es gibt eine kurze Schilderung von all dem, was diese Männer von dem durch die Religion noch verschärften Rassenhaß erduldeten, ehe sie die heilige Stadt erreichten. Leon Roches wurde noch gerade zur rechten Zeit von freundlich gesinnten Leuten festgenommen und schleunigst nach Tais im Jemen gebracht, sonst wäre er ums Leben gekommen. Burton\*) kehrte zurück und erzählte seine Geschichte. Einmal durchschaute ein Araber seine Verkleidung, aber dieser Mann wurde „glücklicherweise“ am andern Morgen erstochen aufgefunden. Burton machte seine Skizzen und Bemerkungen auf ganz kleine Papierblättchen, die er in der hohlen Hand verbergen konnte, und bewahrte die Blätter und seine Bleistifte in einem rotsaffianenen Futteral für einen Taschenkoran auf.

\*) Burton (1821—1890) ist derselbe, der 1857 mit Speke eine Reise zur Erforschung der Nilquellen machte, wobei der Tanganjikasee entdeckt wurde. Die Reise nach Arabien machte er 1853.

Alle die Männer, deren Berichte auf uns gekommen sind, mußten, um die Geheimnisse der heiligen Stadt zu ergründen, ihren Christenglauben verleugnen. Burton sagt, der einzige Europäer, der Mekka besucht habe, ohne abtrünnig zu werden, sei Bertolucci, der schwedische Konsul in Kairo, gewesen. Doughty erzählt manche Geschichte von der „schrecklichen Stadt“. Z. B. von einem Christen, der ungefähr 120 km nordöstlich von Medina vom rechten Weg abkam und sich ganz plötzlich in der heiligen Stadt fand. Da er seinen Glauben nicht abschwören wollte, wurde er erschossen. Er erzählt auch von einem schottischen Soldaten namens Thomas Keith, der im Jahr 1815 in Rosetta gefangen genommen und gezwungen wurde, Mohammedaner zu werden. Er wurde ein Mameluke, stieg immer höher und wurde schließlich Statthalter von Medina. Doughty selbst kam auf der letzten Station seiner Reise fast ums Leben. Er schreibt: „Ich kam jetzt durch eine Gegend, die ihrem vermeintlich göttlichen Gesetz gemäß dem Fremden keine Zuflucht bietet, deren Bewohner die Pfade der allen gehörenden Erde verschließen, und wo jeder Schurke im Vergleich mit einem Christen noch einer von Allahs Volk ist.“ Die Nachricht verbreitete sich, daß ein Christ um den Weg sei. Seine Freunde in der Karawane überließen ihn seinem Schicksal, und ein wütender Richer zog ein Schlachtmesser, verfluchte und schmähte ihn und hielt ihm die Faust vors Gesicht. Man nahm ihm all sein Geld und seine Sachen und schlug ihn roh auf dem Weg nach Taif. Dort nahmen sich die Leute seiner an und gaben ihm sicheres Geleit nach Dschedda.

Jetzt wird die Eisenbahn durch Hedschas gebaut, und sie hat auf dem Weg über Damaskus schon Medina erreicht. Ehe man sich's versteht, wird die Lokomotive in der Umgebung der Kaaba ihr Schnauben hören lassen. Man wird eine Zweigbahn nach Dschedda bauen, und

vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo die Reisenden ungestraft die heiligen Städte des Islam besuchen können. Zunächst aber ist die Tür noch verriegelt.

Auch Tibet wird im Namen der Religion durch Un-  
duldsamkeit verschlossen gehalten. Das fremdenfeindliche  
Vorurteil und der religiöse Fanatismus sind schon alt.  
Die Reiseberichte von solchen, die Thassa zu erreichen  
suchten, sind bis in die neueste Zeit Berichte von miß-  
lungenen Versuchen. „In der ganzen Geschichte der  
Forschungsreisen“, sagt P. Landon „gibt es keine merk-  
würdigere Karte als die, auf der die verschlungenen  
Wege verzeichnet sind, die die Reisenden einschlugen, um  
nach Thassa zu gelangen. Die Linien kommen von  
Norden, Süden, Osten und Westen her, sie kreuzen und  
verschlingen sich und gehen wieder rückwärts; alle haben  
daselbe Ziel, und keine erreicht es. Manche Spur hört  
schon bald nach dem Anfang der Reise auf; manche führt  
so weit, daß man denkt, der Reisende könnte vom nächsten  
Berg aus die goldenen Dächer der Behausung des Dalai  
Lama sehen.“ Landon nennt die Namen derer, die diesem  
Versuch machten, von den Jesuiten an, die 1716 als  
Spione kamen, bis zu der Zeit von Rockhill, dem Mis-  
sionspaar Rijnhart,\*) der Missionarin Annie Taylor,  
den Littledale und Sven Hedin.

Die Abschließung Tibets ist verschieden erklärt  
worden. Viele Reisende behaupten, China habe schon  
im Jahre 1720 die tibetischen Grenzen gesperrt, weil es  
Tibet zu einem Bufferstaat machen wollte. Jetzt aber

---

\*) Missionar Rijnhart wurde 1898 von tibetischen Räubern  
ermordet und seine Frau mußte die zweimonatige Rückreise bis  
zu einer Station der China-Inland-Mission allein machen. Ihr  
anziehendes, fesselndes Buch „With the Tibetans in Tent and  
Temple“ by Susie Carson Rijnhart ist in deutscher Uebersetzung  
unter dem Titel „Wanderungen in Tibet“ von Susie Rijnhart  
in der Vereinsbuchhandlung (Calw und Stuttgart) erschienen.

werden die Fremden durch die Lama und aus religiösen Gründen aus Tibet ausgeschlossen. Das große, verschlossene Land von gestern kann sich aber schon morgen öffnen. Die Unternehmung Oberst Younghusband's hat das Siegel gebrochen, und wenn die Türen jetzt noch nicht weit offen sind, so öffnet sich doch ein Spalt. Der Dalai Lama, das eigentliche Haupt des tibetischen Buddhismus, ist ein Wanderer und Flüchtling. Seine Flucht nach Dardschiling, wegen der Reibungen zwischen den chinesischen Beamten und den Tibetern, ist der Anfang der kommenden politischen Wandlung. Heute ist Thassa von chinesischen Soldaten besetzt; Tibet wird wahrscheinlich eine wirkliche Provinz des chinesischen Reiches werden, und Politik und Religion werden die Mission nicht am Einzug hindern. Jetzt schon sind Vorbereitungen getroffen, die die schwierige Aufgabe erleichtern werden. Die Sprache ist erlernt, die Bibel übersetzt und einige Tibeter an der Grenze sind schon für Christus gewonnen.\*)

Wie groß die noch übrig bleibenden Schwierigkeiten auch sein mögen, das allmähliche Brechen der natürlichen, politischen und religiösen Schranken in den noch unbesetzten Gebieten der Welt ist ein Aufruf zu größerem Glauben und mehr Unternehmungslust.

Manche Anzeichen weisen darauf hin, daß selbst in Afghanistan eine neue Zeit zu dämmern anfängt, und daß dann Duldsamkeit an Stelle der bisherigen Tyrannei treten wird. Der Emir von Afghanistan selbst soll in einer Rede, die er in Lahore hielt, zu den anwesenden Mohammedanern gesagt haben: „Ich fasse meine ganze Ermahnung in einen einzigen Satz zusammen, nämlich: Erwerbet euch Kenntnisse! Hört mich: Erwerbet euch

\*) In dem zu dem indischen Reich gehörigen Kleintibet ist schon seit 1856 eine Mission der Brüdergemeinde.

Kenntnisse! Ich sage es zum drittenmal: Erwerbet euch Kenntnisse! O meine Brüder! bleibt nicht unwissend, oder was noch schlimmer wäre, bleibt nicht in Unwissenheit über eure eigene Unwissenheit. Es sind solche unter euch, die euch ernste Warnungen ins Ohr flüstern, die behaupten, die Philosophie der Neuzeit gehe die Mohammedaner nichts an, und die Wissenschaft des Abendlandes sei gefährlich. Ich gehöre nicht zu denen. Ich sage euch: Strebet nach Erkenntnis, wo sie auch herkommen mag. Aber das erkläre ich auch so nachdrücklich ich kann: Die Wissenschaft ist nur der Oberbau; haltet sie ja nicht für die Grundmauer. Die Grundmauer muß immer die Religion sein. Fangt mit dem Herzen an, und wenn das fest geworden ist, geht an den Kopf. Manche möchten gern auch mit dem Herzen aufhören; sie fürchten sich vor dem Kopf, aber darin haben sie Unrecht.“ Wenn die neuzeitliche Bildung ihren Einzug in Afghanistan hält, wird die Tür auch dem Missionar nicht mehr lange verschlossen sein.

Dr. Karl Kumm berichtet nach seiner letzten Reise durch den Sudan, er sei selbst von den Senufi-Deutschen, deren Religionshaß und Unduldsamkeit gegen die Europäer sprichwörtlich ist, gut aufgenommen worden; und Hanns Wischer sagt, der Fanatismus nehme in ganz Nordafrika ab, und er habe sogar gerade unter den Senufi treue Männer gefunden, die ihn als Freund behandelten und ihm zu seinem Fortkommen halfen.

Über Innerasien schreibt Oberst Wingate: „Wenn der Missionar warten will, bis das Auswärtige Amt ihm förmlich erlaubt, in die bis jetzt unbefestigten Länder zu gehen, also verspricht, ihn zu schützen und das ihm zugefügte Unrecht zu rächen, dann sind die Türen verschlossen; ebenso wenn er warten will, bis er ruhig Frau und Kinder mit nach Innerasien nehmen kann. Aber die Türen sind denen nicht verschlossen, die der Aufgabe ge-



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York

### **Eine Karawane die Wüste Sahara durchziehend.**

Die mit Zeug bedeckten fünfartigen Gestelle auf den Kamelen werden zum Unterbringen der Brennen benutzt.



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York

### Eine Karawane die Wüste Sahara durchziehend.

Die mit Zeug bedeckten käfigartigen Gestelle auf den Kamelen werden zum Unterbringen des Trostes benutzt.



wachsen sind: Männern, die bereit sind, ihre Familien zurückzulassen, die die Sprachen können, die kräftig, gesund, furchtlos und taktvoll sind.“

Ein Land mag heiß und fieberschwanger oder kalt und unwirtlich, die Menschen mögen unwissend, fanatisch, unbegabt und abstoßend sein, aber darum darf ihnen doch die Hoffnung und der Segen des Evangeliums nicht für alle Zeiten vorenthalten werden? Warum dürfen jährlich viele tausend Ballen amerikanischer Waren für die Bazare von Nedschd oder amerikanische Stahlschienen für die Meftabahn durch Karawanen von El Katif am persischen Golf befördert werden, und der Bote des Evangeliums wagt nicht einmal an die Tür zu klopfen?

Lange Verfümmnis, ungesundes Klima, politische Schranken, nationale Eifersucht und religiöser Fanatismus in all den unbefestigten Gebieten sind nur eine Aufforderung an den Glauben und von Gott dazu bestimmt, uns ins Gebet zu treiben. Die Reiche und Herrscher der Welt stellen ihre Grenzen fest, die nicht zu überschreiten sind, aber das Evangelium Jesu Christi kennt solche Grenzen nicht. Man hat ihm noch nie Schranken setzen können. Es gilt der ganzen Menschheit, und gerade die Tatsache, daß Millionen Menschen die gute Botschaft noch nicht gehört haben, muß für uns der stärkste Antrieb sein, sie ihnen zu bringen. Jedes Jahr dringt der Handel, dringen Reisende und Forscher weiter in jene Länder ein. Wenn sie sich trotz aller Schwierigkeiten einen Weg bahnen können, dürfen dann die Boten des Kreuzes ängstlich zurückbleiben?

Gott kann die Türen aufthun. Er ist, wie die Mohammedaner sagen, „der große Öffner“. Er öffnet die Lippen der Stummen, daß sie singen und die Augen der Blinden, daß sie sehen, er öffnet auch den Gefangenen die Tore des Kerkers, und er öffnet die Tore der verschlossenen Länder, daß das Evangelium einziehen und

gepredigt werden kann. Er tut auf und niemand kann zuschließen. Er schließt zu, und niemand kann aufstun. Gott, der Öffner, ist nicht außerhalb, sondern innerhalb des verschlossenen Tores. „Klopfet an, so wird euch aufgetan.“ Und das Anklopfen des Glaubens bedeutet ein Warten mit unerschütterlichem Willen, mit niemals wankender Zuversicht. Der Auferstandene ging durch die verschlossene Tür ein. Paulus ist uns ein Beispiel: „Ich werde aber zu Ephesus bleiben bis auf Pfingsten. Denn mir ist eine große Tür aufgetan, die viel Frucht wirkt, und sind viel Widersacher da.“ (1 Kor. 16, 8—9.) Je größer der Widerstand, umso größer der Sieg.

---



## 5. Kapitel.

### Die soziale Not der Heidenwelt.

Den Weg des Friedens wissen sie nicht.  
Röm. 8, 17.

Vor hundert Jahren suchte man die Missionspflicht vor allem durch theologische Gründe zu erweisen; jetzt führt man Gründe sozialer Art ins Feld. Damals galt die Mission ausschließlich als ein religiöser Kreuzzug, und ihr Zweck war die Evangeliumsverkündigung im engeren oder engsten Sinn. Jetzt hat das Wort Mission einen viel umfassenderen Sinn, und man verbindet damit den Begriff der sozialen Wiedergeburt und der Hebung der nichtchristlichen Völker. So sagt Dr. Dennis: „Die Verkündigung des Evangeliums muß immer das erste Ziel bleiben, und ihre Bedeutung und Wichtigkeit darf nicht beeinträchtigt werden.“ Aber der Ruf nach Besetzung der unbefesteten Gebiete könnte auch ganz gut durch die sozialen Verhältnisse der Länder begründet werden, die noch ohne Christus und darum auch ohne Hoffnung fürs irdische Leben sind.

In den noch unbefesteten, weitausgedehnten Gebieten mit ihren großen Volksmassen und den schrecklichen Schwierigkeiten, die den Einzug der Mission hindern, gibt es ungeheure soziale Aufgaben zu lösen. Schutz- und Hilflose und Unterdrückte jeder Art, die dienende Klasse,

die Arbeiter, die körperlich, geistig und sittlich Minderwertigen und die Verbrecher — alle die Menschenklassen, mit denen sich die soziale Tätigkeit in unsern Großstädten beschäftigt, finden sich in noch viel größerer Menge in den nichtchristlichen Ländern; denn die von der Mission nicht besetzten Gebiete sind besetzt von der Sünde in all ihren Gestalten und mit ihren schrecklichen Folgen: Krankheit, sittlicher Verkommenheit und Leiden und Schmerzen jeder Art. Darum sind die sozialen Verhältnisse jener Länder schon an sich ein Hilferuf. Weil wir glauben, daß Gott unser Vater ist und daß alle Menschen Brüder sind, weil wir darum an die Einheit des Menschengeschlechts glauben; weil wir auch glauben, daß die Menschen gegenseitig aufeinander angewiesen und füreinander haftbar sind, darum sollte der Gedanke an die unbesetzten Gebiete der Welt uns klar machen, daß jeder von uns bei der Evangelisation der Welt mitwirken muß.

Eine Karte, auf der die Völker mit und die Völker ohne Schulbildung verzeichnet sind, hat auffallende Ähnlichkeit mit einer Karte der missionslosen Gebiete. In den meisten unbesetzten Gebieten können kaum zehn v. H. der Einwohner lesen und ihren Namen schreiben; in manchen besitzen sie nicht einmal eine Schrift, in andern wenigstens kein Schrifttum.

In den ungeheuren missionslosen Gebieten sind große Sammelpunkte der Bevölkerung. Wir haben schon gesehen, daß in China allein 1500 ummauerte Städte ohne einen ansässigen Missionar sind. Wir können uns vorstellen, wie schmerzlich und dringend sie der Mission bedürfen, wenn wir bedenken, was aus unsern Städten würde, sobald das Christentum daraus verschwände. Mit dem Christentum würden auch alle Kirchen und Sonntagsschulen verschwinden, ebenso unsre Volksschulen mit allem, was sie für uns bedeuten. Wir hätten keine Krankenhäuser, und wenn ein Mensch auf der Straße

plötzlich erkrankte, wäre niemand da, der sich um ihn annähme. Dann würden auch unsre Waisen- und Rettungshäuser, alle wohlthätigen Einrichtungen und Anstalten aufhören. Wir hätten keine gute Regierung mehr, alle Werte würden sinken, Handel und Gewerbe würden unheilbare Verluste erleiden. Wir mitsamt der Stadt, in der wir wohnen, würden Heiden im vollsten und schlimmsten Sinne des Worts.

Ehe wir im einzelnen die Völker und die besondern Verhältnisse in den Ländern betrachten, die noch ganz ohne Christus und darum auch ohne Hoffnung auf Besserung der sozialen Verhältnisse sind, können wir recht gut die Lage im allgemeinen in den Worten des Apostels Paulus, Römer 1, 28—32, zusammenfassen. Das Nachfolgende wird dann beweisen, daß zwischen dem unbefleckten Gebiet im Jahr 60 vor Christus und dem im Jahr 1910 nach Christus kein wesentlicher Unterschied ist. Die damaligen Zustände schildern uns des Apostels Worte wahrhaftig und furchtlos: „Und gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkannten, hat sie Gott auch dahingegeben in verkehrten Sinn, zu tun, das nicht taugt: voll alles Ungerechten, Hurerei, Schalkheit, Geizes, Bosheit, voll Neides, Mordes, Haders, List, giftig, Ohrenbläser, Verleumder, Gottesverächter, Frevler, hoffärtig, ruhmredig, Schädliche, den Eltern ungehorsam, Unvernünftige, Treulose, Lieblose, unverzöhnlich, unbarmherzig. Sie wissen Gottes Gerechtigkeit, daß die solches tun des Todes würdig sind, und tun es nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es tun.“

Die Rassen in den unbefleckten Gebieten sind, wie schon im ersten Kapitel gezeigt wurde, nach Ursprung, Charakter, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen sehr verschieden. Einige sind noch ganz kulturlos oder kulturarm, andre haben unter dem Islam oder Buddhismus eine verhältnismäßig hohe Stufe der Zivil-

sation erstiegen. In den unerforschten, tiefliegenden Gegenden Neuguineas leben die Menschen noch fast im Urzustand. Von einigen Stämmen sagt man, sie hätten Entenfüße. Ein Reisender, der die Gegend von Ugai Ambu besuchte, sagt, die Menschen hätten kaum gewagt, sich ihm zu nähern. Nach ihrer eigenen Überlieferung wohnen sie schon seit vielen tausend Jahren in den Sümpfen, und da sie den schwammigen Boden nie verlassen, können sie auf hartem Erdreich kaum gehen. Wenn sie auch nicht gerade Entenfüße haben, so ist doch zwischen ihren Zehen die Haut etwas heraufgewachsen und man könnte diese Menschen, deren Füße sich so ihrer Lebensweise angepaßt haben, als „halbschwimmfüßig“ bezeichnen.

Wie anders sieht es dagegen z. B. in Bhutan aus. An dem häuslichen Leben der Bhutja, an ihrer Kunst, besonders ihrer Baukunst, sieht man, daß ihre Zivilisation fast so hoch steht, wie die natürliche Lage des Landes hoch ist. Unter den Menschen, die hier auf das Evangelium warten, sind viele Animisten; bei den andern stehen die sozialen Verhältnisse seit Jahrhunderten unter dem Einfluß des Islams, der verschiedenen Formen des Buddhismus, des Hinduismus oder des Konfuzianismus. Jede dieser Religionen hat sich ihre eigene Umwelt geschaffen.

Eine allgemeine Übersicht über die sozialen Verhältnisse können wir mit dem dunklen Weltteil beginnen. In den meisten unbefestigten Gebieten Afrikas besteht die Sklaverei noch zu Recht, und in vielen wird noch Sklavenhandel getrieben. Die Sklavenkarawanen sind jetzt kleiner als früher und darum ist auch das Elend nicht mehr so massenhaft, aber noch sieht man die Spuren des früheren Sklavenhandels an den bleichenden Gebeinen auf den Wegen der Sklavenkarawanen in der Sahara und im Sudan. Die Araber, die junge Sklaven

von Bornu an die Küste brachten, hatten eine besondere Art, für sie zu sorgen. „Wenn man die Kinder bei einem Brunnen gespeist und getränkt hatte, zeigte man ihnen eine entfernte Landmark. Dort, sagte man ihnen, würden sie wieder zu essen und zu trinken bekommen. Dann wurden sie mit Schlägen und Flüchen vorwärts getrieben, die Araber aber bestiegen ihre Pferde oder Kamele und ritten davon, ohne sich weiter um die unglücklichen Kinder zu kümmern. Die, die mit der Karawane den nächsten Brunnen erreichten, bekamen zu essen und zu trinken und wurden am folgenden Morgen in derselben Weise weitergetrieben. Die, die ihn nicht erreichten — nun — die Händler konnten achtzig v. S. unterwegs verlieren und doch noch einen hübschen Gewinn machen.“

Die fast unglaublichen Greuel dieses Menschenhandels und die herzlose Grausamkeit der Händler gehören noch nicht ganz der Vergangenheit an. In Arabien wird der Sklavenhandel in Mekka und andern Wallfahrtsorten ganz offen betrieben.

Es gibt auch den europäischen Regierungen zum Trotz in Afrika noch Märkte für den vom Koran gebilligten Menschenhandel. Im inneren Sudan soll es Volksstämme geben, die durch den Sklavenraub frommer Mohammedaner allmählich ausgerottet werden. Diese erklären offen, sie treiben ihr schändliches Gewerbe zu Ehren ihres Propheten.

Die unbefestigten Gebiete Asiens und Afrikas sind überall da, wo sie nicht mit der abendländischen Zivilisation in Berührung kommen, wirtschaftlich zurückgeblieben. Arabien hat weder Landstraßen noch Gefährte, und die Verhältnisse sind noch durchaus patriarchalisch. In ganz Tibet gibt es keine andern Räder als die der Gebetsmühlen. Es ist ein Land des Schmutzes und braucht das Evangelium von der Seife und Sauberkeit ebenso wie das Evangelium von der Seligkeit. Die

Mongolei ist auch eins der zurückgebliebensten Länder. „Die Lage der Mongolen ist jammervoll, denn sie werden gleicherweise von den Chinesen, von ihren eigenen Lama und Mönchen, von ihren einheimischen Fürsten und von den Bucherern gedrückt und ausgezogen.“ Die großen Städte Tibets und der Mongolei sind infolge des Schmutzes entsetzlich ungesund. Die Zustände in Lhasa spotten jeder Beschreibung. „In dem besten Stadtteil,“ schreibt Perival Landon „wo die Häuser zweistöckig sind, reicht der angehäuften Schmutz bis zu den Fenstern des ersten Stocks, und nur vor der Haustür ist eine Lücke in dem Schmutzhaufen. Mitten in der Straße fließt zwischen zwei Schmutzuffern ein täglich aufstauender, stinkender Kanal; in diesem liegen Hörner, Schädel und Knochen von allen Tieren, die die Tibeter essen oder nicht essen — und es gibt wenige, die nicht gegessen werden. Die Gebeine liegen da, bis Hunde und Raben sie abgenagt haben; dann kann man sie mit Mörtel vermischt zu Mauern und Türschwelle verwenden. Den Tag über fließt durch den Marktplatz ein Schmutzstrom; die Kinder mit ihren entzündeten Augen und mit Geschwüren um den Mund werden von den Nafbastarden, die trinken wollen, beiseite geschoben. Männer und Weiber, Kleider und Gesichter sind so schwarz wie die Torfmauern, die den Hintergrund zu jedem Straßenbild abgeben. Die Menschen haben sich nie gewaschen, und denken auch nicht daran, es zu tun. Der mit den Leuten in unbeschreiblicher Weise verwaesene Schmutz hat aus einer hübschen, hellfarbigen Rasse einen Haufen von schmutzigen, seltsamen Neger gemacht.“

Kabul, die Hauptstadt Afghanistans, hat weder Kanalisation noch irgendwelche gesundheitliche Einrichtungen und derselbe Fluß, der als Abzugsraben dient, speist auch die Brunnen. Natürlich wüthen unter solchen Verhältnissen die Cholera und andre Seuchen,

denen von Zeit zu Zeit Tausende zum Opfer fallen. Dasselbe gilt von Dschedda und Mekka. Auch in Sarkand und Kaschgar fehlt es, wie wir von Sven Hedin und Lacoste wissen, an aller für die Gesundheit nötigen Reinlichkeit. „Ein widerlicher Geruch von verfaulten Melonen erfüllte die ganze Stadt, die mit ihren Teichen voll stehenden Wassers und ihren bleichen, hohläugigen Bewohnern so recht den Eindruck eines Seuchenherdes machte.“ Dreiviertel der Bewohner haben ungeheure Kröpfe — eine Folge des verseuchten Trinkwassers.

Außerhalb der großen Städte gibt es in vielen unbefestigten Gebieten, z. B. in Arabien, im Somaliland und in den noch heidnischen Teilen Afrikas überhaupt keine geordnete Regierung, keine wirkliche Obrigkeit, und in manchen Ländern herrscht seit Menschengedenken fortwährend Krieg und Blutvergießen. Dadurch ist der Ackerbau zurückgegangen und hat dem Nomadenleben Platz gemacht. Überall herrscht das Räuberunwesen; blutige Fehden und besonders die Blutrache sind ein Fluch vieler von diesen Ländern.

Aus Mangel an einer guten Regierung ist das Volk oft sehr arm. Unter drei Vierteln der Beduinen herrscht fortwährend Hungersnot. Die Frauen leiden am meisten, und die Kinder sterben dahin. Einer jener Wüstensöhne hörte einmal Doughty von einem Land erzählen, „wo Allah seine Güter reichlich ausgegossen hat, wo wir Brot und Kleider und Frieden haben, und wo die Obrigkeit helfen muß, wenn jemand Mangel leidet.“ Da wurde der Mann ganz betäubt, bejammerte die traurige Lage der Araber, deren dürftige Kleidung so oft die Ursache von Krankheiten ist, die nicht ihr ausreichendes tägliches Brot und Wasser haben, die ohne Ruhe noch Rast in der öden Wildnis umherwandern und bis zum Ende ihres Lebens dieses Elend ertragen müssen. Und als ihm das Herz ganz schwer wurde, betete er: „Erbarme dich, o Gott,

deines Geschöpfes, das du gemacht hast; erbarme dich des Seufzers der Armen, der Hungrigen, der Nackten! — Erbarme dich, o erbarme dich ihrer, o Allah!“

Die unbefetzten Gebiete werden oft durch Hunger, Pest und Cholera verödet, und diese Plagen sind die notwendige Folge der Mißregierung, der Unwissenheit und des Mangels an jeglicher Sorge für die Gesundheit.

Weitere soziale Übel in den missionslosen Ländern sind: Kurpfuscherei, Zauberei und Mangel an Fürsorge für Arme und Kranke. Alle diese Übel stehen in engem Zusammenhang miteinander, und zwar oft in der Form von Ursache und Wirkung. Wir lernen sie am besten durch eine Anzahl von Beispielen kennen. Unwissenheit und Aberglaube herrschen fast in allen unbefetzten Gebieten der Welt. Dies gilt ganz besonders von der Mongolei und Sibirien, Chinesisch- und Russisch-Turkistan, Afghanistan, Tibet und dem größten Teil von Afrika. Die Reisenden erzählen uns merkwürdige Beispiele von religiösem Aberglauben. So wallfahren z. B. ungeheure Steinblöcke aus dem Kutschangebirge nach Meshhed, dem berühmten Wallfahrtsort der Schiiten, der Hauptstadt der persischen Provinz Chorasan. Jeder Moslem empfindet eine heilige Freude, wenn er diese Steine durch Schieben und Ziehen immer wieder ein Stückchen auf ihrer frommen Wallfahrt fördern kann. Manchmal erreichen diese granitenen Pilger nach mehrjähriger Reise ihren Bestimmungsort. In Afghanistan glaubt nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die höheren Stände bis hinauf zum Fürsten an Amulette und sonstigen Zauberkram. Der vorige Emir von Afghanistan glaubte fest, daß ihn die mörderische Kugel eines Soldaten nicht getroffen habe, weil er ein Amulett bei sich trug, das ihm in seiner Kindheit ein heiliger Mann geschenkt hatte. „Zuerst“, sagte er, „glaubte ich nicht an die schützende Kraft des Amuletts. Da band ich es einem Schaf um

den Hals und gab mir sehr Mühe, das Tier zu erschließen, aber keine Kugel verwundete es.“

Nicht nur in dem mohammedanischen Asien und Afrika, sondern auch unter den Buddhisten und Animisten ist der Gebrauch der Amulette fast allgemein. Die Leute bleiben auch noch nach dem Einzug der Zivilisation des Abendlandes Sklaven dieser Sitte. Sie ist die Religion „für den Hausbrauch“ von Millionen von Frauen und Kindern. Unter den Mohammedanern besteht das Amulett meistens aus einem kleinen Koran in einem silbernen Kästchen, oder aus Papierblättchen, auf denen Koranworte, die Namen Allahs oder sovieler Zahlen als er Namen hat, oder die Namen Mohammeds und seiner Gefährten geschrieben sind. Die Blätter werden in einem Lederfutteral getragen. Auch Edelsteine, mit oder ohne Inschrift, Glasperlen, alte Münzen, Tonfigürchen, Zähne von wilden Tieren, Beutelschen mit heiliger Erde aus Mekka oder Kербela,\*) oder auch solche Erde in Gestalt kleiner Backsteine dienen als Amulette. Wenn einmal im Jahr die Decke von der Kaaba in Mekka weggenommen und erneuert wird, zerschneidet man die alte Decke in kleine Stückchen und verkauft diese den Pilgern als Amulette. In ähnlicher Weise machen auch die Buddhisten Amulette an heiligen Stätten und aus heiligen Gegenständen.

Nicht genug, daß die Leute selbst Amulette tragen und sie ihren Kindern gegen den bösen Blick umhängen; sie befestigen auch dergleichen Zauberkräuter über ihren Haustüren und selbst an den Kamelen, Eseln, Pferden und Fischerbooten, — einfach überall — um Gefahr und Tod abzuwenden. Eigentlich sollten — nach den Grund-

\*) Stadt am Euphrat mit dem Grab des Imam el Husein, der von der Sekte der Schiiten als rechtmäßiger Nachfolger des Propheten verehrt wird. Kербela ist darum das Mekka der Schiiten.

sähen des Islam — nur Verse des Korans verwendet werden, aber Mohammed selbst hat schon andre Dinge als Zauber gebraucht, und nachdem er dem Aberglauben eine Türspalte geöffnet hatte, haben seine Nachfolger die Tür aufgetan. Fünf Verse des Korans, die besonders gern verwendet werden, heißen die Schutzverse. Sie lauten: „Die Erhaltung des Himmels und der Erde ist ihm keine Last; Gott ist der beste Beschützer; sie beschützen ihn auf Gottes Befehl; wir beschützen ihn vor jedem Steinteufel; wir beschützen ihn vor jedem unbotmäßigen Teufel.“ Diese Verse werden sehr sorgfältig, mit einer besondern, aus Saffran-, Rosen- und Orangenwasser, Zwiebelsaft, Wasser von der heiligen Quelle von Semsem\*) und manchmal noch dazu aus Menschenblut bereiteten Tinte geschrieben und dann um teures Geld an mohammedanische Frauen und Kinder verkauft. Überall im heidnischen Afrika tritt die mohammedanische Zauberware allmählich an die Stelle der alten Fetische.

Die Zauberdoktoren und Quacksalber plagen die Kranken schrecklich. Wer beschreibt die Schrecken des Quacksalbers und die dämonischen Künste des Zauberdoktors mit seinen brennenden Heil- und feurigen Stärkungsmitteln, oder die Künste des Zauberers auf den Südseeinseln! Sobald ein Weißer oder eine Weiße an einem solchen Ort erscheint, kommen die armen, verwahrlosten Kranken in Scharen herbei, in der Hoffnung, Heilung oder Erleichterung zu finden. Die ärztliche Kunst in Indochina, Tibet und der Mongolei ist von den Chinesen erlernt und gründet sich nur auf Aberglauben und eine überlieferte Wissenschaft oder vielmehr Unwissenheit. Aber die Leute nehmen sehr gerne die Hilfe des abendländischen Arztes in Anspruch, und Hauptmann Walton, der den Feldzug Younghusbands als Chirurg

\*) Ein Tal in Tripolis.

begleitete, hat in der kurzen Zeit sechshundert Fälle von Starr und Hasenscharte operiert.

Überall in den missionslosen Gebieten haben die Kranken, wie die Frau im Evangelium, „viel erlitten von den Ärzten“. Kein Wunder, daß sie sich in ihrer verzweifelten Lage nach Hilfe sehnen. Bei den Beduinen gibt man den Kranken von dem Nas eines Adlers zu essen und kocht ihnen eine Brühe aus Eulenmist. Das Brennen ist eine beliebte Kur für allerlei Krankheiten. Oft durchbohrt man die Oberhaut mit einem glühenden Eisen und zieht dann einen Faden durch das Loch, um die Eiterung zu fördern. Unter hundert Arabern oder Araberinnen findet man kaum eins, das nicht Brandnarben hat; selbst die Kinderkrankheiten sucht man durch grausames Brennen zu heilen. Wo das Brennen nichts hilft, gebraucht man auf Papier geschriebene Worte aus dem Koran oder — nach dem Gesetz der einander aufhebenden Gegensätze — böse Worte von unheilvoller Bedeutung. Der Kranke nimmt die Worte ein, d. h. er verschluckt sie entweder mit dem Papier, oder er trinkt das Wasser, mit dem die Schrift abgewaschen wurde. Blutentziehungen, besonders durch Schröpfen oder nur durch kleine Einschnitte, aber auch durch Aderlaß, gelten als ein Heilmittel für viele Schäden. Der arabische Barbier ist immer auch Aderlasser, Brenner und Zahnarzt. Seine Werkzeuge — sie verdienen kaum den Namen von Instrumenten — sind roh; er gebraucht sie nicht ohne Geschick aber ganz ohne Mitleid. Im Aderlassen sind manche Barbieri sehr geschickt. Wenn man in einer größeren arabischen Stadt an die betreffenden Orte geht, kann man immer eine Anzahl Männer sehen, die mit gebeugtem Rücken auf dem Boden hocken und auf den Aderlaß warten. Die ärztliche Wissenschaft in den Städten ist nicht viel besser als die auf dem Land. Die städtischen Ärzte haben vielleicht etwas in Büchern

gelesen, aber dafür haben sie weniger gesunden Menschenverstand. Eine rechtschaffene Krankheit muß ihrer Ansicht nach irgendwie mit den vier Temperamenten oder mit den „Säften des Hippokrates“ zusammenhängen.

Ähnliche Verhältnisse finden sich in Buchara und Chorasan, ebenso in Afghanistan, wo der Schmied des Dorfes zugleich der Zahnarzt ist. Eine schwere, fast einen Meter lange Zange hängt zu dem Zweck in der Werkstatt. Natürlich wird mit der Zange oft Unheil angerichtet.

Von Chirurgie und Geburtshilfe haben die Menschen in den dunklen Ländern Asiens und Afrikas meistens keine Ahnung, und so lächerlich oft die Heilkunst ist, so grausam ist — wenn auch meistens ungewollt — die Chirurgie. In Ostarabien werden blinde Frauen gern als Hebammen benützt; Blutungen versucht man mit Steinsalz zu stillen. Schußwunden behandelt man mit Umschlägen von Datteln, Zwiebeln und Tamarinde, und zum Schutz gegen künftige Schußverletzungen trägt man ein „Bleiamulett“.

Barbarische Strafen, Folterung, Mißhandlung der Alten und der Gefangenen sind auch ein Beweis, daß die dunklen Stätten der Erde Behausungen der Grausamkeit sind. In Neuguinea und andern Südseeinseln gibt es noch genug Menschenfresser. Die Reise Dr. Walkers in Neuguinea war teilweise ein Strafzug gegen einen Stamm, der einen Küstenstamm überfallen und niedergemetzelt hatte, nur um sich wieder die Kochtöpfe zu füllen. Auf einer Plattform sah Walker ganze Reihen von menschlichen Schädeln und Haufen von Knochen — es waren die Überreste einer grauenhaften Mahlzeit. Überdies werden die Opfer der Menschenfresser oft unter entsetzlichen Qualen langsam getötet.

Zu den verkommensten Gliedern der menschlichen Familie gehören die noch wenig von der Mission berührten dajakischen Kopffäger auf Borneo. Die junge

Dajakin legt auf menschliche Köpfe ebensoviel Wert wie ein weißes Mädchen auf den Schmuck. Die Köpfe vererben sich vom Vater auf den Sohn, und der Rang eines Dajaken bestimmt sich nach der Zahl der Köpfe, die er oder seine Vorfahren gesammelt haben. Die Frauen und Mädchen treiben die Männer zur Kopffägerei an. Ein junger Mann hatte sich von den Missionaren überreden lassen, die Kopffägerei aufzugeben, das Mädchen aber, mit dem er verlobt war, wollte ihn nicht heiraten, ehe er ihr den gewöhnlichen Tribut gebracht hätte. Getrieben durch ihre Sticheleien tat er es endlich, aber zu ihrem Entsetzen brachte er ihr die Köpfe ihrer Eltern, ihres Bruders und eines Nebenbuhlers. Der Mörder wurde von den Eingeborenen gepackt und in einen Bambuskäfig gesteckt, wo man ihn verhungern ließ.

In Sierra Leone ist ein Stamm, die Beli, die sich rühmen, daß unter ihnen niemand über drei Jahre alt werde, ohne Menschenfleisch zu kosten. Entlaufene und wieder eingefangene Sklaven werden immer getötet und gefressen.

Die Leute, die sich die Bewohner der Südseeinseln und Afrikas als glückliche Naturkinder vorstellen, die in ihren Urwäldern unberührt von den Lasten unsrer Zivilisation leben, kennen die wirklichen Verhältnisse nicht. „Als ich nachts in meiner Hängmatte lag,“ schreibt Kenneth Macan, „der einzige Weiße unter Hunderten von Schwarzen, zeigte sich mir die andre Seite des Bildes: Wie diese, unzweifelhaft sehr anziehenden Menschen noch vor kurzem ihre Gefangenen lebendig über einem schwachen Feuer gebraten und dann gefressen hatten; wie einer von den Leuten so freundlich war, mir zum Beweis dafür einen verkohlten Schädel zu zeigen und sich entschuldigte, daß er nur einen habe, im nächsten Dorf aber seien noch viele. Ich dankte Gott, daß unentwickelte

Völker, halb Teufel, halb Kinder, wie Kipling sie so treffend schildert, sich ihrer eigenen Kraft und unsrer nur zu häufigen Schwäche niemals bewußt zu sein scheinen.“

Auch unter den höherstehenden Völkern, die das Evangelium nicht kennen, herrscht entsetzliche Grausamkeit. Frank A. Martin, der acht Jahre als Ingenieur in Kabul lebte und meistens der einzige Engländer in der Stadt war, widmet ein Kapitel seines Buches über Afghanistan den schrecklichen Folterungen und grausamen Hinrichtungsarten, die dort an der Tagesordnung sind. So unglaublich manche von diesen Greueln scheinen, werden sie doch auch von andern bestätigt. Eine sehr gewöhnliche Strafe ist das Blenden, das in besonders grausamer und schmerzhafter Weise ausgeführt wird.

In Afghanistan und andern mohammedanischen Ländern herrscht das Spionagewesen mit all seinen Schrecken. Die Gefängnisse in Tibet und Afghanistan sind so schlimm wie die berüchtigten Kerker von Marokko. In unterirdischen Löchern sind die Menschen für Lebenszeit eingesperrt und leben und sterben in der Dunkelheit und entsetzlichem Gestank. Die meisten Gefangenen machen ihren Qualen bald ein Ende, indem sie den Kopf gegen den Felsen schlagen, bis sie das Bewußtsein verlieren und sterben, denn die Einsamkeit und das Entsetzen machen sie wahnsinnig. Wenn die Zustände in den Gefängnissen von Kabul allgemein bekannt würden, stünden wahrscheinlich andre Staaten zusammen, um durchzusetzen, daß solche Greuel aufhörten.

Die Tibeter beschränken ihre Mißhandlungen nicht auf die Lebenden; sie gehen auch ganz greulich mit den Leichen um. Die große Mehrzahl aller derer, die in Tibet sterben, werden nach ihrem Tod buchstäblich in Stücke gehackt und den Schweinen und Geiern vorgeworfen. „Der elendeste und verrufenste Stadtteil von Thassa“, erzählt W. Landon, „ist der von dem berüchtigten Stamm



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

### **Eine Frau aus Nepal.**

Die Gesamtinwohnerzahl von Nepal beträgt 5 Millionen Seelen und hat keinen einzigen Missionar in ihrer Mitte.



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

### Eine Frau aus Nepal.

Die Gesamteinwohnerzahl von Nepal beträgt 5 Millionen Seelen und hat keinen einzigen Missionar in ihrer Mitte.



der Kadjaba oder Bettler und Straßenreiniger bewohnte. Diese Menschen sind auch zugleich die Leichenzerstückler. Man kann sich kaum eine widerlichere Arbeit, eine vertiertere Menschenklasse denken, auch nicht scheußlichere Lächer, als die, die diesen Menschen als Wohnung dienen. Mit Schmutz bedeckt, halb nackt, in ekelhaften Lumpen, haust dieses abscheuliche Gesindel in Hütten, die ein anständiges Schwein verschmähen würde. Die Leute lassen sich aber für ihre Behandlung der Leichen gut bezahlen. Arme, Beine und der Rumpf des Verstorbenen werden besonders zerhackt und auf Steinplatten gelegt, wo sie von Hunden, Schweinen und Geiern, von denen es in Lhassa wimmelt, gefressen werden.“ Aber die unbußfertig Gestorbenen haben nach dem Tod noch Schlimmeres zu erwarten, und aus Furcht davor stehen die Tibeter ihr Leben lang unter dem schrecklichen Druck ihrer Priesterchaft. „Es gibt wohl“, sagt P. Landon, „keine mit solch erstaunlicher Feinheit und solch greulicher Genialität ausgeführte Darstellung der Höllestrafen, als die in den merkwürdigen Holzschnikereien des Tempels von Gjangse.“ Wo Grausamkeit herrscht, werden die Menschen unbarmherzig, und in ihrem Glauben machen sie ihre eigenen Taten.

Fast allgemeine Unsittlichkeit und daraus folgende Erniedrigung des Weibes und Kindes sind noch dunklere Schatten auf dem naturgetreuen Bild der nichtchristlichen Welt. Alle Reisenden bezeugen übereinstimmend die sittliche Verkommenheit der mohammedanischen und heidnischen Bewohner Innerasiens und Afrikas. In Afghanistan ist die allergemeinste Art der Unsittlichkeit selbst am Hof und unter der mohammedanischen Priesterchaft verbreitet. Das Weib ist vollkommen erniedrigt, sie mag im Fürstenschloß wohnen oder eine Straßentänzerin sein. Von den Tschanto in Ostturkistan heißt es: „Schamlose Unsittlichkeit ist nahezu allgemein. Chotan

und Kerija gelten für die unsittlichsten Städte Asiens.“ Ehen können — nach Landesrecht — leicht geschieden und auf Zeit geschlossen werden, und eine Frau, die sich drei- oder viermal im Jahre verheiratet, gilt noch für anständig. Etwas besser ist es im allgemeinen bei den Kirgisen und bei den Nomaden Innerasiens, aber in Russisch-Turkistan und in Bucharä treten überall die Folgen der mohammedanischen sozialen Einrichtungen zutage.

Der Notschrei der ausgestoßenen Kinder von Kaschgär, dem kürzlich ein bekehrter Mohammedaner Worte geliehen hat, ist nur ein Beispiel für Not und Jammer ähnlicher Art in all den missionslosen Gebieten der Welt. „Diese heimatlosen, verlassenen Kinder leben auf den Friedhöfen außerhalb der Stadt; bei den Toten finden sie die Zuflucht, die die Lebenden ihnen versagen. Fast nackt, nur mit ein paar alten Lumpen bedeckt, barfuß und barhäuptig, hungernd und frierend — so findet sie der Schlaf und mit ihm kommt der Todesengel, dessen Ruf sie von dem Elend des Erdenlebens erlöst.“

Das eheliche Leben der chinesischen Mohammedaner in Kaschgär ist viel schlechter als das der Konfuzianer. Bei jenen ist das eheliche Band sehr locker, und viele Männer haben schon hundert Frauen gehabt. So etwas wäre im konfuzianischen China unmöglich, und man sieht daraus, welchen Halt die Sittenlehre des Konfuzius ihren Anhängern gibt.

Sogar die Heiligtümer der Religion, die Wallfahrtsorte, sind in den missionslosen Ländern Sammelpunkte der Unsittlichkeit. Dies gilt von Meshhed, Kerbela, Chassa, Mekka und Medina. „Wenn man“, sagt Burton, „im Morgenland überhaupt viel wüste Reden zu hören bekommt, so tun sich die Mekkaner darin noch besonders hervor. Es ist schon arg genug, wenn man dergleichen in den Straßen hören muß; in den Häusern wird

es geradezu unerträglich.“ Heiraten auf Zeit, was natürlich nur ein Deckmantel für offenkundige Unfittlichkeit ist, sind in Mekka an der Tagesordnung und eine Haupteinnahmequelle für die Einheimischen. Wilde Ehen und Ehescheidungen sind hier häufiger als sonst in der mohammedanischen Welt; unnatürliche Laster werden in der heiligen Moschee selbst geübt, und die Vorstädte sind bei Nacht der Schauplatz wüsten, gottlosen Treibens, besonders wenn die Pilger fort sind, von deren Raub sich die Einheimischen bereichert haben, sodaß sie sich's nun wohl sein lassen.

Bei solchen Zuständen, die in diesen Ländern schon seit Jahrhunderten bestehen, ist die traurige Lage des Weibes ein hervorragender Beweis für den hoffnungslosen Zustand der Volksreligion. In allen missionslosen Gebieten ist das Weib noch „zugleich die Sklavin, die Verführerin und der Schrecken des Mannes; im Haus die niedrige Magd, die die schwerste Arbeit tun muß; für die menschliche Gesellschaft eine Schande und eine Last; seine Erniedrigung ist der auffallendste Charakterzug und die Schmach der nichtchristlichen Welt“.

Die Stellung des Weibes ist allerdings etwas besser bei manchen Nomadenvölkern, sowie in Tibet, und einzelne Ausnahmen von der allgemeinen Regel gibt es ja immer. Aber die ungeheure Mehrheit der Frauen in den nichtchristlichen Ländern befindet sich in einer sehr traurigen Lage.

Im Sudan genießen die Frauen, solange die Männer Heiden sind, mehr oder weniger Freiheit und werden nur mißhandelt, wenn sie in den unaufhörlichen Streitigkeiten im Leben der Heiden der schwächere Teil sind. „Aber sobald die Männer zum Islam übertreten,“ sagt Dr. Kumm, „wird die Frau eine Sklavin, ja ihr Los ist noch schlimmer als das der Sklavin. Sie ist für ihren Mann nur ein Haustier. Er hat das Recht, sie zur

Strafe zu schlagen, zu steinigen oder auf Lebenszeit einzusperrn.“

Im Somaliland „bekommen die alten Weiber nicht etwa eine Altersrente, sondern sie werden einfach als Lasttiere behandelt“. Die Frauen sind überhaupt nur dazu da, Kinder zu bekommen, schwere Lasten zu tragen und überhaupt harte Arbeit zu tun.

Im dunkelsten Asien haben's die Frauen nicht besser als im dunkelsten Afrika. Auch im heidnischen Annam und in Tibet, wo ihre Lage viel besser ist als im mohamedanischen Asien, leben sie in vollständiger Unwissenheit und im dicksten Aberglauben, erdulden die Greuel der Vielweiberei oder, wie vielfach in Tibet, der Vielmännerei und werden in ihrer schwersten Stunde von dummen, täppischen Weibern grausam mißhandelt.

In Belutschistan müssen die Frauen alle gemeine Arbeit tun und alle schweren Lasten tragen, während die Männer faulenzten. Man kann sogar sehen, daß eine Frau neben einem Esel an den Pflug gespannt ist.

In ganz Afghanistan und Belutschistan, sowohl bei den eigentlichen Afghanen als bei dem sehr zahlreichen Stamm der Brahui, ist die Stellung der Frau sehr niedrig. Es wird ihr nicht nur alle Hausarbeit aufgebürdet, sondern sie ist die Sklavin des Mannes in all seinen Bedürfnissen, und ihr ganzes Leben ist ausgefüllt von ununterbrochener, erniedrigender Arbeit. Sobald das kleine Mädchen überhaupt etwas leisten kann, muß es das Vieh besorgen und im Haus helfen. Da die Eltern einer Braut von dem Bräutigam eine Morgengabe erhalten, wird ein heiratsfähiges Mädchen sobald wie möglich tatsächlich an den Höchstbietenden verschachert. An den Orten, wo die Männer zusammenkommen, rühmt der Vater die Vorzüge seiner Tochter, ihre Schönheit, ihre häusliche Tüchtigkeit und fordert die Heiratskandidaten auf, ein Angebot zu machen. Auch

wohlhabende und angesehene Afghanen schämen sich nicht, in solcher Weise ihre menschliche Ware anzubieten. Manchmal wird ein Mädchen verlobt, noch ehe es geboren ist, und solche Verlobungen sind sogar besonders bindend. Anstatt Blutgeld zu bezahlen, gibt man oft ein Mädchen her oder verspricht eins, das man zu bekommen hofft.

So kommt es, daß in Afghanistan die Vielweiberei nur durch die Kaufkraft des Mannes beschränkt ist. Eine Frau gilt für eine bessere Kapitalanlage als Vieh, das in einem Land, wo Dürre und Futtermangel an der Tagesordnung sind, ein unsicherer Besitz ist, während die weiblichen Nachkommen einer Frau immer ein gutes Stück Geld einbringen.

Merkwürdige und den Ausländern oft unerklärliche Gegensätze finden sich in der Stellung der Tibeterin. Besonders die Chinesen machen große Augen vor Verwunderung über die Tatsache, daß die Tibeterin einerseits die niedrige Magd, andererseits die Königin des Hauses ist. Schwere Arbeit, die viel besser für die Schultern des Mannes passen würde, für die sich aber der Herr Gemahl zu vornehm dünkt, wird der Frau aufgebürdet; z. B. muß sie Wasser vom Fluß hinauf zu dem auf schwindelnder Höhe liegenden Haus schleppen. Andererseits ist der Mann ganz gründlich unter dem Pantoffel. Er kann nichts einkaufen und wird gewiß niemals etwas verkaufen ohne die Anweisung und Erlaubnis der Frau. Wenn sie nicht zu Hause ist, kann der Mann kein Geschäft abschließen und erklärt das auch ganz offen einem Händler gegenüber. Die Tibeterin hat also eine verhältnismäßig hohe soziale Stellung, aber unwissend, abergläubisch und schmutzig wie sie ist, besitzt sie nichts von dem, was eine Frau anziehend und liebenswert macht und kann auch ihrer Familie kein Heim schaffen, das diesen Namen verdient. „Man kann nicht behaupten, die Tibeterinnen seien hübsch“, sagt Landon,

„aber es ist schwierig zu sagen, wie sie ausähen, wenn man sie einmal gründlich wüsche. Sie leben tatsächlich von der Wiege an (oder was bei ihnen die Stelle der Wiege vertritt) bis zu der Steinplatte, auf der ihr Leichnam zerhackt wird, ohne jemals zu baden oder sich auch nur teilweise zu reinigen.“

Unsittlichkeit ist in Tibet allgemein verbreitet, und die Heiligkeit der Ehe ist durch Vielweiberei und Vielmännerei zerstört.

Wenn wir zusammenfassen, was wir über die soziale Lage der außerhalb des Bereichs der Mission liegenden Länder erfahren haben, so zeigt sich uns klar, daß die allgemeine Unwissenheit, der schreckliche Mangel an Schulbildung, der erniedrigende Aberglaube, die unaussprechliche Unsittlichkeit, die greulichen Verfolgungen und Folterungen in diesen Ländern und zu dem allem die jammervolle Lage der Frauen und Kinder —, daß das alles zusammen laut und vernehmlich den Ruf nach der christlichen Mission erschallen läßt.

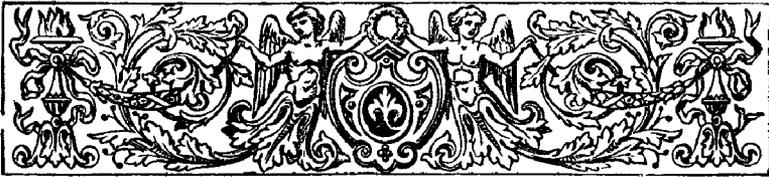
Nur durch das Evangelium kann die Welt sozial gehoben werden, und da die christliche Mission immer dem wirklichen und dauernden sozialen Fortschritt vorangegangen ist und seit neunzehn Jahrhunderten in der ganzen Welt ihre Kraft erwiesen hat, ist es klar, daß auch die bis jetzt noch missionslosen Gebiete ein Recht auf das Evangelium haben.

Wenn wir glauben, daß alle Menschen Brüder sind und zu der einen großen Familie Gottes gehören, so ist es doch nicht recht, daß wir alles haben, während noch so viele andre darben. Der auf oberflächlichen und falschen Ansichten beruhende Ruf: Zuerst die Zivilisation und dann das Christentum! bringt nur eine falsche Hoffnung. Dieses Losungswort hat keine Verheißung und keine Kraft. Eine Zivilisation ohne die Verkündigung des Evangeliums bringt in die nichtchristliche Welt nur

---

neue Übel zu den alten. Nicht nur das Elend der Sünde, sondern auch das soziale Elend kann nur durch das Evangelium geheilt werden. Missionar Moffat schrieb, nachdem er sechsundzwanzig Jahre Missionar gewesen war: „Man spricht oft davon, man solle die Wilden zivilisieren, ehe man ihnen das Evangelium bringe, aber diese Ansicht hat sich noch nirgends als wahr erwiesen. Wir selbst sind überzeugt, daß die Mission der Zivilisation vorangehen muß. Nichts Geringeres als die Kraft der göttlichen Gnade kann die Herzen der Wilden umwandeln. Dann erst wird der Geist empfänglich für jene Unterweisung, die die Menschen lehrt, eine Zierde des Evangeliums zu werden, das sie bekennen.“

---



## 6. Kapitel.

### Ohne Gott, ohne Hoffnung.

Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie, und machen sich hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löcherig sind, und kein Wasser geben.

Jerem. 2, 13.

Gedenket, daß ihr zu derselbigen Zeit waret ohne Christum, fremd und außer der Bürgerschaft Israels, und fremd den Testamenten der Verheißung, daher ihr keine Hoffnung hattet und waret ohne Gott in der Welt. Ephes. 2, 12.

Es gibt keinen Teil der Welt, auch nicht in den unbesehten Gebieten, wo die Menschen ganz ohne Religion sind. Nichts beweist so sehr die Einheit der Rasse und die Verantwortlichkeit der Menschen untereinander, als der allgemeine Durst der Seele nach dem Übernatürlichen und Übersinnlichen. Kein Volk steht so tief in der Zivilisation, daß es nicht irgend einen religiösen Glauben, etwas religiöses Streben hätte. Herbert Spencer macht auf diese Tatsache aufmerksam, allerdings ohne ihre volle Bedeutung einzuräumen. „Religiöse Ideen irgend einer Art sind fast überall vorhanden. Zugegeben, daß es an manchen Orten Stämme gibt, die keine Lehre von der Welterschöpfung, kein Wort für die Gottheit, keine Sühnehandlungen und keinen Begriff von einem Leben im Jenseits haben; zugegeben auch, daß selbst die ältesten und unausgebildetsten derartigen Ansichten erst auftreten, wenn der Verstand eine gewisse Stufe der Entwicklung erreicht hat — es kommt aufs gleiche hinaus.

Die Allgemeinheit der religiösen Ideen, ihre selbständige Entwicklung unter urwüchsigem Völkern und ihre große Lebenskraft zeigen, daß ihre Quelle tief, nicht an der Oberfläche liegt.“

Sieher gehört auch, was Major Leonard über die Stämme am Niger sagt: „Trotz ihrer dunklen Haut, ihrem Wollhaar, ihrer zurücktretenden Stirne, den vortretenden Kiefern und dicken, vorstehenden Lippen sind sie ganz ebenso menschlich wie wir. Werde mit ihnen bekannt, lerne sie verstehen, gewinne ihr Vertrauen, und es wird dir klar werden, daß sie desselben Wesens sind, wie der höchstgebildete Europäer, daß sie dieselben Neigungen und Abneigungen, dieselben wilden Leidenschaften haben.“

Jener tiefliegende religiöse Trieb ist eine Gabe Gottes und hat eine ungeheure Bedeutung. In dem seltsamen Aberglauben, den Taten der Engherzigkeit und des Hasses gegen Andersdenkende, in den merkwürdigen Flügen der Einbildungskraft und in den alten Volksliedern, -märchen und -sagen bei den von der Mission noch unerreichten Völkern findet der Missionar nicht nur eine religiöse, sondern sogar eine christliche Anlage, und gerade der Eifer, mit dem jene Völker in der Dunkelheit und fern von der Wahrheit umhertasten, ist ein Ruf nach dem wahren Licht. Diese Tatsache wird nicht nur von den Missionaren bezeugt, sondern von allen denen, die mit Verständnis die Völker in ihrem Urzustand erforschen.

„In den letzten Jahren“, sagt Major Leonard, „haben sich die Beweise dafür gemehrt, daß wilde und barbarische Völker oft einen Sinn für etwas Höheres haben. Weil die äußeren Formen, unter denen sie die Gottheit verehren, oft roh sind, glaubte der Beobachter, die dahinterliegenden Gedanken müßten ebenso unedel und wenig entwickelt sein. Jetzt wissen wir, daß unsre

Brüder auch in der äußeren Kultur weit zurück sein mögen, daß aber ihre sittlichen und religiösen Anschauungen sich nicht wesentlich von denen unterscheiden, die in zivilisierteren Ländern gelehrt werden.“ Folgendes Gebet gebrauchen die Heiden Westafrikas: „Bewahre unser Leben, o Vatergeist, der du uns vorgegangen bist, und mache dein Haus fruchtbar, damit wir, deine Kinder, zunehmen, uns vermehren und reich und mächtig werden.“ Sie handeln nach dem Grundsatz: „Tue deinen Ahnen, was du möchtest, daß sie dir tun.“ Auch die schöne Schöpfungssage der Papua enthält ein Beispiel ursprünglich vorhandener geistlicher Anlage.

Selbst Reisende, die kein Verständnis für die Mission haben, geben zu, daß das Evangelium die einzige Hoffnung solcher Völker ist. Die Berührung mit der Zivilisation hat ihre rohe Urkraft schon untergraben. Sie können unmöglich zu ihrem Urzustand zurückkehren oder in ihrem gegenwärtigen Zustand verharren. „Die Papua z. B. müssen sich entweder weiter entwickeln, oder langsam aber sicher geistig und sittlich verkommen und schließlich aussterben.“ „Ich glaube, der Papua hat noch genug Lebenskraft, um neben höher entwickelten Völkern leben und von ihnen lernen zu können. Aber die Unterweisung muß stufenweise, planvoll und mit Anwendung aufs Alltagsleben vorgehen; Festigkeit, Güte und Gerechtigkeit müssen der Grundsatz des Weißen im Verkehr mit den Eingeborenen sein, denn dem unentwickelten Verstand macht ein Gramm praktisches Christentum mehr Eindruck als ein ganzer Zentner Glaubenslehre.“ Wo finden wir solche Lehrer, wenn nicht unter den Missionaren? Wer gibt den Wilden das praktische Christentum, wenn nicht die, die wandeln, wie Christus unter den Menschen wandelte?

Die Ansicht mancher Reisenden, daß die Nomaden Arabiens oder die Heiden Afrikas ohne geistliche Be-

dürfnisse seien, wird durch die Tatsachen nicht bestätigt. Douglas Carruther, der in Nordwestarabien reiste, sagt zwar: „Ich habe nur selten einen Beduinen beten sehen. Sie scheinen gar nichts nach der Religion zu fragen, und es ist merkwürdig, daß in Arabien, dem Mittelpunkt der mohammedanischen Welt, ein Drittel der Bewohner nichts vom Islam wissen will. Die Nomaden sind nicht religiös und sind's auch nicht gewesen. Sie würden einen Mekkapilger ebenso gerne berauben wie einen Christen.“ Aber dem stehen andre Zeugnisse, z. B. von Doughty und Burckhardt, entgegen, aus denen hervorgeht, daß eben jene Nomaden altsemitische gottesdienstliche Formen beobachteten und in Zeiten der Not in einer Weise beteten, daß man an die alten Erzväter erinnert wird, die „ein göttliches Leben führten“.

Weil alle Völker diese eingeborene Anlage für die Religion und darum ein Recht auf die höchste Form der Religion haben, darum soll die Mission in die noch unbesetzten Gebiete eindringen.

Es ist aber nicht nur eine religiöse Anlage da; es ist auch das Bedürfnis nach einem höheren Glauben vorhanden. Bei der vergleichenden Religionsforschung hat man eine Tatsache nie genügend betont: Die nichtchristlichen Religionen haben sich alle seit Jahrhunderten in den Ländern, die wir „die unbesetzten Gebiete“ nennen, ungehindert und unbestritten erproben können, auch ohne daß das Christentum als Nebenbuhler oder Angreifer aufgetreten ist. Was haben sie geleistet in der Entwicklung der Zivilisation und der Erneuerung der Herzen? Und haben sie der Seele den Frieden gebracht? Haben sich diese Religionen in ihrer langen Geschichte und im vollen Besitz der Länder und der Menschen weiter entwickelt, oder sind sie entartet? Wenn das Licht, das in ihnen

war, finster geworden ist, wie groß muß diese Finsternis sein? Ist der Animismus in Afrika und den malaiischen Inseln oder der Schamanismus in Sibirien durch die Weiterentwicklung reicher, gehaltvoller, edler geworden? Sind der Buddhismus und Lamaismus in ihrer jahrhundertelangen unbestrittenen Herrschaft über das Denken und Leben der Menschen in Annam und Tibet besser oder schlechter geworden? Was hat der Islam in Arabien und Afghanistan zu seinem ursprünglichen Gedankengehalt hinzugelernt, um zu beweisen, daß er sich vorwärts und aufwärts entwickele?

Den wirklichen Prüfstein für die persönliche sowie für die Volksreligion hat uns unser Herr Jesus Christus mit den Worten gegeben: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Und diesem Prüfstein gemäß ist der religiöse Zustand aller missionslosen Länder der Welt nicht weniger traurig und besserungsbedürftig, als es die sozialen Verhältnisse sind. Die geistliche Verkommenheit und Armut rufen nach Hilfe.

Was den Islam anlangt, so können wir nirgendsher ein besseres Zeugnis seiner wirklichen Schwäche bekommen als aus dem Land, das zugleich seine Wiege und seine Hochburg ist, wo er sich am schmähllichsten zeigt und doch am meisten Anziehungskraft hat. Darum zeigt uns Arabien nicht nur die Kraft, sondern auch die Schwäche des Islams. In andern Ländern, wie in Syrien und Ägypten, steht der Islam seit Jahrhunderten in Berührung und im Kampf mit einer mehr oder weniger verdorbenen Form des morgenländischen Christentums und seit dem vorigen Jahrhundert mit der Zivilisation des Abendlandes und der evangelischen Mission. In Indien und China ist der Islam in Berührung mit andern nichtchristlichen Religionen, und ohne Zweifel sind von beiden Seiten Zugeständnisse gemacht und Einflüsse auf das Denken und Leben geübt worden. Aber

in seinem heimischen, arabischen Boden ist der vom Propheten gepflanzte Baum in unbeschränkter Freiheit herangewachsen und hat Früchte nach seiner Art gebracht. In der Sittlichkeit steht Arabien auf einer tiefen Stufe. Sklaverei und wilde Ehen findet man fast überall, Vielweiberei und Ehescheidung sind an der Tagesordnung. Der Fatalismus, die Philosophie der Massen, hat jede Unternehmungslust gelähmt. Im Gewerbe, in Erfindungen ist die arabische Halbinsel das Gegenteil von fortschrittlich — ein Land ohne Fabriken, wo jede Maschine als ein Wunder angestaunt wird. Überall herrscht Mißtrauen und Argwohn, so daß in einem Lande, wo es kein großes Jagdwild gibt, doch jedermann bewaffnet geht, weil er seinem Nachbar nicht über den Weg traut. Ungerechtigkeit gibt's in Fülle, und man nimmt sie oft gelassen hin. Die Bestechung ist so allgemein, daß sie kaum für ein Verbrechen gilt; das Lügen ist fast zu einer Kunst, das Stehlen und Rauben zu einer Wissenschaft geworden. Doughty und Palgrave, die beide das Herz der Halbinsel durchreist haben, fällen das Urtheil, im Islam sei keine Hoffnung für Arabien. Man hat es seit dreizehnhundert Jahren mit dem Islam versucht, und es ist kläglich mißlungen. Palgrave hat mehrere Jahre unter Mohammedanern gelebt und sich so gut mit ihnen verstanden, daß er mehr als einmal in einer Moschee den Gottesdienst leitete, aber er sagt über Arabien: „Wenn der Koran und Mekka aus Arabien verschwunden sind, dann und erst dann können wir hoffen, daß der Araber die Stelle unter den zivilisierten Völkern einnehmen wird, von der ihn Mohammed und sein Buch, mehr als jede andre Ursache, bisher zurückgehalten haben.“ Professor Bamberg spricht davon, daß Ägypten unter der Herrschaft des Islams niemals politisch selbstständig sein könne, und er fügt hinzu: „Gibt es überhaupt eine mohammedanische Verwaltung, wo die ein-

gefleischten Übel der Unordnung, der Mißregierung und des gänzlichen Zusammenbruchs nicht das schreckliche Bild menschlicher Hinfälligkeit zeigen?“

Was die Früchte dieser Religion in Afghanistan, Belutschistan, Chinesisch-Turkistan und Bochara sind, sehen wir an dem sozialen und sittlichen Zustand dieser Länder, wie er im vorigen Kapitel geschildert ist. Marokko und der Sudan sind weitere Beispiele für die Unfähigkeit des Islams, ein Volk zu heben.

Die herrschende, wenn auch nicht die einzige Religion in Tibet\*) ist der Lamaismus. Er ist eine verdorbene Form des Buddhismus; daneben ist noch die ältere Religion des Schamanismus, auch Bon genannt, vorhanden. Der Buddhismus in Tibet steht tiefer als der in Japan und Ceylon, aber die buddhistische Philosophie verleiht doch auch ihm eine gewisse Kraft. Sie bildet den Inhalt von einigen hundert uralten, heiligen Büchern; in diesen findet man die Darstellung einer Denk- und Glaubenslehre, die um Jahrhunderte älter ist als das Christentum. „Hochmütig, selbstgerecht, selbstzufrieden ist diese Philosophie bei all ihrer Hohlheit und Oberflächlichkeit; dabei hat sie ein merkwürdig zähes Leben, und ihr Aufbau ist so vollkommen, so jede kleine Einzelheit berücksichtigend, daß sie das ganze religiöse, politische und soziale Leben ihrer Anhänger beherrscht.“ Aber in keinem Land der Welt ist die höchste Art der Gemeinschaft mit dem unsichtbaren Gott so sehr zu einem rein mechanischen Formenwesen geworden, wie in dem Lande der Lama. Überall sieht man Gebetsräder, Gebetsmühlen und Gebetszylinder; das Gebet wird also durch Wasserkraft, durch die Stürme, die über das Dach

---

\*) Es gibt in Nordtibet viele Mohammedaner und der Islam macht Fortschritte. In Ghassa sollen zweitausend mohammedanische Familien sein.

der Welt hinwehen, und durch die menschliche Hand in Bewegung gesetzt.

Mit großem Scharfsinn sucht man diese beständigen Gebetsumdrehungen zu vermehren. Die heiligen Worte „Om mani padme hum“ werden von den Priestern auf möglichst dünnes Papier geschrieben oder gedruckt, und viele hundert solcher Blättchen werden zusammengepreßt und an den Gebetsrädern befestigt. An einem acht Fuß hohen Rad kann dieser Spruch (Mantra) in hundertmillionenfacher Wiederholung befestigt sein. Jede Umdrehung eines solchen Rades vermehrt darum das Guthaben des Tibetens im Himmel.“ Die Zauberformel wird unendliche Male wiederholt; sie ist in die Felsen und ins Gedächtnis eingegraben.

„Om mani padme hum“ heißt wörtlich: „O du Perle in der Lotosblume!“ „Es ist eine Anrufung Buddhas, des Barmherzigen, der sich selbst den großen Beruf auferlegt hat, alle lebenden Wesen von dem, mit dem bewußten Dasein unzertrennlichen Elend zu erretten, in der Hoffnung, daß sie dadurch den Weg der Seligkeit finden und nicht mehr verlieren werden.“ Also ist der Durst des Menschen nach dem lebendigen Gott ein Schrei nach Erlösung von dem Dasein und nach dem Aufgehen im Nirwana, dem ewigen Vergessen.

Wie die Luft Tibets von Gebeten wimmelt, so wimmelt das Land von Priestern. Nach der chinesischen Schätzung kommen auf jede tibetische Familie drei Lama. Rockhill erzählt, auf einer Reise von 850 km sei er an vierzig Klöstern vorbeigekommen; im kleinsten seien hundert, in den größten zwei- bis viertausend Mönche gewesen.

Aber das Land des Lotosblütengottes mit seiner allgegenwärtigen Priesterschaft und seinen unaufhörlichen Gebeten befindet sich in geistiger und geistlicher Unwissenheit und sittlichem Verfall. Auf dem Baum

des Lamaismus können die Früchte des Geistes nicht gedeihen. Liebe, Freude, Friede und Reinheit sind keine hervorragenden Charakterzüge des Tibetens. Er kennt keinen Fortschritt, keine geistige Entwicklung. „Der Lamaismus ist eine klingende Schelle, ein aufgebahrter Leichnam, eine gedankenlose Leere. Sein Ziel ist, das Bewußtsein inhaltlos zu machen, die Persönlichkeit in einen Begriff aufzulösen. Darum findet das Denken keinen Anhalt in diesem Lehrgebäude, und die Kunde der religiösen Übungen bedeutet für den Fortschritt ebensowenig wie der taktmäßige Schritt der Soldaten bei der Parade.“ Wenn der Buddhismus das Licht Asiens ist, so ist der Lamaismus das Licht Tibets; aber das Licht, das in ihnen ist, ist Finsternis, und wie groß muß diese Finsternis sein!

Die Macht der Religion wird überall gefühlt, aber nicht als eine erhebende Kraft, die die Gerechtigkeit schafft. „Tibet ist von Gott weit abgeirrt und hat sich in den Irrgängen des buddhistischen Atheismus verloren.“

„Da der Buddhismus das ganze religiöse, soziale und politische Leben beherrscht,“ sagt Fräulein Marston, „können die Lama im vollen Sinn des Wortes als die Beherrscher des Landes gelten, denn es geschieht nichts ohne ihren Rat und Willen. Sie behaupten, sie können Quellen entdecken, Regen machen, böse Geister vertreiben und Diebe auffinden. Es gibt unter ihnen einzelne geschulte und gutunterrichtete Leute, aber die meisten gehen im leeren Formelwesen auf und kümmern sich im Herzen gar nicht um die Religion, der sie sich angeblich geweiht haben. Man findet unter ihnen nicht nur grobe Unwissenheit, sondern auch arge Laster, und selbst die Tempelwände sind oft mit schmutzigen Worten und Bildern bedeckt.“

Das ganz äußerliche Wesen einer solchen Religion, die die Menschen nicht sittlich machen kann, zeigt sich vor



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

### Ein buddhistischer Führer aus Bhutan.

Er trägt Amulette und den buddhistischen Rosenkranz, das heilige Schwert und den Stab. Das Schwert ist von Holz oder Metall und wird zum Töten der Dämonen beifügt.



Mit Erlaubnis der Student Volunteer Movement, New York.

### Ein buddhistischer Führer aus Bhutan.

Er trägt Amulette und den buddhistischen Rosenkranz, das heilige Schwert und den Stab. Das Schwert ist von Holz oder Metall und wird zum Töten der Dämonen benutzt.



allem in dem Alltagsleben der Klosterbewohner. „Diese Klöster“, sagt Fräulein Marston, „haben meist eine beherrschende Lage auf einem hohen Felsen oder einem Bergvorsprung. Rohe, in den Stein gehauene Treppen bilden den Zugang, von dem aus man die goldstrahlenden Tempel, Kuppeln und Türme erblickt. Die äußeren Wände sind weiß getüncht und manchmal mit einem rot und blauen Streifen verziert. Vom Wind gedrehte Gebetsmühlen und -räder, im Winde flatternde Fahnen und Dakschwänze beleben das bunte Bild; dazu klingen Glocken, ertönen Zimbelen, Trommeln und Gonge, und manchmal werden auch silberne Hörner geblasen.

„Jedes Kloster hat seinen Tempel mit seinem Vorrat von Götzen und heiligen Büchern; ein Göze stellt meistens den Buddha dar, der einen Schädel, das Sinnbild des Verstandes, in der Hand hält. Die größeren Klöster haben mehrere Tempel, in denen verschiedene Götter verehrt werden. In jedem Kloster brennt eine ewige Lampe, die entweder mit dem Öl von Aprikosenkernen oder mit Butter gespeist wird. Morgens und abends finden Gottesdienste statt, die auch den Laien zugänglich sind. Die Gebete werden von den Lama gesungen; sie singen alle zugleich, aber jeder eine andre Zeile, so daß in kurzer Zeit recht viele Gebete abgemacht werden können.“

Sowohl die Missionare an den Grenzen Tibets, wie die Reisenden, die das große, einsame Land betreten haben, sind einstimmig und entschieden der Ansicht, daß, wenn man nach den Früchten urteilt, der Lamaismus in Tibet ebensowenig ausgerichtet hat wie der Islam in Arabien. Auch Bhutan und Nepal sind unter dem Bann dieser lebenvernichtenden Religion, die buchstäblich ohne Christus, ohne Hoffnung und ohne Gott ist.

In den größten, von der Mission noch nicht besetzten Gebieten Afrikas und der malaiischen Länder und Inseln

sind die herrschenden Religionen noch immer der Animismus und der Fetischismus. Sie haben keine heiligen Bücher, sind bei jedem Stamm wieder anders, manchmal mit höheren Gedanken, manchmal mit grausamen, schamlosen Gebräuchen verbunden, aber überall unterwerfen diese Religionen ihre Befenner den Schrecken des Aberglaubens und der Zauberei. Ungezählte Millionen sind im Bann des Animismus oder Fetischismus. Nirgends zeigen diese Religionen im Lauf der Jahrhunderte eine Entwicklung zu höheren Formen, sondern nur eine Entartung. Bentley sagt: „Unter der Herrschaft des Fetischismus haben die Menschen nicht allmählich den Gottesbegriff entwickelt, sondern im Gegenteil die Gotteserkenntnis, die ihre Väter besaßen, fast ganz verloren.“ Dem Islam gegenüber haben Animismus und Fetischismus nur wenig Widerstandskraft. Sie erfüllen ihre Befenner nicht mit dem Stolz des Fanatismus, wie es der Islam, der große Nebenbuhler des Christentums in Afrika tut, und sie kennen auch nicht die starre, soziale Schranke der Kaste, die den Anhängern des Hinduismus einen gewissen Halt verleiht. Die Religion der Dämonen und Fetischanbeter steht so niedrig, daß sie gerne nach etwas Besserem greifen, und ist so finster, daß sie sich über jedes neue Licht freuen. Es sind allerdings festeingewurzelte Mächte der Finsternis zu überwinden, aber das Feld ist so beschaffen, daß schnelle und umfassende Siege des Evangeliums möglich sind. In Uganda und Livingstonia hat man solche Siege erlebt. „Es ist eine Schmach für die christliche Kirche, daß sie bei der Aufteilung Afrikas nicht den europäischen Mächten zuvorgekommen ist und jene Millionen dem Reich Christi zugeführt hat.“ Die Völker, die in der schrecklichen Knechtschaft der animistischen Religionen schmachten, brauchen ganz gewiß das Evangelium. Ihre Religionsübung ist oft voll Sünde und steht auf sehr niederer Stufe.

Das Menschenfressen ist nicht die Folge eines vollkommenen Mangels an Religion, sondern es gründet sich auf den entarteten Animismus. „Aus der ganzen Verfassung ihres Priesterstandes“, sagt Major Leonard von den Stämmen am unteren Niger, „geht hervor, daß Menschenfressen jetzt noch wie früher einen religiösen Hintergrund hat, und so sehr die Sache ihren eigentlichen Sinn verloren haben mag — sie war doch ursprünglich eine religiöse und durchaus unerläßliche heilige Handlung.“ Eine solche Religion, deren heilige Handlungen aus teuflischen Grausamkeiten bestehen, verdammt sich selbst.

„Die Herrlichkeit der Tropen“, sagt Warneck, „ist nicht imstande gewesen, das religiöse Leben des Animisten zu verschönen. Die Ergebnisse seines Nachsinnens sind hart, finster und freudlos. Die freundlichen Götter sind weit entfernt, die Geister sind zahlreich und schrecklich und ihr Dienst ist hart; das Schicksal kennt kein Mitleid, und die Seelen der Menschen selbst sind ohne Erbarmen. Wie wertvoll muß den Menschen die Religion sein, wenn sie sie dazu bringt, solche Lasten auf sich zu nehmen!“ Und wie groß ist unsre Pflicht, die Menschen zu der Erkenntnis Jesu Christi und seines Evangeliums zu führen und ihnen dadurch jene Last abzunehmen, ihnen Jesu Christi freundliche Einladung verständlich zu machen: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Das Heidentum ist ohne Hoffnung; es ist voll von Furcht und Schrecken. Nie hat ein Tyrann seine Sklaven ärger gequält, als die Dämonen und Geister, die heute noch über Millionen verblendeter Anbeter eine Schreckensherrschaft üben.

In einem andern Kapitel seiner meisterhaften psychologischen Studie über das animistische Heidentum spricht Warneck von der Macht der Dämonen und erwähnt die

Erfahrungen Missionar Letts auf der Insel Nias: „Es mag schwer sein, den wirklichen Einfluß dämonischer Mächte von bewußter Täuschung und Selbsttäuschung, von Lüge und Betrug zu unterscheiden. Aber so viel ist sicher, daß in der heidnischen, vom Evangelium noch unberührten Welt dunkle Geistesmächte am Werk sind, von denen wir in der Christenheit nichts wissen, und daß die Heiden unter Einflüssen des Reichs der Finsternis stehen, vor denen wir geschützt sind.“ In andern Worten: Ihre Angst ist nicht bloßer Aberglaube, sondern eine wirkliche Furcht vor wirklichen Mächten.

Wir mögen es nun glauben oder nicht, daß wir es bei der Mission in den unbesetzten Gebieten der malaiischen Inseln ebenso wie bei den Heiden Afrikas mit einem Kampf gegen übernatürliche Mächte zu tun haben, so ist jedenfalls soviel unbestreitbar, daß solches Heidentum sich nicht aus sich selbst zu etwas Höherem entwickeln kann, sondern daß es ausgeroutet und durch etwas andres ersetzt werden muß. Das Heidentum hat Früchte nach seiner Art gebracht. Es kann sich nicht erneuern oder fortschreiten. Es kann das Wesen des Menschen nicht umwandeln. Es wird nicht durch Entwicklung sittlich besser. Seine ganze Umwelt muß gehoben und umgewandelt werden. Darum bedeutet die Evangelisation der animistischen Heidenwelt mehr, als das Erfüllen schon vorhandener Formen sozialen Lebens mit dem Evangelium, wie es in Kulturländern der Fall sein mag. Nein, wir müssen ganz von unten anfangen. Es handelt sich um die Einführung der Bildung und Wissenschaft, des Ackerbaus und Gewerbes, der christlichen Ehe und der Erkenntnis von der Unerleßlichkeit des Menschenlebens und des Eigentums.

Der Animismus steht sittlich, sozial und geistlich auf einer sehr niedrigen Stufe. Verlogenheit ist ein hervorstechender Charakterzug der Animisten und eigentlich

gleichbedeutend mit Klugheit. Die Batak können nicht begreifen, daß das Lügen unehrenhaft ist. Dasselbe gilt von den Dajakten Borneos und von allen Heiden der indischen Inselwelt. Sie sind entsetzliche Lügner. „Ohne mit einer Wimper zu zucken, bekräftigen sie ihre Lügen mit den greulichsten Schwüren.“ Allgemeines Mißtrauen ist die Folge dieser Verlogenheit, die ihren Höhepunkt darin erreicht, daß man selbst die Götter beim Gottesdienst betrügt. Und bei alledem haben die Animisten eine unbefriedigte Sehnsucht, einen Durst nach dem lebendigen Gott. „Ein Sehnen und Suchen nach Gott zieht sich durch das animistische Heidentum wie eine Goldader durch den schmutzigen Stein, und die Missionare, die nicht im Heidentum mit all seinen Irrtümern die Gottesidee entdecken können, machen einen großen Fehler.“

Wir haben im Vorhergehenden das Ungenügende der heidnischen Religionen und des Islams im allgemeinen dargelegt und wollen nun noch Einzelheiten anführen. Drei Dinge sind all diesen Religionen gemeinsam: Wir finden bei ihnen erstens: ungenügende und niedrige Vorstellungen von Gott und dem künftigen Leben; zweitens: religiöse Tyrannei, Knechtung durch Priesterschaft, Zauberärzte, Lama und andre geistliche Führer, deren anstößiges Leben eine Anklage für die Religion ist, die sie vertreten; drittens: es ist weder Hoffnung da, noch die Freude und der Frieden, die nur das Evangelium geben kann!

Der Glaube an einen höchsten Gott unter den Heiden Afrikas und der malaiischen Länder ist unbestimmt, schattenhaft und oft schlummernd. Die Vorstellungen von Gott sind sehr niedrig. „Unsre Leute“, sagt Donald Frazer aus Innerafrika, „glauben an einen höchsten Gott, aber sie wissen nichts von ihm, als daß er zornig sei. Er ist der Schöpfer und steht über allen Mächten der

Welt. Aber die Menschen haben keinen Zugang zu ihm! Man betet nicht zu ihm und bringt ihm keine Opfer. Er bringt den Tod in die Familien. Und wenn eins der Lieben weggenommen wird, so heißt's: Unser Gott ist zornig.“ Wenn man einen Fetischtempel betritt, so sieht man gleich, was für wunderliche und niedrige Vorstellungen sich die Leute von Gott machen. „In den Dschudschuhäusern sind viele und verschiedene Tonfiguren, die Menschen, Tiere — z. B. Schlangen und Leoparden —, den Mond, die Sterne und den Regenbogen darstellen. Die Wände sind mit billigen, beim Tauschhandel erworbenen Metallplatten geschmückt, die zusammen mit Kaurimuscheln in die Wände eingefügt und nicht ganz ohne Geschmack zu rohen Mustern und Bildern zusammengestellt sind.“

Auch die Einwohner Neuguineas und der Salomoninseln verfertigen ganz rohe Sinnbilder der Gottheit.

Die Burjaten in Südsibirien sind auch Animisten; die Dämonen sucht man u. a. durch greuliche Pferdeopfer zu versöhnen. Sie haben eine große Anzahl von Göttern oder Geistern, die sie Tangeri nennen, und die unter einem höchsten, weißen Gott namens Sagan Burkan stehen. Den Geistern und den Hausgöttern opfert man Löpfe, Kaninchenfelle und kleine Metallfiguren. Ein langes Stunf Fell stellt einen Gott dar, der als Hagel auf die Erde kam, in ein dreizehnjähriges Mädchen einging und von ihr geboren wurde. Er heißt Mindin Dubue Trjil. Er gilt für gütig, und man bittet ihn um alles mögliche, denn er erhört Gebete.

J. Curtin, dem wir die Schilderung der seltsamen Religion der Burjaten verdanken, beschreibt ein Pferdeopfer, das auf einem Hügel in der Nähe von Usturdi stattfand. Auf dem Hügel waren fünfzehn große, steinerne Altäre erbaut. Das Pferd wurde zuerst der Reinigung wegen zwischen einigen Feuern (es müssen drei, neun

oder siebenundzwanzig sein) hindurchgeführt. Dann sprengte man dem Pferd etwas Milch ins Gesicht und auch etwas davon in die Luft für die Götter. Die Opfernden beteten darauf zu den Göttern, und das Volk betete laut oder leise mit. Nach dem Gebet band man dem Pferd Stricke um die Fesseln der Vorder- und Hinterbeine. Jeder Strick wurde von vier Männern gehalten, und sie zogen daran, bis das Pferd auf den Rücken fiel. Während es so festgehalten wurde und ganz wehrlos war, stieß ihm ein Mann ein Messer in die Brust, griff in die Wunde und riß das Herz los. Das Pferd war augenblicklich tot; aber wenn der Mann seine Sache nicht ganz geschickt macht, wie es manchmal vorkommt, hat es oft noch einen schrecklichen Todeskampf.

Solche Opfer sind seit den Tagen Tschingis Chans wahrscheinlich in unveränderter Weise gebracht worden. So haben wir hier einen Zug in dem Bilde der seltsamen Religion der noch heidnischen Bewohner Sibiriens, einer sogenannten Urreligion, die sich in keiner Weise zu etwas Höherem entwickelt hat. Kann man noch zweifeln, daß die Befenner einer solchen Religion das Evangelium von Jesus Christus brauchen? Soll die christliche Kirche es ihnen noch länger vorenthalten?

Ob die andern Burjaten, die östlich vom Baikalsee wohnen und Buddhisten geworden sind, und ob die Tibeter mit ihrer aus Schamanismus und Buddhismus gemischten Religion wirklich einen besseren Weg zur Seligkeit gefunden und sich eine höhere Vorstellung von Gott gebildet haben, ist eine offene Frage. Der Buddhismus ist auch im besten Fall nicht das Licht Asiens geworden, auch nicht für die heidnischen Stämme, die ihn angenommen haben.

Und wie steht's in Indochina? Gabrielle Bassal schreibt über die dortigen Verhältnisse: „Aberglaube und Religion sind in dem Geist und in den Gottesdiensten

des Annamers so vermischt, daß es unmöglich ist, die beiden auseinander zu halten.“ Aberglaube und Zauberei gehen neben der buddhistischen und taoistischen Anbetung her. Der Geisterdienst beherrscht das ganze Leben des Annamers. „Elefant, Seidenraupe und Ratte werden angebetet, noch mehr aber der Tiger, mit dem sich besonders viel Aberglaube verknüpft.“ Die Pest sucht man durch Büffelopfer abzuwehren. Die Ureinwohner von Annam, die Moi, begraben ihre Toten und versehen sie dann durch ein hohles Bambusrohr ungefähr ein Jahr lang mit Speise.

Wir sehen auch bei den Heiden Indochinas, daß sie keine Hoffnung haben.

Und was wissen wir von den religiösen Führern der Länder, die unter dem Bann des Buddhismus stehen?

Die geistige und geistliche Versumpfung eines Buddhistenklosters ist bezeichnend für das ganze religiöse Leben der Buddhistenpriester. Von denen in China schreibt Lord Curzon: „Ihre Frömmigkeit ist eine Täuschung, und ihre Ansprüche beruhen auf Betrug. Sie sind der Auswurf der Gesellschaft. Ihre Gesichter haben einen stumpfsinnigen Ausdruck. Das ist nicht zu verwundern, denn von den Worten, die sie herleiern, verstehen sie kaum eine Silbe. Das Meßbuch ist ihnen ein toter Buchstabe, denn seine Sprache ist das Sanskrit oder Pali, und von diesen Sprachen haben sie keine blasse Ahnung. Die Worte, die sie singen, sind ihnen ein bloßer Schall und haben im Chinesischen überhaupt keinen Sinn.“

Die hoffnungslose Verkommenheit des Lamaismus malt sich in den Gesichtern der Priester und wird auch durch ihr schlechtes Leben bezeugt. Manche leben in offenkundiger Unsitlichkeit. „Die Lama, denen zu gewissen Zeiten des Jahres ein ziemlich freier Verkehr mit den Frauen gestattet wird, betreiben die Kunst, aus Menschen-

knochen Musikinstrumente und Speisegerichte zu machen. Man sagt, sie trinken gern Menschenblut und zwar aus Bechern, die aus Menschenköpfen gemacht sind.“ (Londor.)

„Es widerte mich an,“ schreibt Sven Hedin in seiner Schilderung des Tempels von Kumbum mit den zehntausend Bildern, „diese faulen Menschen in den herrlichen Tempeln herumschlendern zu sehen. Sie taten rein gar nichts.“

„Abgesehen vom Altersunterschied sahen diese Tempelwächter alle ganz gleich aus, nur waren einige noch schmutziger als die andern. Die Wände waren mit ganzen Reihen von Götterbildern bemalt. Die gerunzelte Stirn, die breite Nase, die weiten Nasenlöcher, der verzerrte Mund, der gewirbelte Schnurrbart und die schwarzen Augenbrauen der Bilder erinnerten viel mehr an böse Geister als an Götter. Aber in diesen Gesichtern sollte sich die schreckliche und zerstörende Macht der Götter aussprechen. Ich kaufte mir eine Gebetstrommel, die aus den oberen Teilen von zwei Menschenköpfen gemacht war.“

Bei einem solchen Leben, in solcher Umgebung und im Bann einer solchen Religion darf man sich über die ungeheuerliche Unwissenheit der Lama nicht wundern. Einer von ihnen, ein Abt, sagte zu Hauptmann O'Connor: „Die Erde hat die Form eines Schulterknochens vom Schaf, und Tibet ist durchaus kein kleines Land; es ist halb so groß wie die ganze Erde.“ Die Lama lassen das Volk den Schlüssel der Erkenntnis nicht finden und versperren ihm jeden Weg zu geistigem Fortschritt. Sie kommen überall zuerst, und die Laien gelten überhaupt nichts. Tibet ist ein Reich von Priestern, die das Volk bedrücken. Es wird von den Lama und für die Lama, nicht vom Volk verschlossen gehalten.

„Chassa ist übrigens nicht nur für die Buddhisten da, denn der mohammedanische Mehger übt sein Hand-

wert im Schatten der Patala und wirft Knochen, Hörner und Abfälle selbst auf die Straße, die die heiligsten Städten Thassas umgibt und noch heiliger ist als all die Pilgerstraßen, die nach Thassa führen. Aber der Abendländer wird, eben weil er ein Abendländer ist, von Thassa ferngehalten, und bis vor kurzem sind alle seine Versuche, die Kiegel zu öffnen, fehlgeschlagen. Die Lama erhielten das Volk in Angst vor den Fremden, und die priesterlichen Herrscher in Thassa erklärten, wenn ein Europäer ihre Stadt erreiche, werde die Schuld den Dörfern und Landleuten auf seinem Wege aufgebürdet, und die Häuptlinge müßten mit ihrem Kopf haften.“

Als die chinesische Regierung am 10. Februar 1910 die Absetzung des Dalai Lama verfügte, hieß es in dem Erlaß: der Hochmut, die Verschwendung, die Liederlichkeit, der Ungehorsam und die Unbotmäßigkeit des Dalai Lama seien beispiellos; er sei hinterlistig, falsch, undankbar und ein unzuverlässiger Untertan. — Dies ist eine amtliche Charakterzeichnung des fleischgewordenen Buddha mit seinem Heiligenschein und seinen übernatürlichen Vorfahren.

Ein Strom kann nicht höher steigen als seine Quelle. Wie der Priester, so das Volk. Niemand kann das vorurteilsfreie Zeugnis Landors, Younghusband's, Sven Hedins und anderer lesen, ohne zuzugeben, daß der Lamaismus Tibets Fluch ist. Er hat das Volk wie mit einer Mauer umgeben und Hoffnung und Fortschritt fast so wirksam und grausam begraben, wie er es duldet, daß seine Mönche und andre Menschen sich, um einen guten Platz im Himmel zu erwerben, vorübergehend oder auf Lebenszeit in einem dunklen Raum einmauern lassen. P. Landon schreibt darüber: „Der Abt führte uns hinaus in den Sonnenschein, und wir stiegen ungefähr vierzig Fuß hinauf. Dann kamen wir an einen kleinen, ummauerten Hof, über dem ein Pfirsichbaum seine mit

weiß und rosa Blüten bedeckten Zweige zum Himmel rechte. Fast in gleicher Höhe mit dem Boden war in der Mauer eine von innen mit einer Steinplatte verschlossene Öffnung und davor standen zwei Schüsseln. Auf Befehl des Abtes klopfte sein Diener dreimal stark an die Platte. Wir standen in dem Hof in der Sonne und erwarteten mit Grauen, was erscheinen würde. Ich habe wohl in ganz Tibet nirgends ein so unheimliches Gefühl gehabt. Die Platte begann zu zittern und bewegte sich. Wir warteten aufgeregt und bebend, aber der Stein wurde wieder ruhig. Nach einer halben Minute kam wieder Bewegung in ihn, er wurde beiseite geschoben, und wir sahen schwarze Nacht vor uns. Wieder eine Pause und dann — ich glaube, es hätte nichts Schauerlicheres erscheinen können — wurde eine Hand mühsam emporgerückt. Sie war mit einem schmutzigen Lumpen umhüllt und sah wie der Stumpf eines Armes aus. Die Hand tastete eine Weile suchend umher, zog sich dann zurück, erschien nach einer Weile wieder und suchte noch einmal vergeblich, dann wurde die Platte wieder vor die Öffnung geschoben. Einmal täglich wird dem Gefangenen Wasser und ein ungesäuerter Mehlkuchen vor das Loch gestellt; dann gibt man das Zeichen, und er kann Wasser und Brot hereinholen. Damit ist seine Unterhaltung für den Tag vorüber, und in der Dunkelheit seiner Zelle, wo Tag und Nacht, Mondschein, Sonnenuntergang und Morgendämmerung gleich sind, kann der Ärmste denken, nun sei wieder ein Tag seiner langen Prüfung herum.“

Der Islam beherrscht, wie wir gesehen haben, die größten Länderstrecken in den unbefleckten Gebieten der Welt und in Afrika die größten missionslosen Volksmassen. Er ist stolz, daß auf seinem Banner die Einheit Gottes geschrieben steht, aber es ist doch eigentlich das Banner des unbekanntes Gottes. Wenn sich im moham-

medanischen Glauben an einen Gott die Kräfte zur Rettung und zum Fortschritt seiner Anhänger fänden, so müßte man doch in Arabien, in Afghanistan, in Marokko die Früchte sehen. Aber nach dem Zeugnis der Geschichte sind diese Früchte gänzlich ausgeblieben. Der Islam steht vermöge seines Glaubens an einen Gott hoch über allen heidnischen Religionen und ihrem Gottesbegriff, aber es fehlt ihm viererlei, was sich nicht nur im christlichen, sondern auch im alttestamentlichen Gottesbegriff findet. Der Islam kennt erstens nicht die Vaterschaft Gottes. Allah ist ein Sultan, nicht ein Vater. Ein solcher Gottesbegriff legt sich wie mit Eiseskälte auf das menschliche Vertrauen und gibt uns ein Gefühl des Verwaisseins und der Heimatlosigkeit. Dem islamischen Gottesbegriff fehlt zweitens in auffallender Weise die Eigenschaft der Liebe; drittens hält sich Allah nicht an die Richtschnur einer ewigen und vollkommenen Gerechtigkeit, und viertens fehlt es in seinen Eigenschaften durchaus an Übereinstimmung.

Der Islam ist in der Wüste geboren, und wohin sich seine Eroberungen lenken, da entsteht eine sittliche Wüste. Schlegel hat in seiner „Geschichtsphilosophie“ den hervorstechenden Charakterzug des Islams treffend in einem einzigen Satz bezeichnet „Ein Prophet ohne Wunder, ein Glaube ohne Geheimnisse und eine Sittlichkeit ohne Liebe; das hat den Blutdurst erregt, und das beginnt und endigt in der schrankenlosesten Sinnlichkeit.“

Die gegenwärtige, in Mekka und allen mohammedanischen Wallfahrtsstätten in Persien und Innerasien herrschende Unsittlichkeit; die Übel der Mikregierung in Marokko, Tripolis und Afghanistan; die Mezeleien in Adana vor zwei Jahren — das sind alles Zeugnisse aus der Gegenwart für das wahre, innere Wesen des Islams. Er genügt nicht für die sittlichen und geistlichen Bedürfnisse der einzelnen Seele oder eines ganzen Volkes.

Die religiösen und geistigen Führer des Volkes heißen Molla (Gelehrter, Geistlicher) Imam (Titel eines hohen Geistlichen, manchmal auch eines Fürsten), Kaid (Richter, Rechtsgelehrter), Fakir (Bettelmönch) usw. Sie üben eine schreckliche Macht aus, obgleich sie nicht im eigentlichen Sinn Priester sind. Ihre Macht zeigt sich besonders in den Ländern, die keine Berührung mit der Zivilisation des Abendlands und mit der Mission haben.

In Afghanistan, wo die Molla allgegenwärtig scheinen, sind sie mächtig, fanatisch und feindselig; gegen England machen sie manchmal den Verräter. Sie sind ganz unwissend und oft auch unsittlich. Die Fakire sind meistens ohne jede Schulbildung, und durch ihren Fanatismus werden sie oft zu Ghazi, d. h. sie schwören, einen Nichtmohammedaner, und zwar womöglich einen Europäer, zu ermorden. Der Molla macht dem Fakir weiß, wenn er bei einer solchen Tat sein Leben verliere, gehe er sogleich ins Paradies ein. Es vergeht kein Jahr, ohne daß an der afghanisch-indischen Grenze ein junger Offizier diesem Christenhaß zum Opfer fällt.

Die Afghanen haben ein Sprichwort, aus dem man sieht, was das Volk von den religiösen Führern denkt: „Man braucht zwei Molla, um einen Mann zu machen.“ Und doch fürchtet sich das Volk schrecklich vor ihnen, denn sie haben die Macht, eine ganze Gegend mit dem Bann zu belegen, d. h. bei Hochzeiten, Begräbnissen usw. die religiöse Feier zu verweigern. Sie halten die Schlüssel des Paradieses für jeden Moslem, denn sie passen auf, ob er seinen religiösen Pflichten durch Erfüllung der äußeren Formen nachkommt, und sie strafen Übertretungen mit großer Strenge.

In Innerasien und Afghanistan werden Übertreter des Fastengebots manchmal gegeißelt. Die Molla bilden sich etwas ein auf ihren Christenhaß; dem echten Molla alten Schlags ist der Anblick eines Christen so zuwider,

daß er ausspuckt, wenn einer an ihm vorübergeht; einen Christen zu töten gilt in Afghanistan für ein verdienstliches Werk. Vor ein paar Jahren wurde der erste Minister in Agypten, der Kopte Butrus Pascha, von einem solchen Christenhasser ermordet. Der Mufti (geistlicher Richter) von Kairo weigerte sich, das Todesurteil über den Mörder zu bestätigen und zwar aus folgenden Gründen: Erstens habe Mohammed keine Strafe für einen Mord durch einen Revolver vorgeesehen und deshalb könne auch kein rechtsgültiges Urteil gesprochen werden; zweitens sei die Ermordung eines Nichtmohammedaners durch einen Mohammedaner vor dem Gesetz kein Mord und sei darum auch nicht mit dem Tod zu bestrafen, und drittens hätte nicht die Regierung, sondern die Familie des Ermordeten die Anklage erheben sollen.

Sogar die Mohammedaner selbst nehmen oft Anstoß an der Unsittlichkeit ihrer religiösen Führer. In Belutschistan ist die Unsittlichkeit der mohammedanischen Geistlichen sprichwörtlich, und in Kabul war der Emir so ärgerlich über ihre schamlose Aufführung, daß er sie öffentlich bestrafte. Durch Lug und Trug suchen sie sich bei den Leuten einzuschmeicheln und ihnen Wunder vorzutäuschen; die Heiligenverehrung, die dem Wesen des Islams so fremd ist, wird von ihnen nicht nur geduldet, sondern sogar eingeschärft.

Von einem den Afridi verwandten Stamm erzählt man, seine Angehörigen seien von einem andern Stamm verspottet worden, weil sie kein Heiligengrab besäßen; darauf hätten sie einen heiligen Mann in ihr Land gelockt und alsbald erschlagen und begraben. Und noch heutiges Tages rühmen sie sich des Eifers, mit dem sie das Grab des Heiligen verehren.

Wenn es so mit den Priestern des Islams steht, wie muß es dann bei der Priesterschaft im dunkelsten, heidnischen Afrika oder bei den Heiden der malaiischen Inseln

aussehen? Auch da sind die Schafe zerstreut und werden geplagt. Die Hirten sorgen für sich, nicht für die Schafe.

Die religiösen Zustände in Kordofan sind ein Beispiel dafür. Unter den heidnischen Stämmen herrschen die Kugu oder Oberpriester fast unbeschränkt. Sie sind die Mittler zwischen dem Volk und den Arro, durch die der höchste Gott die Welt regiert. Ihr Einfluß ist darum ungeheuer, und sie bereichern sich durch die Leichtgläubigkeit des Volkes.

Bei den Schamanen, den Priestern der südibirischen Burjaten, wird die Weihe mittelst blutiger Gebräuche vollzogen. Die Priester betrügen das Volk durch ihre vorgebliche Macht, Wunder zu tun. Ihre Haupttätigkeit besteht im Wahrsagen mit Hilfe eines Schulterblatts vom Schaf, im Vollziehen der Pferdeopfer, im Zubereiten der Ongon oder Hausgötter und im Erzählen von mongolischen Göttersagen, mit denen sie die Leute einschüchtern. Sie sind wirklich blinde Blindenleiter, und alle miteinander fallen in die Grube.

Aus dem bisher Gesagten geht klar hervor, daß die Priester, mögen sie sich nun Molla, Lama, Schamanen oder sonstwie nennen, nicht zu religiösen Führern der Volksmassen in den missionslosen Gebieten taugen. Ihre Gebete, ihre Opfer, ihr Wahrsagen genügen nicht. Die unruhige Seele findet nur in Christus Frieden und Genügen. Er ist das Verlangen aller Völker und jedes einzelnen Herzens.

Es ist buchstäblich wahr, auch für das irdische Leben, daß die einzige Hoffnung jener Völker im Evangelium liegt. Ihre Verhältnisse sind nicht anders als die in früher missionslosen Gebieten, wo jetzt das wahre Licht leuchtet, und wo innerhalb eines Menschenalters, nicht durch allmähliche Entwicklung, sondern durch die übernatürliche Kraft des Evangeliums die Umwelt vollständig verändert, das ganze soziale und sittliche Leben

auf eine höhere Stufe gehoben und das Leben von Tausenden verwandelt, verklärt, geadelt worden ist. Wann wird auch zu denen, die noch im Finstern sitzen, die gute Botschaft kommen?

Sind wir uns klar darüber, daß diese Völker gleichsam noch in der Zeit vor Christus leben? Sie haben ein Recht auf das Evangelium, jetzt im Jahr des Herrn 1910 — unsres Herrn, der gesprochen hat: „Gehet hin in alle Welt.“ Wenn er jetzt bei uns auf der Erde wäre, würde er dann nicht zuerst zu jenen Völkern gehen? Warum nicht auch wir? Wenn wir an sein grenzenloses Erbarmen und seine unveränderliche Liebe denken, an seinen Ausblick in eine Welt, in der es für ihn keinen unerreichten Punkt gibt, weil sein Reich keine Grenzen hat, dann wenden wir uns unwillkürlich zu dem Gebet des Psalmisten Naph. Es ist wirklich ein Gebet für jene Völker: „Gott, warum verstößest du uns so gar und bist so grimmig zornig über die Schafe deiner Weide? Gedenke an deine Gemeinde, die du vor alters erworben und dir zum Erbteil erlöset hast . . . Heb auf deine Schritte zu dem, was so lange wüste liegt. Du sehest einem jeglichen Land seine Grenze. — Du wollest nicht dem Tier geben die Seele deiner Turteltaube, und der Herde deiner Elenden nicht so gar vergessen. Gedenke an den Bund; denn das Land ist allenthalben jämmerlich verheeret, und die Häuser sind zerrissen. Laß den Geringen nicht mit Schanden davongehen; laß die Armen und Elenden rühmen deinen Namen. Mache dich auf, Gott, und führe aus deine Sache; gedenke an die Schmach, die dir täglich von den Toren widerfähret.“ (Aus Psalm 74.)



## 7. Kapitel.

### Die strategische Bedeutung der missionslosen Gebiete.

Nun ist die Herrschaft der Welt geworden unseres Herrn und seines Christ, und er wird herrschen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir danken Dir, Herr, daß Du Deine große Gewalt überkommen und das Regiment angetreten hast.  
Offenb. 11, 15—17.

Wir haben gesehen, daß die unbefegten Gebiete bis jetzt noch schwer oder gar nicht zugänglich sind. Freilich brauchen sie das Evangelium nötig, aber die Zahl der Arbeiter ist noch klein, und sie genügen ja nicht einmal für die Länder, wo die Tore weit offen stehen und das Feld reif ist zur Ernte. Soll man nun z. B. versuchen, die Tore von Tibet und Afghanistan zu sprengen, während sich die Tore Chinas von selbst öffnen und das Volk nach der Mission ruft?

Die Frage lautet also: Soll man jetzt schon versuchen, in die missionslosen Länder einzudringen? Wir werden aus dem Folgenden sehen, daß sie im allgemeinen zu bejahren ist, und daß bei einzelnen Ländern und Völkern sogar besondere Eile not tut. In allen missionslosen Gebieten, die nun schon solange vernachlässigt sind, ruft die geistliche Not und das soziale Elend nach Hilfe. Muß es unsre Herzen nicht bewegen, wenn wir erfahren, wie sie im Dunklen vergebens nach dem wahren Lichte tasten!

Manche Rassen oder Stämme, wie z. B. die Mot in Annam, sterben wahrscheinlich aus; jetzt oder nie können wir ihnen das Evangelium bringen. Dann wieder gibt es starke, lebenskräftige Rassen, die noch eine Zukunft haben und darum für Christus gewonnen werden müssen. Einen solchen Eindruck hatte Oberst Younghusband von den verschiedenen Stämmen Innerasiens: von den Mongolen, die in ihren Zelten kleine Altäre hatten, vor denen sie beteten; von den wandernden Kirgisen, bei denen sich abends die Familien zu gemeinschaftlichem Gebet versammelten; von verschiedenen mohammedanischen Stämmen, die jedes Geschäft unterbrachen, wenn die Zeit zum Gebet kam. Asien dürstet nach Gott; Afrika harret auf Gott. Kein stärkerer Antrieb ist nötig als die Not. Die Hungrigen rufen nach Brot; die im Dunklen tasten nach Licht; die Kranken nach dem Arzt, die Sterbenden nach Leben, die in Ketten und Banden liegen, nach dem Befreier. Alle Seelen gehören Gott. Sollen wir ihm nicht geben, was sein ist?

Das Gebot Christi gilt der ganzen Welt, und wir können gar nicht vorher wissen, welche Bedeutung eine einzelne Seele oder ein einzelnes Land für den ganzen Feldzugsplan hat. Wer ahnte die Bedeutung Großbritanniens für Gottes Weltplan, als die irischen Missionare im Jahr 563 n. Chr. in Tona landeten? Oder wer hätte vor fünfzig Jahren vorausgesagt, welche Wichtigkeit Korea für die Mission in Asien haben werde? Der Engel Gottes beruft auch heute noch Menschen, daß sie sich von dem zur Ernte weißen Feld abwenden und in die Wüste gehen, wie er den Philippus berief, daß er Samaria verließ, um einem einzigen Mann zu predigen, der dann nach Gottes Rat das Evangelium den Äthiopiern bringen sollte.

Wir müssen aber auch bedenken, daß Christus der Herr über alles ist, und daß um seiner Ehre willen auch

die letzten festen Schlösser der unbefestigten Gebiete genommen werden müssen. Zudem wissen wir, daß nicht wir die unbefestigten Teile der Welt für Christus gewinnen, sondern daß er sie schon durch seine Menschwerdung erworben und durch seinen Tod bezahlt hat.

Und in wie vielen Ländern, wo er einst angebetet wurde, ist sein Name jetzt unbekannt! In der altchristlichen Zeit wurde das Evangelium von Kleinasien an durch ganz Innerasien bis nach China hinein gepredigt. Man weiß aus der Inschrift einer im Jahr 1625 in China ausgegrabenen Marmortafel, daß dort schon vom Jahr 635 an das Evangelium durch nestorianische Missionare gepredigt wurde, und der Reisende Marco Polo fand noch am Ende des 13. Jahrhunderts viele nestorianische Christen in China. Es gab auch damals schon eine chinesische Bibel.

Sven Hedin fand in den Ruinen in der Nähe von Chotan in Chinesisch-Turkistan christliche Altertümer, Kreuze, einen kleinen goldenen Engel und byzantinische Goldmünzen. „Gebe Gott,“ schreibt er, „daß in diesen alten Mauern, die nacheinander die Herrschaft des Christentums, des Buddhismus und des Islams gesehen haben, bald das Kreuz wieder den Halbmond verdränge, wie vordem Gautamas Tempel vor dem grünen Banner des Propheten dem Erdboden gleichgemacht wurde.“

Der Untergang des Christentums in Nordafrika ist bekannt. Nicht so bekannt dürfte sein, daß auch der Sudan und Südagypfen einst christlich waren, wie man aus einzelnen Ruinen christlicher Kirchen sehen kann.

In Arabien wurde in Nedschram, im Jemen, in Sokotra durch Mohammeds Nachfolger das Christentum ausgerottet. In Sana sah der Verfasser dieses Buchs einen uralten Dom aus dem 6. Jahrhundert, der als Pferdestall für die Reiterei gebraucht wurde. In Hadramaut findet man noch christliche Inschriften, und auf

einem Berg des Hamargebirges sind eine ganze Menge verschieden gestalteter Kreuze ausgehauen; vielleicht war hier ein christlicher Friedhof. Aber seit dreizehn Jahrhunderten wird Christus in Arabien nicht mehr gepredigt.

Bei den Tuareg der Sahara und den Kabylen Nordafrikas findet man noch mancherlei Anzeichen, daß diese Stämme früher Christen waren. Z. B. haben die Tuareg noch heute auf ihren Sätteln und Waffen das Zeichen des Kreuzes.

Nun aber noch einige Einzelheiten, die für den Feldzug besonders wichtig sind.

Es gibt Rassen und Stämme, die eine besondere Bedeutung haben, und zwar nicht nur solche, unter denen schon das Evangelium gepredigt wird, wie die Bewohner von Japan, China und Indien, sondern auch z. B. die Haussa und die Suaheli in Afrika und die Araber in Westasien, die entweder jetzt schon einen Einfluß über ihre Grenzen hinaus haben, oder ihn mit der Zeit bekommen werden. Die Besetzung von Orten wie Chassa und Mekka wäre für die Mission von hoher Bedeutung.

Dann sehen wir auch, daß die Evangelisierung gewisser Menschenklassen von Wichtigkeit ist, z. B. die der Mohammedaner im asiatischen Rußland und in Westchina, weil sie in der Geschichte Innerasiens und neuerdings auch in China eine bedeutende Rolle spielen.

Über die mohammedanische Gefahr in Rußland schreibt Sofie Bobronikoff: „Jeder einfache, ungelehrte Mohammedaner ist ein Missionar, und die armen, unwissenden, heidnischen oder halbheidnischen Stämme können dieser Kraft nicht widerstehen. In vielen Dörfern, die von getauften Eingeborenen bewohnt sind, gehen die Männer über den Winter fort, um in mohammedanischen Dörfern als Schneider zu arbeiten. Dort werden

sie unterwiesen und mit mohammedanischem Glaubenseifer erfüllt, und wenn sie heimkehren, bringen sie diese Ansichten und Einflüsse mit.

„Wenn ein Dorf unter solchen Einfluß kommt, so ist das erste, daß die Leute nicht mehr, wie die russischen Bauern und die getauften Ureinwohner, über dem Hemd einen Gürtel tragen. Die (mohammedanischen) Tartaren tragen nämlich keine Gürtel, und darum ist das Ablegen des Gürtels der erste Schritt gegen den Islam zu. Wenn aber die Dorfbewohner so weit sind, daß sie sich, wie die Mohammedaner, die Haare abrasieren und die mohammedanische Mütze tragen, dann ist wenig Hoffnung, ein solches Dorf wieder fürs Christentum zu gewinnen. Man feiert den Freitag statt des Sonntags, läßt einen Molla kommen und baut eine Moschee; damit ist die Verwandlung fertig.“ Wie nötig ist's darum, daß die Mission in die unbesetzten Gebiete in Rußland und Bochara einzieht!

„Was würden wir von einem General denken,“ schreibt Missionar Högberg, „der sich nur dahin wendete, wo der Feind am schwächsten ist und dessen Hauptkräfte auszuweichen suchte? Die Hauptmacht ist aber der Islam; auf den müssen wir aufpassen; gegen den müssen wir einen gut ausgedachten und geordneten Kreuzzug eröffnen.“

„Wenn die Christenheit nicht rechtzeitig diese Missionsfrage aufwirft und sich zu kräftiger Arbeit aufrafft, so kann es sein, daß in allen Ländern des Islams der heilige Krieg gepredigt wird und die ganze Masse der 300 Millionen Mohammedaner von Ostafrika bis zum Stillen Meer in Bewegung kommt. Das könnte ein Blutvergießen geben, wie es die Weltgeschichte bisher nicht gekannt hat.“ Sollen wir dem Islam die Herrschaft über Innerasien ohne Kampf überlassen?

Nachdem sich die Englisch-kirchliche Mission in Quetta

in Belutschistan niedergelassen hatte, schrieb Missionar Clark: „Wir stehen auf dem Boden, über den viele Eroberer mit ihren Horden aus Innerasien durch den Chaiber- und den Bolanpaß gezogen sind, um in Indien Reiche zu gründen. Wir sehen um uns her Stämme, von denen es heißt: Wer sie beherrscht, kann seine Hand nach der Krone Indiens ausstrecken, oder hat sie vielleicht schon im Besiz. Und nun geht das Evangelium Christi und, wie wir hoffen, auch der Geist Christi hinaus, um diese großen Nomadenstämme zu gewinnen und sie für geistliche Wirksamkeit zu gebrauchen, wie man sie schon vielfach zu weltlicher Tätigkeit gebraucht hat. Sie sollen die Fahne Christi durch Innerasien tragen, das Banner der Wahrheit nach seinem Befehl entfalten.“

Die Bedeutung Afghaniſtans für den Kriegsplan ist bekannt. Es ist einer der Punkte, um den sich die asiatische Politik dreht. „Dank seiner Lage zwischen Russisch-Turkistan und Britisch-Indien, umgeben von schrecklichen Gebirgen, durchzogen von tiefen Schluchten, beherrscht Afghanistan alle Straßen und Pässe und kann die Tore nach Belieben öffnen und schließen.“ Gilt dies für die Politik, so gilt es, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad, auch für die Evangelisation Innerasiens.

In dem schon früher erwähnten Erlaß des Fürsten Gortschakoff heißt es von den Zielen der russischen Politik in Innerasien: „Sie sei die aller zivilisierten Staaten, die mit einer Bevölkerung von halbwilden Nomaden ohne soziale Ordnung in Berührung kommen. Sie wolle die russische Herrschaft nicht über alle vernünftigen Grenzen hinaus ausdehnen, sondern ihr eine feste Grundlage geben, indem sie die Sicherheit jener Stämme verbürge, eine gesellschaftliche Ordnung bei ihnen entwickle, den Handel fördere, ihnen die Zivilisation und Wohlfahrt bringe.“ Wenn dies auch jetzt noch von der russischen Politik gesagt werden kann, so

müßte auch die Mission ein Recht haben, anerkannt zu werden. Die gegenwärtige Annäherung Rußlands und Englands in Beziehung auf Persien kann zu einem Einverständnis führen, infolgedessen vielleicht auch Afghanistan seine Tore öffnen muß.

Vernachlässigung eines Gebiets bedeutet nicht immer bloß den Verlust einer Gelegenheit; es können dort auch neue Gefahren entstehen. Der Islam ist auf einem verwahrlosten Feld erwachsen. Wenn wir wissen, was in Mekka im Jahr 622 nach Christus geschah, ist es dann weise und ratsam, die großen, geschichtlich berühmten Städte Samarkand und Taschkent, Chokand und Andidschan in Russisch-Turkistan, Turfan und Sami, Affu und Chotan in Chinesisch-Turkistan, Kabul und Balch, Herat und Kandahar in Afghanistan, Chassa und Schigatse, Gartok und Seliput in Tibet ohne Missionar zu lassen?

Kafiristan, eine der fünf Provinzen Afghanistans, bietet ein trauriges Beispiel einer veräumten Gelegenheit. „Es war“, schreibt Oberst Wingate, „für die Kafir ein schmerzlicher Tag, als vor elf Jahren durch einen Federstrich im britischen auswärtigen Amt ihr Land mit Afghanistan vereinigt wurde. Nun waren die Kafir die Untertanen des Emirs. Er beriet sich mit Ghulam Heider, seinem Oberfeldherrn, und beschloß, sie zu bekehren und in die Hürde des Islam zu bringen. Die Dienste des Molla, die ihnen nicht zusagten, wurden ihnen mit dem Hinterlader angeboten; den unwillkommenen Gottesdienst des Islam drängte man ihnen auf, Moscheen verdrängten die Tempel, durch den Koran und die Überlieferungen des Kalifentums wurde die geistliche Wiedergeburt eines heidnischen Volkes bewerkstelligt. Und doch hatte vor fünfundsanzig Jahren eine Botschaft von den Kafir des Hindukusch die christliche Kirche bewegt; sie hatten um Lehrer gebeten, die sie in der

Religion Jesu Christi unterweisen würden. Es ist ein trauriges Beispiel, wie eine Gelegenheit verpaßt werden kann; denn jetzt steht zwischen dem Boten Christi und dem lernbegierigen Kasir die feindliche mohammedanische Macht, die eifersüchtig dem Fremden den Eingang wehrt. Die schonungslose Befehrungssucht der mohammedanischen Eroberer hat ihr Schlimmstes getan. Während eines Jahrtausends hatten die Kasir in ihren Bergfestungen Haus und Herd unangetastet vor den verhassten Muselmanen bewahrt. Nun wurden die Burgen überfallen und erbarmungslos ausgeraubt. Die tapfersten unter den Verteidigern wurden mit Gewalt zu Mohammedanern gemacht und die schönsten Mädchen aus den Armen der Eltern gerissen und in die Hareme der Sieger geschleppt.“ Soll sich die Geschichte Kasiristans in andern Teilen Asiens wiederholen?

Eile tut not. Die Zivilisation dringt in die unbesetzten Gebiete ein, und Eisenbahnen führen immer weiter ins Herz der beiden Weltteile. Die Erleichterung des Reisens durch die neuen Verkehrsmittel ist schon an sich ein Aufruf an die Mission. Also jetzt ist die Stunde da, um den Feldzug zu eröffnen. In Nigeria ist die Eisenbahn von Lagos nach Florin fertig und wird nach Zungeru gebaut; es sollen sich vielleicht Zweiglinien nach Baro im Süden und Kano im Norden anschließen.

Im Senegal, beim Grünen Vorgebirge, baut Frankreich eine große Stadt mit Hafendämmen und kunstvollen Docks. Es wird vielleicht die schönste Stadt an der ganzen Westküste. Bald werden Eisenbahnen diese künftige Hauptstadt mit dem reichen Land jenseits des französischen Westafrika verbinden. Die Kap-Kairo-Bahn ist kein Traum mehr, sondern nähert sich ihrer Vollendung.

Die zwei deutschen und die zwei russischen Eisenbahnen, die sich jetzt dem Indischen Ozean nähern, und die englischen Bahnen, die im nordwestlichen Indien

weiter vordringen, zeigen die Wichtigkeit der Stunde für ein Vorrücken in Innerasien. Zwischen dem Endpunkt der britischen Eisenbahnen in Indien und der russischen Bahn gegen die Grenze Afghanistans fehlen nur noch ungefähr 700 km, bis der südlichste Teil Asiens durch einen Schienenstrang mit Europa verbunden ist. Wenn Rußland und England ihre Eifersucht vergäßen und sich über die 700 km afghanischen Gebirgslandes die Hand reichten, so könnte man von Paris nach Bombay — ungefähr 8000 km — in genau acht Tagen reisen.

Über Chinesisch-Turkistan schreibt Missionar G. Raquette aus Tarkand:

„Es gibt kaum einen Ort mit mohammedanischer Bevölkerung, wo die christliche Mission so ungehindert arbeiten kann, wie in Chinesisch-Turkistan. Den Berträgen gemäß stehen die Missionare unter dem Schutz der chinesischen Obrigkeit, so gut wie im eigentlichen China. Die Mohammedaner könnten versuchen, sie durch Ränke oder auch leere Drohungen einzuschüchtern, aber sie haben keine Macht, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, die nicht durch Geduld überwunden werden können. Die Mohammedaner sind hier nicht so fanatisch, wie an andern Orten, wo das Volk mehr Berührung mit einer nichtchristlichen Zivilisation hat. Aber jene Zivilisation nähert sich schnell von Osten und Westen.

„Angesehene Leute fangen an, ihre Kinder zur Ausbildung nach Westturkistan oder nach Rußland zu schicken. Nach ein paar Jahren kommen dann diese jungen Männer entweder als Ungläubige oder mit mohammedanischem Fanatismus erfüllt zurück. Wenn jetzt die christliche Mission mit geeigneten und ausreichenden Mitteln bei der Hand wäre, so könnte der heranwachsenden Flut einer neuen Zivilisation jedenfalls in bedeutendem Maße die rechte Richtung gegeben

w er d e n. Es nähert sich eine religionslose chinesische Bildung in Gestalt von neuen chinesischen Schulen, die in jedem bedeutenden Ort errichtet werden. Es naht die Zeit, wo die unchristliche Bildung von Osten und Westen um die Seelen dieser armen Menschen einen großen Kampf auskämpfen wird. Wenn dieser Kampf zwischen der alten und neuen Zeit ausbricht, sollten die Besten im Volk unter der Fahne des Kreuzes eine Zuflucht finden können. Ich glaube, für dieses Feld war bisher die Zeit noch nicht da, aber die neue Zeit ist vor der Tür, und in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren werden — mit oder ohne christlichen Einfluß — große Veränderungen stattfinden. Niemand weiß, was geschehen wird, wenn man die Zeit der Hochflut ohne den Einfluß Christi verstreichen läßt. Eines aber ist gewiß: Die Kirche hat in diesem Fall eine der besten Gelegenheiten, die sich ihr jemals in der Welt des Islams geboten hat, verloren.“ Die 1600 km Eisenbahn, die um der Pilger, nicht um des Gewinns willen von Damaskus nach Medina und von da nach Mekka gebaut sind, müssen die Aufmerksamkeit auf das Arabien von heute, als auf ein für den Feldzugsplan der Mission bedeutungsvolles Land lenken. Geographisch liegt diese Halbinsel an den Kreuzungspunkten der Handelsstraßen der Welt. Sie bildete einst die Brücke zwischen Asien und Europa und die Straße zwischen Asien und Afrika und wird das bald wieder werden. Die Bedeutung der Bagdadbahn und der geplanten Bewässerung des Euphrattales für Nordarabien ist bekannt.

In der Religion und Politik hat Arabien auch Einfluß auf Westasien. Ein Mitarbeiter des Newyorker „Journal of Commerce“ schrieb kürzlich: „Wir haben von Zeit zu Zeit versucht, unsern Lesern klar zu machen, daß, seit dem russischen Ehrgeiz in Ostasien wirksam Halt geboten worden ist, der inter-

nationale Mittelpunkt der asiatischen Politik am persischen Golf gesucht werden muß.“ Die gegenwärtige politische Lage Arabiens ist nicht nur für Großbritannien und Deutschland, sondern auch für Rußland und Frankreich von Bedeutung. Die Türkei herrscht nur in drei von den sieben Provinzen; entlang der ganzen Küste des Persischen Golfs und des indischen Ozeans herrscht englischer Einfluß. Der Persische Golf ist tatsächlich ein englischer See geworden; die britische Herrschaft erstreckt sich von Aden weit ins Land hinein, und sie hat den stärksten Einfluß in der Provinz Oman. Das alles ist natürlich günstig für die christliche Mission. Im Yemen wird sich durch die Herrschaft der neuen türkischen Partei wahrscheinlich eine offene Tür für das Evangelium in dieser ganzen volkreichen Provinz ergeben; aber wir müssen auch die gegenwärtige Gelegenheit ergreifen. In diesen Tagen der Ausbreitung des Welthandels bestehen enge Beziehungen zwischen Mission und Politik und vielleicht bekommen wir eine Aufteilung Arabiens, wie wir schon eine solche Afrikas haben; jedenfalls wird auf die Ausbeutung und überhaupt die Betätigung des politischen und handelswirtschaftlichen Wettbewerbs das Auftun jahrhundertlang verschlossener Türen in der vernachlässigten Halbinsel folgen.

Arabien ist auch wegen der arabischen Sprache von Bedeutung. Vor einiger Zeit zeigte ein Schreibmaschinen-geschäft eine Schreibmaschine für arabische Schrift an und behauptete, diese Schrift sei weiter verbreitet als irgend eine andre. Ein Professor des Semitischen wurde gefragt, wie arg das gelogen sei. Er antwortete: „Es ist wahr.“ Das arabische Schrifttum findet sich in der ganzen mohammedanischen Welt, und die arabische Sprache, mit deren Hilfe sich der Islam ausgebreitet hat, wird künftig der Ausbreitung des Evangeliums unter den Mohammedanern Asiens und Afrikas dienen. Das

Arabische nimmt an Einfluß und Macht zu und ist eine der großen, lebenden Weltsprachen. Der arabische Koran ist ein Lehrbuch in den Schulen der Türkei, Afghani- stans, Javas, Sumatras, Holländisch-Neuguineas und Südrußlands. Arabisch ist nicht nur im eigentlichen Arabien die Umgangssprache; es rückt die Sprachgrenze ungefähr 500 km über Bagdad hinaus bis Diarbekir und Mardin vor und wird in ganz Syrien und Palästina und auch in ganz Nordafrika gesprochen. Selbst in der Kapkolonie und in Westindien gibt es Leute, die täglich die Sprache Mohammeds lesen. Die Araber selbst sagen: „Die Weisheit hat sich auf drei Dinge niedergelassen: auf das Gehirn des Franken, die Hand des Chinesen und die Zunge des Arabers.“ Diese wunderbare, biegsame, denkrichtige Sprache mit ihrem ungeheuren Wortschatz und ihrer feinen Ausdrucksfähigkeit kann nur für das Christentum gewonnen werden, wenn Arabien für Christus gewonnen ist. „Jene weitverbreitete und kräftige Rasse“, sagt Edson E. Clark, „ist gewiß nicht ohne Absicht seit viertausend Jahren ununterworfen und unverdorben, in aller Einfachheit und Kraft ihres Wesens bewahrt geblieben. Sie hat sicher eine große Zukunft. Sie mag unter den letzten Völkern Südwestasiens sein, die sich dem erneuernden Einfluß des Christentums und einer christlichen Zivilisation erschließen, aber sie wird es gewiß tun, in der Fülle der Zeit.“ Ist diese Zeit angebrochen?

Körperlich und geistig gehören die Araber zu den kräftigsten, edelsten Völkern der Welt; sie haben eine ruhmreiche Geschichte, und das arabische Schrifttum steht dem weniger anderer Völker nach. Wenn dieses Volk für Christus gewonnen werden kann, dann wird es für ihn wirken, wie es für Mohammed gewirkt hat.

Zeit und Ort haben für den Feldzugsplan noch eine größere Bedeutung als die Völker. In dieser Beziehung ist keins der unbefestigten Gebiete Asiens, nicht einmal

Arabien, von so ungeheurer, augenblicklicher Wichtigkeit wie die unbesehten Teile Afrika s, wo die Kräfte sich jetzt für den gewaltigen Kampf zwischen Kreuz und Halbmond sammeln, und wo die unbesehten Gebiete das Schlachtfeld sein werden. Die Bevölkerung Afrika s ist zwar klein im Vergleich mit der Indiens und Chinas, aber wer ihre Geschichte kennt und weiß, was Afrika für die Volksernährung leistet, kann nicht zweifeln, daß die Bevölkerung sich in ruhigeren und günstigeren Verhältnissen ungeheuer vermehren wird. Unter der Masse der noch in Finsternis, Unwissenheit und Verkommenheit lebenden Heiden, ebenso wie unter den halbzivilisierten, schon mohammedanischen Völkern Nordafrika s muß der Kampf mit dem Islam ausgefochten werden. Augenblicklich ist der Islam siegreich, und nur wenn man das Evangelium Christi so gleich in alle Teile der unbesehten Gebiete trägt, kann man das Vordringen des Halbmonds aufhalten. Das Heidentum zerbröckelt vor dem Islam. Die Lage ist bedenklich, und wie für diesen Teil der Missionsaufgabe die Stunde drängt, das sehen wir aus den einmütigen Zeugnissen von allen Teilen des Missionsfeldes. Aus Syrien, Japan, den Philippinen, China, Indien, Birma, Ceylon, den Neuheliden, Sumatra, Arabien, Belutschistan und selbst aus Peru hören wir, daß es nach der Ansicht der führenden Missionare in diesen Ländern jetzt die dringendste Aufgabe der Weltmission ist, dem mohammedanischen Vormarsch in Afrika entgegenzutreten und ihn zurückzuschlagen. Und zwar gilt dies für die unbesehten Gebiete.

F. W. Steintal schreibt aus Kalkutta: „Afrika ist zweifellos das Gebiet, wo das Vordringen des Islams es am dringendsten notwendig macht, den Bau seiner ehernen Mauer zu verhindern. Das wichtigste ist aber nicht, daß wir einen Angriff auf den Islam machen,

sondern daß wir ihm in der Besetzung der noch freien Gebiete zuvorkommen.“ Und Bischof Tucker von Uganda sagt: „In Afrika ist der Islam aufgewacht und rückt mit unwiderstehlicher Gewalt vor. Die heidnischen Stämme können jetzt verhältnismäßig leicht für Christus gewonnen werden, aber wenn sich der Islam einmal unter ihnen eingenistet hat, dann wird es viel, viel schwerer sein, ihnen das Evangelium nahe zu bringen.“ „Das Schlachtfeld liegt vor uns“, schreibt D. Frank Weston, der Bischof von Sansibar, „die Streitkräfte des Feindes stehen in Schlachtordnung. Wird unsere Kirche ihre führenden Männer aussenden, um die afrikanischen Christen mit Mut und Begeisterung zu erfüllen? Wenn nicht, dann wird Afrika vom Sambesi bis an die Küste des Mittelmeers mohammedanisch. Es ist nicht meine Aufgabe, hier auf die Gefahr hinzuweisen, die ein mohammedanisches Afrika für Europa wäre, noch von der Blindheit jener Weltmächte zu reden, die den Islam auf Kosten Christi begünstigen. Das mögen sie mit sich selbst ausmachen. Meine Pflicht ist es, den Gliedern der englischen Kirche die Tatsachen klar zu machen, so wie wir sie sehen, sie aufzurufen, sich zu ermuntern und das Werk anzugreifen, zu dem der Herr sie offenbar berufen hat.“ Dr. Henry Holland schreibt aus Quetta in Belutschistan: „Afrika sollte jetzt der Mittelpunkt für die Aufmerksamkeit der Mission bilden, denn wenn das heidnische Afrika den Islam annimmt, wird seine Christianisierung tausendmal schwerer und langwieriger. Wenn Afrika einmal unter der Herrschaft des Islams steht, werden die Tage der Ernte, wie wir sie in Uganda erlebt haben, für immer vorüber sein. Meiner Ansicht nach ist der Ruf aus Afrika jetzt am dringendsten.“

Besonders wichtige Mittelpunkte für das Unternehmen sind in Nigeria und dem Sudan, wo das Land noch nicht ganz für den Islam gewonnen ist. Jetzt noch

kann die christliche Kirche gegen die herannahende Flut des Islams Dämme errichten, aber wie schmerzlich ist's, wenn man die Handvoll christlicher Missionare, die sich in jenen ungeheuren Landstrichen befindet, mit den Scharen der Senussi-Derwische und der mohammedanischen Händler vergleicht, die Jahr für Jahr in diese Gegenden strömen!

Aus Nordnigeria schreibt Dr. W. R. Miller: „Von allen missionslosen Gebieten weiß ich keins, wo die Not dringender ist, als das im Westen, im Innern und im Osten des Sudans. Auf der ganzen Strecke von Nordnigeria bis Ägypten — fünf große mohammedanische Provinzen — ist kein einziger Missionar. Westlich von uns ist bis ans Atlantische Meer auch kein Missionar, und ebenso ist keiner im französischen Sudan, wo es massenhaft Heiden gibt, die schnell Mohammedaner werden. Kein einziger Missionar ist auch nördlich von uns bis ans Mittelmeer.“

Alle diese Zeugnisse lassen keinen Zweifel, daß der Islam sich im dunklen Weltteil schneller ausbreitet als das Christentum. Er fordert ganz Afrika als sein Eigentum und besetzt alle unbefesteten Gebiete. Es ist wirklich jetzt nicht zeitgemäß, daß christliche Regierungen die Heiden glauben machen, der Islam sei ihnen lieber als das Christentum, und die Heiden sollten lieber Mohammedaner werden als Christen. Auch sollten sich jetzt die Missionsgesellschaften nicht begnügen, die Außenposten zu halten, anstatt die Feste zu erstürmen. Wenn der Islam hartnäckig seine Ausbreitung betreibt, um Afrika für sich zu gewinnen, so muß man ja einsehen, daß das einzig Richtige ist, den noch heidnischen Völkern möglichst schnell das Evangelium zu bringen.

„In dem dunklen Weltteil“, sagt Gairdner, „nimmt der Halbmond zu, nicht ab; er hofft bald ein Vollmond zu sein . . . In Afrika ist jeder Muselman, ob gut oder

böse, von Natur ein Missionar. Er macht Brüderschaft mit dem Neger. Er selbst, seine Kleider, seine Sitten sind nicht zu vornehm für die Schwarzen und doch ein bißchen vornehmer, als was sie selbst haben. So wird es bei den Negern Mode, den Muselman nachzuahmen. Der Engländer hat freilich den Sklavenhandel abgeschafft, aber so etwas ist bald vergessen. Der Engländer ist der wahre Freund der Neger, aber der Mohammedaner, der noch vor einem Menschenalter ihr grausamer Feind war, treibt jetzt auf seine Weise Mission unter ihnen. Wo auch die mohammedanischen Händler hinkommen, sie bemühen sich immer, die Neger zu befehren, und diese können oft nicht widerstehen.“

Das Vorrücken des Islams in Afrika schlägt gegenwärtig drei Hauptrichtungen ein: Vom obern Nil, von Sansibar aus gegen den Kongo hin und das Stromgebiet des Nigers hinauf. Früher folgte der Islam der Spur der alten mohammedanischen Eroberer; später wurden die Straßen des Sklavenhandels die Wege, auf denen er sich ausbreitete. Heute ist die Bewegung allgemeiner, weiter verbreitet, und tritt zugleich hinterlistiger auf, ohne Lärm und Gepränge, aber kräftig und sicher und alles überflutend.

Von Nordnigeria aus bringen die Haussa Händler mit ihren Waren auch den Koran und ihren Katechismus. Raum haben sie in einer heidnischen Gegend an der Straße einen Laden eröffnet, so ersteht auch schon eine Moschee daneben. Auch die Laien sind in gewissem Sinne Prediger. Der Kaufmann und der Kameltreiber sind stolz auf ihren Propheten und sein Buch. Wenn sie es nicht lesen können, küssen sie es wenigstens, tragen es als Amulett und bringen es überall hin. Alle Stände sind Verbreiter ihrer Religion.

Und der Islam hat Kräfte, die seine Ausbreitung in Afrika fördern und ihn gefährlich machen. Dazu ge-

hört erstens seine im Vergleich mit dem Heidentum höhere Kultur. Sir Harry Johnston hat gewiß recht, wenn er sagt: „Der Araber ist merkwürdigerweise für die schwarzen Afrikaner sowohl ein Fluch als ein Segen; er ist mittelbar oder unmittelbar schuld an der Hin- und Schlachtung von Millionen von Menschen, und doch bringt er den Negern auch wirklich eine Zivilisation; er macht aus rohen, schmutzigen Menschenfressern gutgekleidete, gutgewachsene, sich selbst achtende Männer und Frauen; er hat manches wichtige geographische Rätsel gelöst und dem weißen Mann den Weg gebahnt.“ Der französische Reisende M. Gaden fand ganz im Herzen der Sahara eine Bücherei von nicht weniger als tausend Bänden, darunter über fünfhundert Handschriften. Die mohammedanischen Tages- und Wochenblätter, die in Kairo herauskommen, werden in allen Gegenden des Weltteils verbreitet, und heidnische Afrikaner machen Geschäfte mit der Einfuhr mohammedanischer Zauber und Amulette.

Dazu kommt noch, daß die Behörden in den Kolonien fast überall gegen die christliche Mission sind. Dies gilt von Deutsch-Ostafrika, von dem englisch-ägyptischen Sudan, von Nordnigeria und von allen Mittelmeerländern. Der mohammedanische Lehrplan des „Gordon Memorial College“, die Zeugnisse deutscher und englischer Missionare über die Politik ihrer Regierungen sind Beweis genug.\*) „Der Islam in Ostafrika“, sagt Professor Karl Meinhof, „hat eine Anzahl starker Verbündeter. Der erste unter diesen ist die Furcht und die Gunst der europäischen Völker. Der Islam ist eine politische Religion, und in der Politik bringt die Furcht immer Mißerfolge. Keine wahren Missionsfreunde erwarten oder wünschen eine gewaltsame Unterdrückung des Islams, aber wir

\*) In Beziehung auf die deutsche Regierung dürfte dies wohl nicht mehr zutreffen.

können doch gewiß von den christlichen Regierungen erwarten, daß sie die mohammedanische Ausbreitungstätigkeit nicht fördern und begünstigen.“

Die dritte Macht, durch die die Ausbreitung des Islams gefördert wird, liegt in seinen geringen sittlichen Anforderungen und in den Punkten, in denen er sich mit dem Heidentum berührt. Das mohammedanische Glaubensbekenntnis ist leicht verständlich und darum auch leicht anzunehmen. Der Islam ist eine Religion ohne Geheimnisse und ohne tiefgreifende Sittlichkeit. Er ist nach dem Geschmack des heidnischen Negers und verheißt ihm ein Paradies nach seinem Herzen. Er stellt nicht die Anforderungen des Christentums und läßt viele heidnische Sitten und mancherlei heidnischen Aberglauben unangetastet. Fetische, Amulette, Zauberwesen und heidnische Bräuche sind, wie wir schon gesehen haben, dem Mohammedanismus nicht fremd. Der Weg vom Heidentum zum Islam ist viel bequemer als der steile Pfad zum Christentum. Dies ist durch die kürzlich veröffentlichten Schriften Johannes Warnecks und Simons über den Kampf zwischen Islam und Christentum bei der Besiegung des Heidentums in den malaiischen Ländern klar bewiesen worden.

Zu alledem kommt noch, daß der Islam keine Kaste kennt und niemand wegen seiner Farbe mißachtet, keine besondern Moscheen für Reich und Arm, Vornehm und Gering baut, sondern die nackten Heiden einlädt, in die große Bruderschaft der Gläubigen einzutreten und mit einem Sprung den höchsten Stand gesellschaftlicher und religiöser Vornehmheit zu erreichen. Alle diese Dinge fördern die Ausbreitung des Islams und hindern den Fortschritt des Christentums in Afrika.

Die neuesten und zuverlässigsten Angaben über die Verbreitung des Islams in Afrika gibt Pfarrer Würz

in der Allgemeinen Missionszeitschrift, Jahrgang 1910. Die Tatsachen, die er anführt, sind ebenso überzeugend wie beunruhigend.

Aus all den angeführten Gründen wäre ein Vorrücken der Mission, wo es irgend möglich ist, in die unbefestigten Gebiete Asiens und Afrikas die beste Art der Kriegführung. Die Grenzländer sind von der christlichen Mission besetzt. Wir müssen über diese Grenzen vordringen, wenn wir nicht wollen, daß eine christuslose Zivilisation und eine Nebenbuhlerin der christlichen Religion der Kirche zuvorkommt und das Land in Besitz nimmt. Der Koran sagt: „Jedes Volk hat seine ihm bestimmte Zeit, und wenn diese Zeit kommt, kann es sie nicht um eine Stunde zurückhalten oder vorrücken.“ Jetzt ist die Zeit für fast alle unbefestigten Gebiete, jedenfalls ganz gewiß für die Gebiete in Afrika.

Bei der Bewegung und Unruhe, die die Mohammedaner in der Türkei, in Persien und in Indien ergriffen hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß ihre Nachbarvölker in Innerasien und Afghanistan noch lange schlummern werden. Im Gegenteil, es sind Anzeichen vorhanden, daß die panislamische Bewegung schon Buchara und Kabul, Drenburg und Tiflis erreicht hat. Die mohammedanische Presse in Rußland erörtert Pläne von sozialer Reform, und kürzlich ertönte sogar in einem Tartarenblatt der Ruf nach einem Kongreß, auf dem eine Reformation des Islams besprochen werden sollte. Die Mohammedaner in Chinesisch-Turkistan „bieten gegenwärtig den Anblick einer durch nichts zu beunruhigenden Mittelmäßigkeit. Sie leben, abgeschlossen von der Außenwelt, unbekümmert, behaglich, gleichgültig und leidlich glücklich dahin; nichts stört ihren Gleichmut und ihre Ruhe. Wenn aber diese Mohammedaner einmal durch die Zeitungen aus Kairo oder durch einen predigenden Derwisch aufgerüttelt würden — wer weiß, was die Folgen für Inner-

asien wären? Jetzt ist die Stunde, um diesen Leuten das Evangelium zu bringen.“

Die abendländische Zivilisation rückt ungehindert ins Herz von Asien vor. Durch jeden Gebirgspass, auf jedem Verkehrsweg bringen Karawane und Eisenbahn die neuesten Erfindungen und zwingen sie den Bewohnern auf. In Kabul sieht man Kraftwagen, Nähmaschinen, Grammophone, Flinten, rauchloses Pulver. Der Emir von Afghanistan hat vor einiger Zeit Indien besucht; ein Ergebnis dieser Reise war, daß er in seiner Hauptstadt Webstühle einführte, und jetzt hört man, daß Klaviere und die Geräte zur Einrichtung drahtloser Telegraphie durch Kamele über den Chaiberpaß gebracht werden. Zu diesen Erzeugnissen neuzeitlicher Industrie braucht man natürlich auch europäische Techniker und Handwerker, die jetzt alle in Afghanistan Zutritt haben. Europäische Ärzte und Ärztinnen stehen schon seit einigen Jahren im Sold und unter dem Schutz des Emirs. Warum sollte dem Missionar der Zutritt verboten sein?

---



## 8. Kapitel.

### Machet Bahn, machet Bahn!

Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus. Phil. 4, 13.

Wenn wir die gegenwärtige Gelegenheit benützen und die Kirche von dem Vorwurf langer Versäumnis reinigen wollen, müssen wir bestimmte Pläne machen, Hand ans Werk legen und auch Opfer bringen. Vor allen Dingen müssen wir einen richtigen Feldzugsplan haben, uns über das Wo und Wie schlüssig machen, für das Unternehmen die besten Ausgangspunkte und die geeignetsten Männer auswählen.

An vielen Orten, z. B. in China, müssen vor allem die schon vorhandenen Missionsniederlassungen verstärkt werden, sodaß sie ihre Arbeit über benachbarte, noch unbesetzte, kleinere Landstriche ausdehnen können. Hier Neugründungen vorzunehmen, wäre ein unnötiger Kraftverbrauch. Es handelt sich in solchen Ländern also nicht um Vermehrung der Missionsgesellschaften, sondern nur um Vermehrung der Missionare und um engeres Zusammenwirken der Gesellschaften in den Grenzgebieten.

Aber in größeren Gebieten, deren Inneres weit entfernt ist von allen vorhandenen Missionen, müssen an zweckmäßig gelegenen Stellen neue Ausgangspunkte für

die Arbeit geschaffen werden. Wo Gesellschaften oder Stationen mit beschränkten Mitteln und Kräften arbeiten, darf das alte Unternehmen nicht um eines neuen willen geschwächt werden. Nicht Zerstreuung, sondern Sammlung ist in einem solchen Fall die richtige Politik. Aber es bleibt trotzdem unsre Pflicht, in die unbefestigten Gebiete einzudringen; die Christenheit hat Menschen und Mittel genug, wenn sie nur ernstlich will.

Wir wollen in diesem Kapitel von dem Werk des Bahnbrechers und Vorkämpfers und zwar zuerst über den Menschen und dann über seine Aufgabe sprechen.

Der bahnbrechende Missionar muß ganz besonders tüchtig sein. Er braucht „Abrahams Glauben, Hiobs Geduld, Moses Sanftmut,\*) Simsons Stärke, Salomons Weisheit, die Liebe des Johannes, den Eifer des Paulus und die Bibelfenntnis des Timotheus“.

Wer dem König den Weg bereiten will, muß den Heldenmut und den festen Blick aufs Ziel von solchen Männern wie James Chalmers haben. Dieser schreibt: „Gebt mir die einundzwanzig Jahre zurück mit all ihren Erlebnissen, auch den Schiffbrüchen; laßt mich wieder, von Wilden mit Speeren und Keulen umgeben, dem Tod ins Auge schauen; laßt wieder die Speere um mich fliegen und die Keule mich niederschlagen, und ich bleibe doch euer Missionar.“

Der Missionar muß sich ganz auf die Kraft Gottes verlassen und von seiner eigenen Untüchtigkeit überzeugt sein. So schreibt Livingstone aus Afrika: „Was ich hier am stärksten empfinde, ist die Notwendigkeit von dem Wirken des Heiligen Geistes bei dem Werk der Befehrung. Ich habe das wohl auch daheim gefühlt. Aber wenn man hier einmal den Charakter der Menschen genau kennen

\*) 4 Mose 12, 3 heißt es nach der englischen — wahrscheinlich genaueren Übersetzung nicht „Mose war ein sehr geplagter“, sondern „Mose war ein sehr sanftmütiger Mensch“.

gelernt hat, drängt sich ganz überwältigend die Überzeugung auf, daß man ohne die göttliche Hilfe nichts ausrichten kann.“

Ein englischer Offizier, der auch Forschungs- und Missionsreisen in Indien und Arabien machte, schrieb: „Wenn ihr keine Missionare habt, die so voll von dem Geist Christi sind, daß ihnen ihr eigenes Leben nicht lieb ist, werdet ihr vergeblich nach Befehrten aus den Heiden und Mohammedanern ausschauen, die bereit sind, im Dienst des Meisters ihr Leben hinzugeben. Wir brauchen Männer von der rechten Art, die schon Opfer gebracht haben, denen ein Opfer nicht ein Opfer, sondern eine Freude ist, die nichts von Mutlosigkeit wissen und große Dinge von Gott erwarten. Wenn nicht die Ewigkeit einem Menschen ungeheuer wichtig ist, wie kann er einen eingeborenen Befehrten ermutigen, einen Schritt zu tun, der alle seine irdischen Ausichten und Hoffnungen zerstört, der ihn vielleicht in Gefangenschaft, schwere Qualen oder gar in den Tod führt? Solche Männer kann man nicht machen; sie sind von Gott gemacht. Man findet sie nicht; Gott muß sie suchen und finden. Aber der Meister, der sie braucht, kann sie auch geben.“

Der bahnbrechende Missionar ist ein Kriegsmann und muß gerne bereit sein, das Leiden Christi auf sich zu nehmen. Die Mission ist ein Krieg. Sollten die Soldaten des Kreuzes sich scheuen, für Christus zu unternehmen, was tagtäglich dem Handel und den Eroberungen zuliebe geschieht?

Wenn's nicht gerade um Leib und Leben geht, so hilft manchmal ein guter Humor über allerhand Widerwärtigkeiten hinweg, denn diese haben ja oft auch ihre komische Seite. So schreibt John van Eß von der Piratenküste in Arabien (am Persischen Golf): „Nach dreißig Tagen sah mein Rhafianzug nicht mehr anständig aus, und Salomo wollte ihn waschen. Er ging also in den

Bazar, um Seife zu kaufen. Aber dort fuhr man ganz entsetzt zurück: ‚Seife!‘ rief man, ‚die schadet ja den Frauen und hat einen ganz bössartigen Geruch. Nein, Seife gebraucht man bei uns nicht!‘ Am folgenden Tag ermahnte ich einen Sklaven, den man mir als Diener überlassen hatte, sein Kleid zu waschen, das mit einer Monate alten Schmutzkruste bedeckt war. ‚Nein,‘ sagte er, ‚ich habe drei Rupien für Moschus, Rosenwasser und Zimt ausgegeben. Wenn ich das jetzt herauswasche, wo bleibt dann mein Geld?‘ Ich wußte im Augenblick keine Antwort auf die Frage, und also schwieg ich.“

Der gute Humor ist oft der beste Retter aus der Not. Das Lachen ist eine Art Sicherheitsventil für den aufgespeicherten Ärger, und ein Lächeln ist zuweilen der beste Paß, der aus Schwierigkeiten hinausführt.

Sehr viel kommt darauf an, daß der bahnbrechende Missionar sich in die Menschen, unter denen er arbeitet, hineinversetzen kann. Paulus ist allen alles geworden, und das Geheimnis der offenen Tür besteht in vielen, bis jetzt verschlossenen Ländern darin, daß der Missionar es versteht, so einzutreten, als gehörte er zu denen drinnen. Sein Erfolg wird immer im Verhältnis stehen zu dem Verständnis, das er den Eingeborenen in allen Einzelheiten ihres Lebens entgegenbringt. „Das ist gar nicht leicht,“ sagt W. E. Smyth, der erste Bischof von Lebombo in Afrika, „aber wenn wir vollkommene Missionare sein wollen, müssen wir darin unser möglichstes tun. Denkt ihr, es sei leicht gewesen für den Sohn Gottes, in das Leben der Leute von Nazareth einzugehen, sich über ihre kleinen Scherze zu freuen, ihren sonderbaren Aberglauben zu ertragen, all die sinnlosen Formen ihres Verkehrs zu beobachten, an ihren Festlichkeiten teilzunehmen usw.? Und doch hat er das dreißig Jahre lang getan, ehe er sein Lehramt antrat.“

Der Missionar, der ins Neuland einzieht, kann von

Reisenden und Forschern allerlei lernen, — wie man es machen und manchmal auch, wie man es nicht machen muß. Verständnis für den Charakter, die Freuden und Leiden eines Volkes, genaue Kenntniss seiner Sprache, hartnäckige, unbestegbare Ausdauer haben schon manchem Reisenden Erfolg verschafft. Sollte es nicht Männer und Frauen geben, die so ausgerüstet die unbesetzten Gebiete für Christus gewinnen können?

Vor allem aber: Es kann niemand ein bahnbrechender Missionar sein, der nicht Jesus und sein Evangelium als eine Kraft in seinem eigenen Leben erfahren hat. Ein Missionar in einem neuen Gebiet steht ja allein, ist ganz auf sich angewiesen. Er muß eine Botschaft verkündigen, aber nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat, mit seinem ganzen Leben. Er ist darum in ganz besonderm Sinn der Vertreter Christi. Vor einigen Jahren predigte ich in einem Krankenhaus in Ostarabien. Ich sprach von der Liebe Christi. Ich schilderte sie möglichst nach den Worten des Apostels und suchte recht einfach und kindlich zu reden, um den unwissenden Leuten im Wartezimmer verständlich zu sein. Als ich zu Ende war, trat ein Beduine zu mir und sagte: „Ich habe dich ganz gut verstanden, denn ich habe selbst so einen Mann gesehen.“ Der Beduine kam aus einer 800 km entfernten Stadt und schilderte mir den Mann, den er dort kennen gelernt hatte: „Es war ein seltsamer Mann“, sagte er. „Wenn die Leute ihm Böses taten, tat er ihnen Gutes. Er besuchte die Kranken und die Gefangenen und alle, die in Not waren. Er war sogar freundlich gegen kleine Negerklaven und franke Araber. Er war immer gut gegen andre, und viele haben niemals so einen Freund gehabt, wie er war. Er machte lange Reisen in der brennenden Sonnenhitze, um den Leuten zu helfen. Es war, als denke er, alle Menschen seien gleich, und er war allen ein Freund. Er war gerade so, wie du gesagt hast.“

Dieser arme, unwissende Mensch hatte zu meinem Staunen in meiner Schilderung der Liebe Christi das Bild eines christlichen Missionars erkannt; zu meinem noch größeren Staunen stellte es sich heraus, daß dieser Missionar mein eigener Bruder, Peter Zwemer, war, der 1893 die Missionsarbeit in Maskat anfang und fünf Jahre später in Neuyork starb. Jener Mohammedaner hatte nicht nur das Wort Gottes gehört, sondern auch gesehen, wie es sich im Leben eines Missionars erprobte.

Ähnliches hören wir auch von Susie Rijnhart, die im Jahr 1896 während des mohammedanischen Aufstands in Westchina mit ihrem Mann in Heiningfu war. Sie hatten die verwundeten Tibeter und Chinesen gepflegt, und nach dem Friedensschluß ging Rijnhart auch ins mohammedanische Viertel, um dort nach den Verwundeten zu sehen. „Die Tibeter und Chinesen waren darüber ganz betroffen. Sie meinten, weil wir ihnen geholfen hätten, müßten wir auch, wie sie, die Mohammedaner hassen. Manche erinnerten sich wieder des Bildes vom barmherzigen Samariter, das sie an einer Wand in unserem Haus gesehen hatten. Der Missionar hatte ihnen das, was jene Geschichte von der christlichen Liebe erzählt, in die Tat übersetzt.“

Das führt mich auf etwas, das der Bahnbrecher vor allem lernen muß: es ist die Kunst des Arztes. Der Missionsarzt hat um seiner Heilkunst und seiner Barmherzigkeit willen den Schlüssel zu jeder Tür. Das gilt vor allem von den Ländern des Islams. Ein Missionsarzt wird da an vielen Orten gerne aufgenommen, wo man einen Prediger vielleicht noch nicht hereinläßt. Und er wird gleich alle Hände voll zu tun bekommen. Der Leidende öffnet seine Tür immer dem, der mit teilnehmendem Verständnis zu ihm tritt. „Es gibt eine Sprache,“ sagt Dr. George Post, „die alle verstehen, und sie verkündigt eine Botschaft, die jeder früher oder später

gerne hört. Sobald der Missionsarzt seinen Fuß auf sein erwähltes Arbeitsfeld setzt, beherrscht er jene Welt-  
sprache, jene stumme Sprache des Herzens, und fremde  
Menschen heißen ihn in ihrem Heim willkommen. Der  
Araber hebt den Vorhang seines Zelttes aus Ziegenhaar  
und heißt ihn eintreten. Der Mandarin ruft ihn in  
sein Schloß, der arme Bauer bittet ihn, in seine Hütte zu  
kommen, und der Brahmane führt ihn in die verborgenen  
Frauengemächer. Er steht vor Königen, die Statthalter  
begleiten ihn mit einer Reiterchar, oder lassen ihn auf  
Kanonenbooten und Staatschiffen da- und dorthin  
reisen. Könige bauen ihm Krankenhäuser, und die Herr-  
scher der Erde unterstützen ihn mit ihren Schätzen und  
ihrer Macht.“

über Belutschistan schreibt Dr. Dixon: „Am Anfang  
konnten wir den Stammesleuten in Quetta nur durch  
die Ausübung der Heilkunst beikommen. Auch so hatten  
wir viele Gegner, da die Molla die Leute aufhetzten, und  
oft kamen nur wenige Kranke. Aber als man unsre  
Arbeit besser kennen lernte und auch die Verhältnisse  
im Land geordnet wurden, veränderte sich die Haltung  
der Leute uns gegenüber. Wir bekamen immer mehr  
zu tun, und in den letzten Jahren haben wir in unsrem  
Männerkrankenhaus durchschnittlich ungefähr 30 000 Per-  
sonen jährlich behandelt.“ Und über die afghanischen  
Grenzländer schreibt Oberst Bingham: „Alle Stämme  
jenseits der indischen Grenze, die Mohmand und Schin-  
wari, die Kohistani und die Schitral, die Bewohner von  
Swat und Dir, von Hunza und Jasin, haben eines ge-  
meinsam: Sie sind in Zeiten der Krankheit ohne ärzt-  
liche Hilfe und würden mit außerordentlicher Dankbar-  
keit die Ankunft des Missionsarztes mit seiner Apotheke  
und seinem Krankenhaus begrüßen. Dafür würden sie  
die Bibel des Missionars mit in den Kauf nehmen und  
seine Ermahnungen anhören, und schließlich würden

sie auch den Heiland der ganzen Menschheit lieb gewinnen.“

Der Gelehrte, besonders der Sprachforscher, findet reichlich Arbeit in den unbefesteten Gebieten. Die Bibel ist in alle Hauptsprachen der Welt übersetzt, und Bibelteile werden in mehr als vierhundert Sprachen und Mundarten von beinahe 1 200 000 000 Menschen, d. h. von sieben Zehnteln der Menschheit gelesen. Inwieweit die vorhandenen Übersetzungen für die noch übrigen drei Zehntel genügen werden, weiß man nicht. Afghanistan und Tibet haben die Bibel im Puschtu und im Tibetischen; die Nepaleser haben das Neue Testament, und die verschiedenen türkischen Stämme in Innerasien wenigstens Teile davon. Für große Gebiete aber muß die Bibel erst übersetzt werden, z. B. für den Sudan, Teile von Innerafrika nebst dem oberen Nilgebiet, Teile von Innerasien, Niederländisch-Indien, die Südseeinseln und das Innere Südamerikas. Auch ist es mit der Hauptsprache eines Landes noch nicht getan. Wo z. B. einzelne Stämme durch hohe Gebirge von einander getrennt leben, bilden sich verschiedene Mundarten und sogar verschiedene Sprachen aus. So ist es in dem zu Indien gehörigen Kleintibet, wo es die Brüdergemeindemission mit einer ganzen Anzahl von Sprachen zu tun hat. In Neuguinea, wo zu den durch Gebirge und Sümpfe getrennten Wohnsitzen noch die große Feindschaft der Stämme untereinander kommt, ist die Zahl der Sprachen so groß, daß Chalmers sagte, man könnte denken, der Turm von Babel habe in Neuguinea gestanden. Für die Völker, die erst Teile der Bibel haben, muß die ganze Bibel übersetzt werden. Wo es sich um Übersetzungen in eine ganz neue Sprache handelt, muß diese erst sozusagen christlich gemacht und oft muß erst ein ABC und eine Schriftsprache geschaffen werden. Für solche Arbeiten ist natürlich ein gründlich ausgebildeter Sprachgelehrter

nötig. In Kordofan sind elf verschiedene Sprachen, und auf den Philippinen soll es achtzig Mundarten geben. Die Heilige Schrift ist in acht oder zehn von ihnen übersetzt. Man kann natürlich die Bibel nicht in alle übersetzen, aber doch vielleicht ein oder das andre Evangelium. Ähnlich ist's in Mikronesien und in vielen Teilen Afrikas.

Das Laotische wird von verschiedenen Stämmen in Innerasien gesprochen und hat sich auch ins Innere von Indochina verbreitet. Die Stämme, die diese Sprache reden, sind des Lesens nicht ganz unkundig, aber sie besaßen bisher nur buddhistische Handschriften, kein gedrucktes Buch. Gabriel Contesse, ein Schweizer Missionar, hat kürzlich in Songkhone in Annam, wo die Hälfte aller Männer und Frauen lesen kann, zwei Evangelien ins Laotische übersetzt.

Um sie zu drucken, mußten erst Lettern für die laotische Schrift gemacht werden. Diese hat sechsundzwanzig Mitlaute und vierzehn Selbstlaute. Ein eingeborener Gehilfe schrieb sie alle sorgfältig auf Papier. Bisher hatte er nur auf Palmblätter geschrieben, und die seltsam verschnörkelten laotischen Buchstaben rühren wohl von dem Schreiben auf Palmblätter her. Die Buchstaben, die der eingeborene Schriftgelehrte geschrieben hatte, wurden ins Bibelhaus nach London geschickt, und darnach machte man die Lettern, mit denen zum erstenmal ein Buch in der laotischen Sprache gedruckt wurde.

Möchte man nicht einen Missionar um eine solche Leistung beneiden? Der Überblick über die unbefesteten Länder ist ein Aufruf an die Sprachgelehrten, ihr Wissen für das Reich des Königs zu verwenden.

Man darf nicht vergessen, daß der bahnbrechende Missionar Bibeln an Orten verteilen kann, wo die Predigt noch nicht erlaubt ist.

Dies gilt besonders für die mohammedanischen Länder und für das asiatische Rußland. In Sibirien

genießt die Britische Bibelgesellschaft manche Vergünstigungen, die ihr in Europa versagt sind, und ihre Arbeiter haben das volle Vertrauen der Beamten. Die Bücher der Gesellschaft werden auf allen Eisenbahnen frachtfrei befördert. 1908—1909 wurden in Sibirien 50 000 Bibelteile ausgeteilt. Fast überall in den unbefestigten Gebieten, selbst wenn sie schwer zugänglich sind, kann mit Geduld und Takt eine offene Tür für das Wort Gottes gefunden werden. Es hat schon längst die afghanische Grenze überschritten, ist in Chassa bekannt, hat Leser in Mekka und Medsched und geht überhaupt an Orte, wo man noch keinen Missionar hereinläßt. Das Verkaufen, ausnahmsweise auch das Verschicken von Bibeln, ist eins der besten Mittel, um der Predigt des Evangeliums den Weg zu bereiten. Es sollte allerdings immer unter der Aufsicht und Leitung der Bibelgesellschaften geschehen.

Nun wollen wir sehen, wie es bei der Gründung einer ersten Missionsstation in einem neuen Gebiet gemacht wird. Dies ist oft sehr gefährlich, und darum sind weise Überlegung, Takt und Vorsicht nötig. Man kann manches lernen von den Fehlern und Mißerfolgen der Vergangenheit, wie auch von dem Glauben, Mut und Verständnis derer, deren Unternehmen vom Erfolg gekrönt wurde.

So ist's auch im Krieg. General Gordons Tod in Chartum war glorreich für ihn, aber eine Schmach für die, die ihm nicht schnell genug Verstärkungen sandten. Ähnliche und noch weniger zu entschuldigende Fehler sind bei neuen Missionsunternehmungen gemacht worden. Ein Unternehmen mit ausreichenden Kräften und einem geschickt gewählten Ausgangspunkt ist mehr wert, als ein halb Duzend Feldzüge ins unbekannte Land, ohne dauernden Erfolg.

Der bahnbrechende Missionar braucht Klugheit und ganz gewöhnlichen gesunden Menschenverstand. Vor

einigen Jahren landeten einige amerikanische Missionare in Sierra Leone. Sie wollten vor allen Dingen die Krankheiten durch den Glauben heilen und für das Erlernen der Sprache sich auf ein Pfingstwunder verlassen. Arzneien, Wörterbücher und Grammatiken brauchten sie nicht. Bald bekamen alle das Fieber, und zwei starben gleich, weil sie kein Chinin nehmen wollten. Ein Freimissionar am Persischen Golf, ein ernster Christ, wollte während der heißesten Zeit des Sommers, ohne andre Ausrüstung als eine Kiste mit Bibeln, Arabien durchreisen. Natürlich gelang es ihm nicht.

Auch heute noch herrscht in gewissen Kreisen die Ansicht, daß der Missionar den besten Erfolg habe, der möglichst bedürfnislos sei und eine Art von Bißerleben führe. Aber das ist keine weise Politik.

Es ist noch nicht lange her, daß eine gewisse Missionsgesellschaft folgendes Schreiben veröffentlichte:

„Seit einigen Jahren ist es unsre Ansicht, daß die Welt niemals durch besoldete Prediger und Missionare evangelisiert werden kann, und ein Grundstein unsrer Bewegung ist, unsre Missionare sollen dem Herrn und ihren armen Brüdern zulieb alles drangeben und hinausgehen in ein Leben des Glaubens an Gott, und wenn es sein muß, der Entbehrungen und Leiden. Wir glauben auch, daß das, was man gewöhnlich für die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Leibes hält, nicht immer förderlich ist, wenn man der Welt geistliche Kraft und Segen mitteilen will, und wir wollen uns die Worte des großen Apostels vor Augen halten: „Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst, und sind nackt, und werden geschlagen, und haben keine gewisse Stätte“, und „wir denken daran, daß der Herzog unsrer Seligkeit durch Leiden vollkommen gemacht wurde“.

Man mag den Eifer dieser Menschen bewundern, aber das sind keine gesunden Missionsgrundsätze. Rein

Kriegsheer würde darnach handeln, und auch die Krieger Christi sollen es nicht.

Der Apostel Paulus sorgte für seinen Leib, obgleich er täglich bereit war zu sterben. Er reiste predigend und Gemeinden gründend von Jerusalem nach Ägypten, aber er schickte jemand zurück, daß er ihm den Mantel, den er in Troas gelassen hatte, nachbringe, denn er wußte, daß er in dem kalten, feuchten mamertinischen Gefängnis in Rom ein warmes Kleidungsstück brauchen werde. Er enthielt sich alles Dinges und opferte alles, um Christus zu gewinnen und ihn, den Gekreuzigten zu predigen, aber er ermahnte seinen Gehilfen Timotheus: „Trinke nicht mehr Wasser, sondern brauche ein wenig Weins, um deines Magens willen und daß du oft krank bist.“ Als er Schiffbruch litt, hielt er nicht zuerst eine Gebetsstunde, sondern lief umher und sammelte Reisig zu einem tüchtigen Feuer, damit er und seine Gefährten sich wärmen und trocknen konnten. Auch des Menschen Sohn aß und trank wie andre; und der Missionar kann sich selbst achten und von andern geachtet werden, auch wenn er kein Büsserleben führt. Er braucht für seine schwere Aufgabe einen gesunden Geist in einem gesunden Körper.

Freilich muß er für den Kriegsdienst frei von unnötigen Lasten sein. „Kein Kriegsmann flieht sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat.“ Es hat kühne weibliche Reisende gegeben, wie Isabella Bird-Bishop, und heldenhafte Missionarinnen, wie Susie Rijnhart und Annie Taylor in Tibet und Mary Moffat in Afrika, und darum mögen wohl auch Frauen an der Arbeit und dem Ruhm des Bahnbrechens ihren Anteil haben, aber in der Regel werden doch unverheiratete Männer für den Erforschungs- und Aufklärungsdienst in den Grenzländern am geeignetsten sein. Sobald einmal ein sicherer Ausgangspunkt gewonnen ist, findet die christliche Familie ihre

Stätte und ihren Beruf. „Die englischen Offiziere in Innerasien“, sagt Wingate, „sind um ihrer Tüchtigkeit und Brauchbarkeit willen für den Dienst ausgewählt. Sie sind unverheiratet oder bereit, ihre Familie zu verlassen; sie sind auch sprachkundig, gesund und kräftig, furchtlos, taktvoll usw. Hätten wir hundert ebenso tüchtige, sorgfältig ausgewählte Missionare — wir könnten sie unschwer alle auf Posten in Innerasien stellen, die vom geistlichen Gesichtspunkt aus von ungeheurer Wichtigkeit sind.“

Mit der Gründung neuer Gesellschaften muß man vorsichtig zu Werke gehen. Mangel an Erfahrung draußen und für die Verwaltung daheim sind oft die Ursache von Mißerfolg. Tatsächlich fehlt es nicht an Missionsgesellschaften, und es ist viel wichtiger, daß sie einander freundschaftlich in die Hände arbeiten lernen, als daß neue mit ihnen in Wettbewerb treten. Das unbesezte Gebiet fordert darum nicht sowohl Neugründungen, als die Übernahme der neuen Arbeit durch die vorhandenen Gesellschaften. Das sollten alle die bedenken, die sich von Gott berufen fühlen, ein neues Land zu bearbeiten; sie sollten sich womöglich den Gesellschaften anschließen, die schon in der Nähe jenes Gebiets arbeiten. Denn diese sollten, auf Grund ihrer langen Erfahrung, ihrer ausgezeichneten Organisation, ihrer sparsamen Verwaltung und ihrer Kenntnis der Art des Vorgehens überall, wo die Besetzung von Neuland geplant wird, eine führende Stelle einnehmen. Der Kleinkrieg kann an den Grenzen oder im Innern Gelegenheit zur Entfaltung glänzenden Heldemuts geben, aber den vollkommenen Sieg verbürgt nur ein richtig geplanter und gut ausgeführter Feldzug.

Hat man einmal beschlossen, ein neues Feld in Arbeit zu nehmen, so muß man mit größter Sorgfalt die Plätze für die Gründung neuer Stationen auswählen,

denn es ist von ungeheurer Wichtigkeit, in der Wahl des Ortes das Richtige zu treffen. Die Stationen sollen, wie im Krieg, gute Ausgangspunkte für Unternehmungen bilden, sollen möglichst gesund sein und so liegen, daß eine ununterbrochene Zufuhr von Vorräten möglich ist. Ein Blatt aus der Geschichte der arabischen Mission der reformierten Kirche Amerikas kann das Gesagte noch klarer machen.

„In jenen ersten Jahren“, schreibt Dr. James Cantine, „hofften wir kaum, in diesem „Land, das seine Bewohner verschlingt“, lange wohnen zu können. Immer wieder fielen Arbeiter aus unsren Reihen der Hitze und dem Fieber zum Opfer, und nach zehn Jahren waren nicht viel mehr als die Hälfte der Ausgesandten noch da.

„Nun kamen aber immer mehr Männer, die sich durch die Gefahr nicht abschrecken ließen, sodaß wir bald die Not des Alleinseins und der Überarbeitung, die so oft bei kleineren Gesellschaften die Arbeit hemmt, überwunden hatten. Die Jahre brachten auch Erfahrung, und reichere Einnahmen ermöglichten es uns, besser für unsre Gesundheit zu sorgen. Jetzt können unsre Missionare auf eine Dienstzeit von mehr als zwei Jahrzehnten rechnen.

„Wir können jene ersten zwanzig Jahre in drei Abschnitte teilen: Das Aussuchen der Orte, die Gründung der Stationen und die Entwicklung des Werks. Wir mußten also zuerst Zeit und Mühe darauf verwenden, das Arbeitsfeld auszuwählen. Die Entscheidung darüber ist von der größten Wichtigkeit. Manch ein Siedlungsunternehmen, und das ist die Mission doch gewiß, mußte fehlschlagen, weil der Platz schlecht gewählt war. Wir verbrachten unser erstes Jahr mit Sprachstudien und Erkundigungen bei den presbyterianischen Missionaren in Syrien. Was wir bei ihnen gelernt haben, nicht nur im Arabischen, sondern von ihrer erprobten

Art, in einem mohammedanischen Land Mission zu treiben, war unschätzbar und hat uns wahrscheinlich vor manchem folgenschweren Fehler bewahrt.

„Innerhalb zwei Jahren hatten wir fast die Kunde um die ganze Arabische Halbinsel gemacht. Wir hatten Aleppo in der Nordwestecke, den Hauran südlich von Damaskus und Moab im Osten des Toten Meers ins Auge gefaßt.

„Wir hielten uns in Aden ein paar Monate auf, besuchten die Häfen des Roten und des Arabischen Meers und die Inlandsstädte des Jemens und schifften am östlichen Ufer von Maskat nach Bagdad. Im ganzen waren wir ungefähr 8000 km gereist. Als erste Station erwählten wir Basra. Seine weitherzige, reiche und unternehmungslustige Bevölkerung, seine günstige Lage am Zusammentreffen verschiedener Handelsstraßen und die Nähe der älteren Missionsgebiete Bagdad, Mosul und Mardin bestimmten uns zu dieser Wahl.

„Im zweiten Jahr begannen wir die Arbeit auf den Bahreininseln im Persischen Golf und im dritten in Maskat im Südosten der Halbinsel. Wir hatten in der kurzen Zeit unser Feld sozusagen abgesteckt, obgleich wir nur drei bis vier Arbeiter waren. Es war wohl etwas gewagt, die Missionare so vereinzelt auf Stationen zu lassen, wo man von einer zur andern eine mindestens dreitägige Seereise zu machen hatte, und zwar mit Schiffen, die nur alle vierzehn Tage gingen. Hätten wir aber unsre Kräfte zu schnell verstärkt, so hätte das den Argwohn und die Feindschaft des Volks erregt und auch die einheimische Obrigkeit beunruhigt. Ein einzelner Mann kann hingegen oft ruhig für sich leben und sich eine Art von Wohnrecht erwerben, ehe es den feindlichen Kräften einfällt, sich gegen ihn zu verbünden.“

Die Folge hat gezeigt, daß der Angriffsplan klug entworfen war, und es ist kein Grund vorhanden, warum

die Mission nicht in ähnlicher Weise Stützpunkte an der Westküste Arabiens und im Süden zwischen Aden und Maskat besetzen und von da ins Innere vordringen sollte.

In Beziehung auf Tibet können wir auch von den Erfahrungen der Vergangenheit lernen. Schon in der früheren Missionsgeschichte (ganz abgesehen von der Reise, die Odoric, der Apostel der Tartarei, im Jahre 1330 nach Tibet machte) erfährt man von Versuchen, in Tibet einzudringen. Im Jahr 1845 gelangten die Väter Gabet und Suc nach Thassa, wurden aber dort verhaftet und nach Kanton gebracht. Seither wurden von evangelischen und katholischen Missionaren viele Versuche gemacht, über Indien und China nach Tibet zu gelangen. Die Mission der Brüdergemeinde belagert seit vierzig Jahren mit glänzendem Heldenmut die Festen des Buddhismus. Eine ganze Postenkette ist um Tibet gezogen, und obwohl sie schwach ist und manche Lücken hat, so zieht sie sich doch schon westlich von Kaschmir an der Nordgrenze Indiens und Birmas hin und reicht hinauf bis ans nördliche China. Die Entfernung von der Station der Brüdergemeinde in Leh in Ladak, bei den Buddhisten Kleintibets, bis zu der chinesischen Grenze, wo die China-Inlandmission auf diesem vorgeschobenen Posten die Osttibeter zu erreichen sucht, beträgt aber mehr als 3200 km.

Es ist sehr viel Mut und Tapferkeit bei dem Versuch, in dieses verschlossene Land einzuziehen, aufgewendet worden. Die Brüdergemeinde hat in Kleintibet drei Stationen. Die Missionare haben die tibetische Sprachlehre bearbeitet, ein tibetisches Wörterbuch herausgegeben und die ganze Bibel ins Tibetische übersetzt.

Die China-Inlandmission, die Christliche Allianzmission, die Scandinavische Allianzmission, die Londoner, die Schottisch- und die Englisch-kirchliche Mission und die Assamer Grenzmission haben alle mehr oder weniger umfangreiche Vorbereitungen getroffen, um in dies Gebiet

einzubringen. Tibeter, die des Handels wegen über die Grenze gehen, haben Berührung mit den verschiedenen Missionen.

Man braucht also keine neuen Missionsgesellschaften für Tibet, aber die alten haben eine Verstärkung dringend nötig. Der natürliche Weg nach Tibet scheint gegenwärtig durch China zu führen. Wenn die Mission recht eifrig an der Arbeit wäre, so würde dies jedenfalls über die Grenzen von Tibet hinüberwirken, besonders seit der letzten Besetzung Chinas durch chinesische Truppen.

Die Frage, wie Afghanistan und Innerasien zu besetzen sind, kann man nach der augenblicklichen Lage der Dinge in folgender Weise beantworten:

Die im Jahr 1902 gegründete Innerasiatische Mission hat eine Station in Hotimardan im indischen Grenzland, in der Nähe von Peshawar. Der Zweck dieser Mission ist, nach Afghanistan zu kommen. Nicht weit entfernt von diesem Außenposten sollen 2000 Dörfer noch ganz ohne Mission sein. Die Englisch-kirchliche Mission in Nordwestindien hat auf ihren gutbesetzten Stationen Peshawar, Bannu und Dera Ismaelchan nicht nur mit Afghanistan enge Berührung, sondern sie wirkt auch durch Reisepredigt, ärztliche Mission und Bibelverbreitung in den halb unabhängigen Staaten und Grenzstämmen zwischen der afghanischen und indischen Grenze: Waziristan, Tirah, Suat und Tschitral. An der ganzen Nordwestgrenze Indiens erstreckt sich darum die Vorpostenlinie der Englisch-kirchlichen Mission von Quetta in Belutschistan bis Srinagar in Kaschmir. Einige dieser Missionsvorposten sind so eingerichtet und ausgestattet, daß sie wirklich Ausgangspunkte für Unternehmungen bilden und sowohl Menschen als Ausrüstungen für ein Vordringen in Innerasien liefern können. Mehr als 1600 km ist es von hier in nördlicher, gegen 5000 km in ostwestlicher Richtung in dem unbesetzten Herzen Asiens bis nach Ba-

tang, der ersten Grenzstation in China. Die geschichtlich berühmten Städte Samarkand, Taschkent, Chotan und Andidchan in Russisch-Turkistan, Turfan, Aksu, Hami und Chotan in Chinesisch-Turkistan und die Sammelpunkte der Bevölkerung in Afghanistan sind alle ohne Mission. Diese Orte sollte man sorgfältig erforschen, für sie beten und sie der Reihe nach besetzen.

Wenn wir an die verzweifelte Lage der Bevölkerung denken, die ganz ohne ärztliche Hilfe und darum in Krankheitsfällen den abergläubischen und grausamen Mitteln jedes Quacksalters ausgeliefert ist, so sieht man ein, daß in den großen Städten die Gründung von Missionskrankenhäusern mit neuzeitlichen Einrichtungen unbedingt notwendig ist. Die ärztliche Mission besitzt den Schlüssel zu den Türen, die sich dem eigentlichen Missionar noch nicht öffnen.

In den großen Städten Russisch- und Chinesisch-Turkistans könnte man auch mit der Schularbeit beginnen, teils um eingeborene Gehilfen heranzubilden, teils um den Mohammedanern der höheren Stände christliche Bildung zu vermitteln und ihnen so überhaupt nahe zu kommen.

Was die schriftstellerische Arbeit anlangt, so gibt die deutsche Orientmission ein Blatt in türkischer Sprache — „Güneş“, d. h. Sonnenaufgang — heraus. Aber es bleibt noch viel zu tun. Es sollte ein christliches Schrifttum in den verschiedenen Volkssprachen geschaffen werden.

Das Vorrücken in Innerasien würde in der nächsten Zukunft am besten in folgender Weise geschehen: Erstens sollte man die in Tarkand von der Schwedischen Mission mit soviel Mut und Erfolg begonnene Arbeit durch Vermehrung der Kräfte möglichst fördern, und schwedische, dänische oder amerikanische Gesellschaften sollten in den bedeutenden Städten an der russischen Eisenbahn in Turkistan die Arbeit beginnen. Am besten täten das solche

Gesellschaften, die in Rußland keinen politischen Argwohn erregen können.

Die unbefetzten Gebiete Afrikas sind so zahlreich, so verschiedenartig, so ausgedehnt und in manchen Fällen so zwischen schon besetzte Gebiete eingefeilt, daß man nur nach sorgfältiger Nachforschung in jedem einzelnen Fall den richtigen Plan für das Vorrücken und die Besetzung feststellen kann. Dem ungeheuren Sudan z. B. kann man von drei Seiten, von Süden, Westen und Osten beikommen. Die Englisch-kirchliche Mission hat die ersten Versuche im Sudan gemacht, denn schon 1841 und 1857 ging Bischof Samuel Crowther (er war selbst ein Neger) mit Forschungs- und Handelsunternehmungen den Niger hinauf. Aber erst am Ende des 19. Jahrhunderts wurde ein Versuch gemacht, das Innere des Sudans zu besetzen. Graham Wilmot Brooke versuchte, angeregt durch General Gordons Heldenmut, mehrere Jahre lang immer wieder und immer vergeblich, vom Kongo und vom Norden aus ins Innere vorzudringen. Überzeugt, daß der Niger die große Eingangspforte sei, kehrte er nach England zurück und legte seine Pläne der Kirchlichen Missionsgesellschaft vor. Drei Männer und zwei Frauen reisten zusammen nach Afrika und kamen am 4. April 1890 nach Lokodscha an der Elfenbeinküste, an der Grenze des Sudans. Sie studierten die Sprache und durchreisten die Gegend. Anfangs schien die Sache hoffnungsvoll, und es kamen auch noch drei weitere Missionare; aber die beiden Führer des Unternehmens starben und die andern verließen den Ort, ehe etwas erreicht war.

Etwas später gründete Hermann Harris eine neue Gesellschaft. Zwei Missionare versuchten zuerst, durch die Sahara in den Sudan zu gelangen. Als dies mißlang, wollten sie den Niger hinauffahren. Aber die Beamten der Königl. Nigergesellschaft verboten es und

hielten sie in dem fieberschwangeren Nigerdelta fest. Hier erlag ein Missionar dem Fieber; der andre kehrte in die Heimat zurück.

Als Nigeria unter englische Herrschaft kam, wurden neue Versuche gemacht, und im Jahre 1900 gründete die Englisch-kirchliche Mission unter der Führung von Bischof Lugwell in dem Städtchen Ghirku die erste Station.

Gleich darauf gründete die Kanadische Mission für den Inneren Sudan ihre erste Niederlassung in Patagi, 800 km nigeraufwärts.

In dem ägyptischen Sudan hätten die Amerikanischen Presbyterianer zusammen mit der Englisch-kirchlichen Mission gerne gleich nach der Besiegung des Kalifa durch Lord Kitthener das Gebiet besetzt, aber sowohl Lord Cromer als Lord Kitthener wollten keine Mission unter den Mohammedanern; doch konnten die beiden Gesellschaften im Jahr 1900 in Chartum und Omdurman einziehen.

Im Jahr 1902 wurde die Regierung etwas nachgiebiger, und nun gingen die Presbyterianer nilaufwärts und gründeten eine Station in Dolait Hill am Sobat, wo sie seither unter heidnischen Stämmen arbeiten.

Neuerdings hat die Kirchliche Mission ihr Werk ausgedehnt und eine Mission unter den Dinka angefangen, während die Deutsche Sudan-Pioniermission sich in Assuan niedergelassen hat.

Den neuesten Versuch hat im westlichen Sudan die (englische) Vereinigte Sudanmission unternommen. Sie steht nicht im Dienst einer bestimmten Kirche. Die ersten Missionare kamen 1904 an den Niger. Das Land war nun schon seit einigen Jahren britisch, und sie konnten sogleich im Benuebezirk in Nordnigeria die Arbeit anfangen.

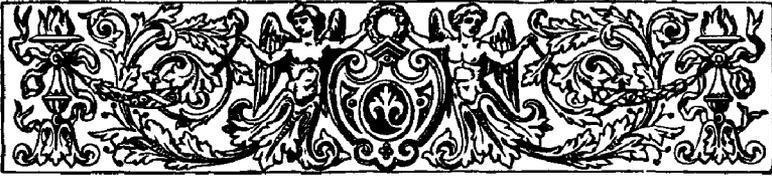
Alle künftigen Unternehmungen im Sudan sollten die Pläne und das Arbeitsgebiet der genannten Gesell-

schaften berücksichtigen. Es ist aber zweifellos noch Raum für neue Unternehmungen da.

Für Britisch-Somaliland ist wohl Aden der beste Ausgangspunkt. Zwischen den Städten Berbera und Zeila ist ein beständiger Verkehr mittelst einheimischer Boote, und in Aden selbst ist eine beträchtliche Somali-Bevölkerung. Die beiden Mittelpunkte für Französisch-Somaliland sind Dhoak und Dschibuti; dieses ist die Endstation der Eisenbahn. In Italienisch-Somaliland wird die Sache schwieriger sein. Es ist dünn bevölkert, und die Bewohner sind Nomaden. Wir beschränken uns auf die Erwähnung dieser Gebiete, da wir doch nicht alle besprechen können.

Die Aufgabe des bahnbrechenden Missionars wird in keinem dieser Länder leicht sein, er wird in manchem einen teuren Preis zahlen müssen. Er muß sich die Aufgabe klar machen und die Kosten überlegen, dann aber die Hand an den Pflug legen und nicht zurücksehen. Es ist ihm das herrliche Erbe derer vorbehalten, die es versuchten, aber keinen Erfolg hatten, die kämpften und auf dem Feld der Ehre fielen.

---



## Schluß.

Den Reisenden, der hinausgezogen ist, um auf noch unbetretenen Pfaden fremde Länder zu erforschen, zieht es nach seiner Heimkehr immer wieder hinaus. Die Fremde, die Gefahr, das anscheinend Unerreichbare lockt ihn. So sagte Ernest Shackleton nach seiner Rückkehr aus dem Südlichen Eismeer: „Wenn die Menschen einmal jenseits der bekannten Himmelsstriche gewesen sind, dann regt sich in ihren Herzen etwas Unbeschreibliches, ein Ruf wieder hinaus, ein Ruf, der viel stärker ist, als die Lockungen der Heimat, der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens. Ich habe mit meinen Reisegefährten gesprochen, seit sie zurück sind. Ihnen allen ist's daheim entleidet, und sie möchten wieder zurück ins Eis des Südens.“ Auch Sven Hedin war's nicht recht wohl, als er nach seiner Reise durch Asien in Peking ankam. Er hatte für die Rückkehr nach Schweden die Wahl zwischen zwei guten, bequemen Wegen, aber er wählte die Beschwerden einer Überlandreise auf einem ganz neuen Weg.

Und wenn Susie Rijnhart uns von ihrem und ihres Mannes vierjährigem Aufenthalt in China und ihren Reisen unter Tibetern erzählt — von schrecklichen Beschwerden, von Einsamkeit, Hunger und Durst, von Gefahren durch Räuber und andre böse Menschen, von

jenem dunklen Tag, als sie ihr ein Jahr altes Söhnlein in dem großen, verbotenen Land begruben (der Sarg war eine leere Arzneikiste, und sie rollten einen Stein auf das Grab, um es vor wilden Tieren zu schützen); wenn sie erzählt, wie ihr Mann ermordet wurde und sie selbst verirrt und allein, schutzlos gegenüber den gottlosen Führern, endlich zu ihren Freunden auf der Missionsstation kam — scheint sie da entmutigt? O nein; sie schließt ihr Buch mit den Worten:

„War die Sache der vielen Leiden wert, und hat der Erfolg sie gerechtfertigt? Man tadelt die Mission, wenn ein Leben für das Evangelium geopfert wird, und rühmt den Soldaten, der auf dem Schlachtfeld sein Blut für das Vaterland vergießt. Darauf antworten wir: „Nuch Christus hat seine Krieger, die bereit sind, wenn es sein muß, für seine Sache zu sterben; denn sie glauben, daß seine Sache die größte ist, und sie legen gerne den Ausgang in seine Hände. Wohlmeinende Freunde haben auch gefragt, warum wir nicht warteten, bis Tibet durch die Mächte zugänglich gemacht würde, damit wir unter dem Schutz der Regierung hätten reisen können. Jesus heißt aber seine Jünger nicht warten, sondern gehen. Wir sollen uns nicht die Verhältnisse wählen, sondern uns mit ihnen abfinden. Die Apostel haben auch nicht gewartet, bis das römische Reich offen war. Verfolgungen kamen von allen Seiten, aber nur der Tod konnte ihnen den Mund schließen. So war's immer in der Geschichte des Christentums. Hätten die Missionare gewartet, bis die Länder sie gerne aufnahmen, sodas sie ohne Gefahren und Opfer hingehen konnten, so wären wir auch noch Barbaren; die Bewohner der Südseeinseln wären noch Menschenfresser, und die vielen Tausende von Heidenchristen säßen noch in Finsternis und im Schatten des Todes. Das Werk ist groß, so groß, daß daneben jedes dafür gebrachte Opfer klein erscheint.“

Tertullian hat mit Beziehung auf gewisse Lehren gesagt: „Credo quia impossibile est“ „ich glaube es, weil es unmöglich ist.“ Könnten wir nicht auch, angesichts von Schwierigkeiten, die unüberwindlich, von Schranken, die unübersteigbar scheinen, sagen: „Ich glaube, weil es unmöglich ist“? Solcher Glaube versezt Berge, durchbricht die Schranken und reißt der Niederlage den Sieg aus dem Rachen. „Es ist keine Tür offen für das Evangelium“, schreibt ein Missionar aus seiner Einsamkeit in Kaschggar, im Herzen Asiens. „Es ist keine Tür offen, sondern soviel ich weiß, ist hier der Tod und kaum irgendwelches geistliche Leben; aber gerade darum braucht dieses Missionsfeld Männer voll Geist und Kraft, die dem Evangelium die Tore öffnen und den Toten das Leben bringen.“

Je größer die Schwierigkeiten, um so herrlicher ist es, sie zu überwinden. Ist Afghanistan dem christlichen Missionar verschlossen, oder wartet es nur auf jemand, der den Preis bezahlt und die Schranken einreißt?

Höret die Geschichte des bekehrten Afghanen Abdul Karim. Er hatte wirkliche Hingebung an Christus und den heißen Wunsch, in Afghanistan das Evangelium zu predigen. Als er im Sommer 1907 bei Tschaman über die Grenze ging, wurde er von afghanischen Soldaten ergriffen und vor den Statthalter von Kandahar geschleppt. Man bot ihm Belohnungen und Ehren, wenn er widerrufen würde; als er sich weigerte, legte man ihn in Ketten und warf ihn ins Gefängnis. Dann schleppte man ihn gefesselt und mit einem Gebiß und Zaum im Mund nach Kabul, und jeder Mohammedaner, der ihm begegnete, schlug ihn ins Gesicht und beschimpfte ihn. Als er endlich frei wurde, suchte er nach Indien zu entkommen, wurde aber in einem Dorf festgenommen und in die Moschee gebracht, wo er das mohammedanische Glaubensbekenntnis hersagen sollte. Er weigerte

sich. Da holte man ein Schwert, hieb ihm den rechten Arm ab und forderte ihn wieder auf, das Bekenntnis zu sagen. Er aber blieb standhaft. Nun hieb man ihm auch den linken Arm ab, und als Abdul Karim bei seiner Weigerung blieb, schnitt man ihm den Hals durch. So blieb er bis zum Ende ein treuer Zeuge für seinen Heiland und starb, weil er ihn nicht verleugnen wollte. Es gibt in Afghanistan viele heimliche Jünger Jesu, aber es ist gar kein Zweifel, daß ein offenes Bekenntnis zu ihm gegenwärtig einen grausamen Tod nach sich ziehen würde. „Ich glaube auch,“ schließt Dr. Pennell die Geschichte Abdul Karims, „daß die Kirche in Afghanistan nicht gegründet wird, ehe es viele solche Märtyrer gegeben hat, die ihren Glauben mit ihrem Blut besiegelt haben.“

Verlangt man aber das nur von den Afghanen? Gibt es nicht auch Missionare, die, wenn es sein muß, bereit sind, die Märtyrerkrone zu erwerben, wie einst John Williams und Bischof Patteson in der Südsee?

Wer dem Ruf auf die unbefetzten Gebiete folgen will, muß großen Glauben haben und große Opfer bringen können. Unsrer Bereitwilligkeit, uns für eine Sache aufzuopfern, entspricht der Größe unsres Glaubens an die Sache. Der Glaube macht das fast Unmögliche wirklich. Wenn ein Mensch einmal überzeugt ist, daß etwas geschehen muß, dann läßt er sich durch nichts abwendig machen, bis er es vollbracht hat. Wir haben unsern Marschbefehl, und weil unser Feldherr nicht abwesend, sondern gegenwärtig ist, k a n n das Unmögliche nicht nur, sondern es m u ß ausgeführt werden. In einer Predigt über die Worte: „Siehe ich bin bei euch alle Tage“, sagte Spurgeon: „Hier habt ihr eine Kraft, die ganz und gar unendlich ist; da ist's doch einerlei, wie andre Kräfte sind. Ich will tun, soviel ich kann, sagt jemand. Das kann jeder Schwachkopf. Wer an Christus

glaubt, tut was er nicht kann; er versucht das Unmögliche und vollbringt es.“

Häufiges Zurückweichen und scheinbarer Mißerfolg entmutigt einen Bahnbrecher nicht. Märtyrertum ist nur ein neuer Antrieb. Widerstand stachelt zu größerer Tätigkeit an. Wenn eine Festung erstürmt werden soll, so müssen viele Krieger das Leben lassen. Wenn wir wirklich glauben, daß die Mission notwendig ist, und daß es um des Königs Ehre geht, darf es uns dann so sehr anfechten, wenn beim Einstoßen verschlossener Türen und beim Besetzen neuer Gebiete so manches Leben verloren geht und viel Geld verbraucht wird? Bleiben wir nur immer in Angriffsstellung, entschlossen, um jeden Preis zu siegen! Raymond Lull, der erste Mohammedanermisionar, sagt: „Wie ein Hungriger sich eilt und große Bissen nimmt, wegen seines großen Hungers, so hat dein Diener ein großes Verlangen, dich mit seinem Tode zu preisen. Er eilt Tag und Nacht, sein Werk zu vollenden, damit er sein Blut und seine Tränen für dich vergießen möge.“

Die unbefetzten Gebiete warten auf die, die um Jesu willen einsam leben wollen. Dem Bahnbrecher gelten besonders die Worte, die Jesus zu seinen Aposteln sprach, als er ihnen seine Hände und Füße zeigte: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Er kam in die Welt, und sie war ein ungeheures, unbefetztes Missionsgebiet. „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Er kam, und sein Empfang war Spott, sein Leben Leiden, sein Thron das Kreuz. Wir müssen seinen Fußstapfen nachfolgen. Wenn der bahnbrechende Missionar die Hindernisse und Schwierigkeiten überwindet, von denen wir gesprochen haben, so hat er das Glück, nicht nur Christus zu erkennen und die Kraft seiner Auferstehung zu erfahren, sondern auch etwas von der Gemeinschaft seiner Leiden

zu erleben. Er kann berufen sein, für das Volk, unter dem er arbeitet, sei's nun in Asien oder Afrika oder sonstwo, mit Paulus zu sprechen: „Nun freue ich mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeine.“ Wer würde von Natur gern das warme, trauliche Heim und den Familienkreis verlassen, um einem verlorenen Schaf nachzugehen, dessen Schrei er nur schwach durch das Heulen des Sturmes hört? Aber so herrlich ist der Beruf, daß weder Familienbände noch Familienbedürfnisse die zurückhalten können, die die Erscheinung des Erzhirten gesehen und seinen Geist in sich aufgenommen haben. Weil die verlorenen Schafe ihm gehören, weil er uns zu Hirten, nicht zu Mietlingen gemacht hat, müssen wir sie ihm zuführen.

„Ich kenne nichts Schöneres und Ergreifenderes,“ sagt Dr. Forsyth, „als die Art, wie die Missionare die Liebe zur alten Heimat verlernen, ihrem Heimatland sterben und sich im Herzen mit dem Volk vermählen, dem sie gedient und das sie gewonnen haben. Es leidet sie nicht mehr in der alten Heimat; sie gehen wieder hinaus, damit ihr Leib dort seine letzte Ruhe finden möge, wo sie für Christus gearbeitet haben. Es ist ein umgekehrtes Heimweh, eine leidenschaftliche Liebe für ein Reich, das keine Grenzen und keine bevorzugten Rassen kennt.“ James Gilmour in der Mongolei, Livingstone in Innerafrika, Susie Rijnhart und Annie Taylor in Tibet, Chalmers in Neuguinea und so viele andre hatten dieses umgekehrte Heimweh, diese Sehnsucht, das Land zu ihrer Heimat zu machen, das das Evangelium am nötigsten brauchte. In dieser einen Leidenschaft gingen alle andern unter; vor diesem Bild verbleichten alle andern; dieser Ruf übertönte jede andre Stimme. Sie waren die Bahnbrecher des Reichs, die Vorläufer Gottes. Sie konnten's

kaum erwarten, bis sie die Grenzen überschreiten, neue Länder entdecken, ein neues Reich erobern durften.

Diese Vorläufer wollten nicht sengen und brennen; sie gingen mit dem Schwert des Geistes und dem Feuer der Wahrheit und erleuchteten den Weg für ihre Nachfolger. Ihre Narben waren das Siegel ihres Apostelamts, und sie rühmten sich auch der Trübsal. Wie der Bahnbrecher unter den Aposteln trugen sie immer „das Sterben des Herrn Jesu an ihrem Leibe“, und erwiesen sich als die Diener Gottes „in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Arbeit, in Wachen, in Fasten“.

Thomas Balpy French, Bischof von Lahore, „der bedeutendste Missionar der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft“, hatte den rechten Geist des Vorkämpfers und kannte die Herrlichkeit des Unmöglichen. Nach vierzig Jahren gesegneter Arbeit in Indien legte er sein Bischofsamt nieder, denn er wollte den Versuch machen, mit dem Evangelium ins Innere von Arabien einzudringen. Er war in geistiger und geistlicher Hinsicht ein Riese. „Mit ihm leben, hieß, eine geistlich stärkende Luft einatmen. Man lernte fortwährend, wenn man bei ihm war. Er glaubte, ein Mann müsse unbedingt alles — Heimat und Frau und Gesundheit — drangeben, wenn er einen deutlichen Ruf von Gott habe. Aber er verlangte von andern nur, was er selbst getan hatte und fortwährend tat. Ms Mackay — der Bahnbrecher in Uganda — für eine Mission bei den Arabern von Oman warb, da war jener sechsundsechzigjährige Veteran mit dem Löwenherzen der einzige, der auf den Ruf antwortete. Kurz vor seinem Tod schrieb er von Maskat aus: „Wenn ich für die Reise keinen treuen Diener und Führer bekomme, der die Araber zu behandeln versteht und mir die nötigsten Lebensmittel (ich brauche nur wenig) verschaffen kann, so könnte ich's mit Bahrein oder Hodeida oder Sana versuchen, und wenn das auch nicht geht, wieder ein Hoch-

land in Nordafrika besuchen; aber ohne ein eigenes Haus wäre mir das Klima, wenigstens während der heißen Zeit, unerträglich, und die Arbeit würde stoken. Aber will's Gott gebe ich meine Pläne fürs Innere nicht auf, auch nicht vorübergehend, außer es wäre jeder Zugang verschlossen, sodaß es einfach Wahnsinn wäre, sie auszuführen.“

Er hat seinen Plan nicht aufgegeben bis zu seinem Tod, und die Kirche führt das Werk fort, für das er und andre in Oman ihr Leben gelassen haben.

Arabien und der Sudan harren auf Männer mit einem Geist, wie Bischof French ihn hatte. Der Versuch, von schwach besetzten Punkten aus in neue Länder einzudringen, ist nicht sinnlos oder schwärmerisch, sondern echt apostolisch. Paulus sagt: „Ich habe mich sonderlich geübt, das Evangelium zu predigen, wo Christi Name nicht bekannt war, auf daß ich nicht auf einen fremden Grund bauete, sondern wie geschrieben steht: Welchen ist nicht von ihm verkündigt, die sollen's sehen, und welche nicht gehört haben, sollen's verstehen.“ So schrieb er, als er Korinth verließ, und er sagt, das sei der Grund, warum er Rom noch nicht besucht habe, er hoffe aber, auf dem Weg nach Spanien nach Rom zu kommen. Wenn Paulus im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung Christus von Jerusalem bis Myrien gepredigt und die äußersten Grenzen des römischen Reichs in seinen Missionsplan aufgenommen hat, sollten wir, am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nicht auch nach solch hohen Dingen streben und uns bemühen, in jedes unbesezte Gebiet einzuziehen, damit die, denen nicht von ihm verkündigt ist, es sehen, und die, die nicht gehört haben, es verstehen.

„Wir haben kein Beispiel, daß die Apostel bloß gezwungen, auf Befehl, hinausgezogen wären. Jeder eilte dahin, wohin er gesandt war, wie der Bräutigam zu der

Bräut. Es war für sie selbstverständlich und natürlich; sie konnten einfach nicht anders. Der allgemeine Blick auf ein Ziel beherrschte sie, aber jeder hatte auch noch seinen besondern Ausblick, der ihn dahin zog, wo man ihn brauchte. Kluge Berechnung gab es in den ersten Zeiten des Christentums nicht. Die meisten Apostel starben außerhalb Palästinas, obgleich bloß menschliches Nachdenken ihnen wohl verboten hätte, Palästina zu verlassen, ehe es christlich geworden war. Der berechnende Sinn ist der Tod des Glaubens, und wenn die Apostel ihre Beweggründe und Handlungen unter die Herrschaft dieses Sinns gestellt hätten, so hätte es bei ihnen geheißen: „Jerusalem braucht uns notwendig; wir haben offenkundige Pflichten gegen die Menschen unsres Blutes und müssen nach dem Sprichwort leben, daß jeder zuerst vor seiner eigenen Türe kehren soll. Wenn wir das Volk Jerusalems, Judäas, des heiligen Landes gewonnen haben, dann ist's Zeit hinauszuziehen. Zunächst haben wir hier so schwierige politische, sittliche und religiöse Aufgaben zu lösen, daß es töricht wäre, wenn wir uns eine neue Last auflegen wollten.“

Die alte Kirche ließ sich gerade durch die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe treiben, sie anzugreifen. Sie war so herrlich, weil die Erfüllung unmöglich schien; so groß, weil sie die ganze Welt umspannte. Und das gilt auch heute noch. „Ich bin so glücklich,“ schrieb Joseph Nisima,\*) „wenn ich über das wunderbare Wachstum des Christentums in der Welt nachsinne, und ich glaube, Hindernisse in seinem Weg werden sein Borrücken nur beschleunigen, wie ein Wasser schneller strömt, wenn es in seinem Lauf Hindernisse zu überwinden hat.“

Wer jungfräulichen Boden bebaut, muß auf Hoff-

---

\*) Joseph Nisima (1843—1890) war der erste eingeborene christliche Missionar und Prediger in Japan. Er hat auch die erste christliche Hochschule Japans, die Doshisha, gegründet.

nung säen. Auf die Saatzeit folgt immer die Ernte. „Als wir zuerst auf unser neues Arbeitsfeld kamen,“ schreibt Missionar Högberg aus Innerasien, „war es unmöglich, auch nur ein paar Menschen zusammenzubringen, die die frohe Botschaft hören wollten. Wir konnten auch keine Schulkinder bekommen. Wir konnten keine Evangelien und Traktate verteilen. Als wir eine neue Station errichteten, bauten wir auch gleich einen kleinen Betsaal, und wir fragten uns, ob wohl einmal Mohammedaner den kleinen Saal füllen würden, um das Evangelium zu hören. Und nun hat er sich mit Zuhörern gefüllt, und wir haben für einen größeren Saal sorgen müssen, der auch voll wird. Tag für Tag predigen wir, soweit unsere Kraft reicht, und die Mohammedaner weigern sich nicht mehr, auf die Wahrheit des Evangeliums zu hören. Neulich sagte mir ein Mohammedaner: ‚Ehe ihr hieher kamt, redete niemand von Jesus; niemand dachte auch nur an ihn. Jetzt ist sein Name in aller Mund!‘ Zuerst warfen die Leute die Evangelien weg oder verbrannten sie oder brachten sie uns wieder; jetzt kaufen sie die Bücher, küssen sie, halten sie an die Stirn und drücken sie ans Herz und erzeigen ihnen so die höchste Ehre, die ein Muselman einem Buch erweisen kann.“

Über der Äckersmann, der ein neues Feld bearbeitet, muß Geduld haben. Als Judson\*) mit Ketten beladen

\*) Der Amerikaner Adoniram Judson gründete, nachdem er 1812 durch die Regierung aus Kalkutta vertrieben worden war, 1813 in Rangun, der Hafenstadt von Birma, eine baptistische Mission. Seine Gefangenschaft und überhaupt eine schwere Leidenszeit fällt in die Jahre 1824—1826, während deren Birma mit England Krieg führte. Judson half dann mit beim Friedensschluß. Im Jahr 1834 vollendete er die Bibelübersetzung. Er starb 1850. Die Mission unter dem Volk der Karenen sowie unter den Birmanen hat sehr gute Erfolge gehabt. Schon am Anfang unseres Jahrhunderts gab es 135 000 eingeborene Christen; die Mehrzahl gehört der baptistischen Mission an, es arbeiten aber auch andere Missionen in Birma.

in einem Gefängnis in Birma lag, fragte ihn ein Mitgefangener höhnisch, wie es denn nun mit den Aussichten für die Befehrung der Heiden stehe. Judson antwortete ruhig: „Die Aussichten sind so glänzend wie die Verheißungen Gottes.“ Es gibt heute kaum ein Land, das ebenso schwer zugänglich ist und so viele Schwierigkeiten bietet, wie Birma, als Judson den Kampf aufnahm und siegte.

Ja, die Aussichten für die Mission in den unbefehrten Gebieten sind so glänzend wie die Verheißungen Gottes. Warum dann noch länger zuwarten? „Der Ruf Jesu Christi, der Welt das Evangelium zu bringen, gilt jedem seiner Jünger. Jeder soll sein Kreuz auf sich nehmen und in den Fußstapfen dessen nachfolgen, der, obwohl er reich war, um unfertwillen arm wurde, damit wir durch seine Armut reich würden; dem Jünger soll selbst sein Leben nicht teuer sein, sondern er soll es so hingeben, wie Jesus das seine für die Erlösung der Welt hingegen hat.“ (Speer.) Wer will nicht das für die missionslosen Länder tun?

Die Freiwilligen unter den Studenten von heute sollten sich den besonders schwierigen und vernachlässigten Gebieten zuwenden, ebensowohl wie denen, wo die Ernte reif ist und man nach immer mehr Schnittern ruft. Bedürftigkeit ist noch eine stärkere Mahnung als Gelegenheit. Die offene Tür winkt; die geschlossene Tür ist eine Aufforderung für die, die das Recht haben, einzutreten. Der Ruf der unbefehrten Gebiete der Welt sollte darum mit Recht für besonders gewichtig und dringend gelten. „In diesem zwanzigsten Jahrhundert des Christentums sollte es keine unbefehrten Gebiete mehr geben. Es ist die Pflicht der Kirche, den beklagenswerten Verhältnissen möglichst schnell abzuhelpfen.“

Die unbefehrten Gebiete sind darum ein Ruf an alle die, deren Leben nicht von dem Höchsten und Besten aus-

gefüllt ist, sondern an schwachen, niedrigen, wertlosen Dingen hängt. Es gibt Augen, die nie etwas Großes geschaut, Gemüter, die nie einen selbstlosen Gedanken gehegt, Herzen, die nie vor Zorn gebebt haben, wenn einem andern Unrecht geschah, und Hände, die nie ermüdet oder gestärkt worden sind durch den Versuch, andern ihre Lasten abzunehmen. Wenn solche Menschen von den Millionen hören, die noch keine Mission haben und darum auch nichts von Christus wissen, sollte es ihnen sein, als gälte auch ihnen jener Ruf: „Komm herüber und hilf uns!“ Es sollte ihnen sein, als sähen sie plötzlich, was Gott von ihnen will. Wie Bischof Brent sagt: „Wir wissen erst, welches Maß von sittlichem Vermögen wir besitzen, wenn wir versuchen, es in die Tat umzusetzen. Manchmal genügt irgend ein Abenteuer, um einem jungen Mann die Kraft seiner Männlichkeit zu zeigen.“ Gibt es eine heldenhaftere Probe der Männlichkeit, als das Werk des Bahnbrechers auf dem Missionsfeld? Hier bietet sich eine Gelegenheit für die, die daheim nie Raum für ihre schlummernden Fähigkeiten und überhaupt kein Arbeitsfeld für die Kräfte ihres Geistes und ihrer Seele finden. Wie viele christliche Studenten haben vielleicht später keinen, ihren Fähigkeiten ganz entsprechenden Beruf, während sie Gaben und Kraft haben, um in den unbefetzten Gebieten zu wirken. Wieviele junge Ärzte gibt es, die auf einer neuen Missionsstation Tausende von denen, die die Greuel des Heidentums und des Islams erleiden, sammeln und ihnen die Last abnehmen könnten! Statt dessen sitzen sie daheim und versuchen trotz starken Wettbewerbs, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, während sie draußen wirklich Leben schaffen könnten.

Bischof Phillips Brookes hat einmal gesagt: „Betet nicht um ein leichtes Leben, sondern betet, daß ihr stärkere Männer sein mögt. Betet nicht um einen Beruf, der

eurer Kraft, sondern um Kraft, die eurem Beruf entspricht. Dann werdet ihr zwar nichts Wunderbares leisten, aber ihr werdet selbst ein Wunder sein.“ Wie gut passen diese Worte für die Arbeit auf den unbefestigten Gebieten, mit ihren unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten und herrlichen Unmöglichkeiten. Gott kann uns Kraft für die Arbeit geben.

Wir haben vor uns jene Millionen, die noch in Finsternis und Verkommenheit leben; wir kennen ihre Verhältnisse durch das zuverlässige Zeugnis derer, die jene Länder besucht haben. Das große, unvollendete, das noch gar nicht begonnene Werk — es ruft nach denen, die bereit sind, es unter Leiden und Dulden zu vollbringen.

Als David Livingstone am 4. Dezember 1857 nach Cambridge kam, bat er dringend um Hilfe für den Weltteil, der damals noch fast ganz ein unbebautes Feld war. Die Worte, in denen er damals den Studenten gewissermaßen seinen letzten Willen kund tat, mögen am Schluß dieses Buches stehen:

„Ich selbst habe nie aufgehört, mich zu freuen, daß Gott mich in einen solchen Beruf gestellt hat. Die Leute reden von einem Opfer, das ich gebracht haben soll, dadurch, daß ich so viele Jahre meines Lebens in Afrika war. Kann man das ein Opfer nennen, womit man doch nur Gott einen kleinen Teil der Schuld bezahlt, die man nie ganz bezahlen kann? Ist das ein Opfer, was schon in sich selbst seinen Lohn trägt durch gesunde Tätigkeit, durch das Bewußtsein, Gutes zu tun, durch Frieden der Seele und eine herrliche Hoffnung auf eine selige Ewigkeit? Weg mit solchen Ansichten, solchen Gedanken! Es ist ganz und gar kein Opfer. Sagt lieber, es sei ein großes Glück. Sorge, Krankheit, Leiden, Gefahr, Entbehrung der gewöhnlichen Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens — das alles mag uns einen Augenblick unsicher und nutzlos machen; aber auch nur einen Augen-

---

blick. All das ist nichts im Vergleich mit der Herrlichkeit die hernach in uns und für uns offenbar werden soll. Ich habe nie ein Opfer gebracht.

„Ich bitte, lenkt eure Aufmerksamkeit auf Afrika. Ich weiß, daß ich in einigen Jahren in dem Land sterben werde, das jetzt offen steht. Sorget, daß es nicht wieder verschlossen werde! Ich kehre zurück nach Afrika und will dort versuchen, dem Handel und dem Christentum einen Weg zu bahnen. Vollendet ihr das Werk, das ich angefangen habe. Ich hinterlasse es euch.“

---

## **Bemerkung.**

---

Die zwischen Anführungszeichen stehenden Stellen des Buches sind, wenn kein Verfasser angegeben ist, meist aus dem Bericht der Edinburger Missions-Konferenz von 1910 genommen.

Um die Schreibung der Namen festzustellen ist Meyer's Konversationslexikon benützt worden.

---

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>Erstes Kapitel. Das Herz zweier Weltteile</b>	7—34
Einleitung: Das Missionsgebiet zur Zeit Jesu und der Apostel	7
Beginn der neuzeitlichen Missionsbewegung im 18. Jahrhundert: Missionare der Brüdergemeine. — William Carey und sein Buch über die Notwendigkeit der Mission	8
Die große Missionszeit des 20. Jahrhunderts: Einteilung der noch unbesetzten Gebiete. — Missionslose Länder Innerasiens und Innerafrikas. — Die von der Mission unerreichten Rassen Innerasiens. — Der Einfluß des Islams	10—14
Einzelne Länder Innerasiens: Das Dach der Welt. — Afghanistan; Beludschistan; Chinesisch-Turkistan; das innerasiatische Rußland; Sibirien; die Mongolei; Tibet; Nepal; Bhutan; Französisch-Indo-China; Arabien	16—30
Einzelne Länder in Afrika: Der Sudan; Nord-Nigeria; Französisch-Westafrika; Somaliland; Abessinien	30—34
<b>Zweites Kapitel. Unerreichte Gebiete und übersehene Millionen</b>	35—55
Kleinere missionslose Gebiete, in der Nähe oder umgeben von Ländern, die Missionare haben: a) In Asien und der Südsee: Die Malaiische Inselwelt. — Neuguinea; die Philippinen; Inseln und Inselgruppen in Mikronesien und Melanesien. — Die Insel Sokotra. — Missionslose Gegenden in Syrien und am Persischen Golf. — Die Malaiische Halbinsel	25—38
b) In Afrika: Madagastar — Die Länder westlich vom Niger und südlich vom Croßfluß. — Der portugiesische Besitz am Sambesi und Kongo. — Französisch-Guinea; der französische Kongo. — Nigeria	40—43

	Seite
Kleinere Landstriche in der Nähe von ungenügend besetzten oder auf einen Küsten- saum beschränkten Missionsgebieten . . . . .	43—45
Allgemeines. Einzelne Länder: Japan: die kleinen Städte und die ländlichen Gegenden un- genügend besetzt. — Indien. — Chinas Millionen	45—53
<b>Drittes Kapitel. Die missionslosen Gebiete in den deutschen Kolonien . . . . .</b>	<b>56—86</b>
Einleitung: Missionen in den betreffenden Ländern vor der Besitzergreifung durch Deutschland. Gründe für die noch ungenügende Besetzung durch deutsche Missionen. Wettbewerb durch die katholische Mission	56—57
Die einzelnen Schutzgebiete.	
a) In Westafrika: Nordtogo. — Südkamerun. Nordkamerun mit dem Grasland und dem Gebiet um den Tschadsee. Neukamerun . . . . .	57—70
b) In Ostafrika: Allgemeines: Verkehrs- verhältnisse, Klima, Bevölkerung usw. — Ein- dringen der Mohammedaner . . . . .	70—73
Die Küste, das nördliche und das südliche Küstenhinterland. — Die Randgebirge. — Der Norden. — An den Rändern des zentralafrika- nischen Grabens. — Uniamwesi. — Die Ufer- länder des Viktoriassees und das Zwischenseen- gebiet . . . . .	73—79
c) In der Südsee: Mikronesien: Die Mar- schallinseln. — Die Insel Nauru in der Gilbert- gruppe. — Die Ost- und Westkarolinen; die Palauinseln und die Marianen . . . . .	80—82
Melanesien: Kaiser-Wilhelmsland. — Der Bismarckarchipel . . . . .	82—86
d) Kiautschou: genügend besetzt . . . . .	86
Schluß: Überall, abgesehen von Kiautschou, große Gebiete noch unbesetzt. Gefährdung durch den Is- lam und die katholische Mission . . . . .	86
<b>Viertes Kapitel. Unüberwundene Hindernisse . . . . .</b>	<b>87—115</b>
Einleitung: Woran liegt die Schuld? . . . . .	87—89
Natürliche Hindernisse: Schwierigkeiten des Reisens; Gefahren des Klimas; ungenügende Kennt- nis der Länder, z. B. Arabiens, Tibets, Afgha- nistans. — Reisen in Innerasien; in Neuguinea — Fürchtbare Hitze in Arabien und in Beludschistan. — Im hohen Norden. — Auf einer Südseeinsel . . . . .	89—100

	Seite
Gegner der Mission: Die Politik; Eifersucht oder Angstlichkeit der christlichen Regierungen. — Feindselige Priester bei Heiden und Mohammedanern; Fanatismus in den Ländern des Islams. Mohammedanische Machthaber . . . . .	101—111
Verschlossene Länder: Afghanistan. — Die heiligen Städte der Mohammedaner. — Tibet . . . . .	112—114
Offene Türen.	
<b>Fünftes Kapitel. Die soziale Not der Heidenwelt</b>	115—134
Einleitung. Die Mission und die Lösung sozialer Aufgaben . . . . .	115—118
Übersicht über die sozialen Verhältnisse: Sklavenhandel. Schlechte Regierungen. Armut. Kurpfuscheri; Zauberei; Mangel an Fürsorge für Arme und Kranke. Aberglaube Mißhandlung der Kranken durch unwissende Ärzte. Grausamkeit unter heidnischen und mohammedanischen Völkern. Behandlung der Leichen bei den Tibetern . . . . .	119—129
Erniedrigung des Weibes und Kindes. Unsitlichkeit	129—134
Zuerst das Evangelium und dann die Zivilisation . . . . .	134—135
<b>Sechstes Kapitel. Ohne Gott, ohne Hoffnung</b>	136—160
Einleitung: Kein Volk ohne Religion . . . . .	136—138
Das Evangelium die einzige Hoffnung der nichtchristlichen Völker: Unfähigkeit des Heidentums und des Islams, sich zu etwas Höherem zu entwickeln. — Der Islam. — Der Lamaismus Tibets. — Animismus und Fetischismus . . . . .	138—149
Das Ungenügende des Islams und der heidnischen Religionen: Falsche Begriffe von Gott und dem künftigen Leben. Untüchtigkeit, Unwissenheit und Unsitlichkeit der religiösen Führer des Volks. — Buddhistenpriester in China. Die Lama in Tibet. Die geistigen Führer der Mohammedaner . . . . .	149—160
<b>Siebentes Kapitel. Die strategische Bedeutung der missionslosen Gebiete</b>	161—180
Einleitung: Soll man jetzt schon in die missionslosen Länder eindringen? Das Verlangen der Völker. Früher christliche Völker . . . . .	161—164
Der Feldzugsplan: Wichtigkeit bestimmter Rassen und Stämme. — Die mohammedanische Gefahr in Innerasien. — Eine veräuerte Gelegenheit . . . . .	164—168

	Seite
Eile tut not: Eindringen der Zivilisation in die unbesetzten Gebiete. — Chinesisch-Turkistan. Die politische und religiöse Bedeutung Arabiens	168—172
Die Bedeutung von Zeit und Ort für den Feldzugsplan: Der bevorstehende Kampf zwischen Kreuz und Halbmond in Afrika. — Gründe für das Vorrücken des Islams in Afrika. Bewegung unter den Mohammedanern der Türkei, Persiens und Indiens	172—180
<b>Achtes Kapitel. Macht Bahn, macht Bahn!</b> 181—201	
Einleitung: Das Wo und Wie des Feldzugsplans	181—182
Der bahnbrechende Missionar: Was ihm not tut. — Der Missionsarzt. Der Sprachforscher. Bibelverbreitung. — Ungesunde Missionsgrundsätze. — Notwendige Opfer	182—193
Die Missionsgesellschaften: Verstärkung der alten Gesellschaften. Zusammenarbeiten der Gesellschaften. Neugründungen. — Geschichte einer Mission in Arabien	193—195
Der Vormarsch: Vorbereitungen für das Eindringen in Tibet. — An den Grenzen Afghanistans. — Turkistan. Innerasien. — Der Sudan. Somaliland	196—201
<b>Schluss:</b> Ein neues Vaterland. — Der Missionar ein Krieger Christi. — Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden. — Livingstones Vermächtnis	202—215

# Übersichts-Tabelle

zu den 4 Karten.



Land	Größe qkm	Haupt- stationen		Ein- wohner- zahl	Missionare incl. Frauen	
		Total	auf je 10 000 qkm		Total	auf je 1 Million Einv.
Japan . . . . .	450 000	226	5	ca. 53 Mill.	1029	19,4
Korea . . . . .	218 000	41	1,9	„ 10 „	307	30,7
<b>China</b> (18 Provinzen)	3 970 100	496	1,25	407 327 000	4022	10
Provinz Fukien . . . . .	120 000	42	3,5	22 876 000	378	16
„ Honan . . . . .	176 000	33	1,9	35 316 000	175	5
„ Hunan . . . . .	216 000	19	0,9	22 169 000	184	8
„ Hupei . . . . .	185 000	31	1,7	35 280 000	280	8
„ Sünnan . . . . .	380 000	9	0,24	12 324 000	39	3
„ Kansu . . . . .	325 000	17	0,54	10 385 000	70	7
„ Kiangsi . . . . .	180 000	37	2	26 532 000	169	6
„ Kiangsu . . . . .	100 000	19	1,9	13 980 000	503	36
„ Kuangsi . . . . .	200 000	8	0,4	5 142 000	50	10
„ Kuangtun . . . . .	259 100	56	2,16	31 865 000	471	14,8
„ Kweichow . . . . .	174 000	6	0,34	7 650 000	23	3
„ Nganhwei . . . . .	142 000	22	1,55	23 670 000	123	5,2
„ Schansi . . . . .	212 000	35	1,65	12 200 000	145	12
„ Schantung . . . . .	145 000	32	2,2	38 247 000	343	9
„ Schensi . . . . .	195 000	27	1,4	8 450 000	95	11
„ Serschuan . . . . .	566 000	47	0,83	68 724 000	386	5,6
„ Tschekiang . . . . .	95 000	30	3,15	11 580 000	311	26
„ Tschili . . . . .	300 000	26	0,87	20 937 000	277	13
Mandschurei . . . . .	942 000	24	0,25	16 000 000	107	6,7
Mongolei . . . . .	4 500 000	4	0,009	2 600 000	10	4
Tibet . . . . .	1 200 000	—	—	6 500 000	—	—
Chinesisch-Turkistan . . . . .	1 426 000	3	0,02	1 200 000	18	15
(Kuldscha, Dsungarei und das äußere Kansu mit chin. Nebenländern zwischen der Mongolei und Tibet).						
<b>Russisch-Asien:</b>						
Sibirien und Küstengebiet (West- und Ost-Sibirien, Amur-Küstengebiet).	12 460 000	—	—	6 740 000	—	—
Zentral-Asien . . . . .	3 433 000	—	—	8 544 000	—	—
(Russisch-Turkistan, Trans- kasp. Prov. Steppe).						
Kaukasien . . . . .	470 000	—	—	10 460 000	—	—
Schutzstaat Chiwa . . . . .	57 000	—	—	800 000	—	—
„ Buchara . . . . .	246 000	—	—	1 250 000	—	—
Afghanistan . . . . .	647 325	—	—	4 500 000	—	—
Nepal . . . . .	154 000	—	—	5 000 000	—	—
Bhutan . . . . .	34 000	—	—	ca. 250 000	—	—

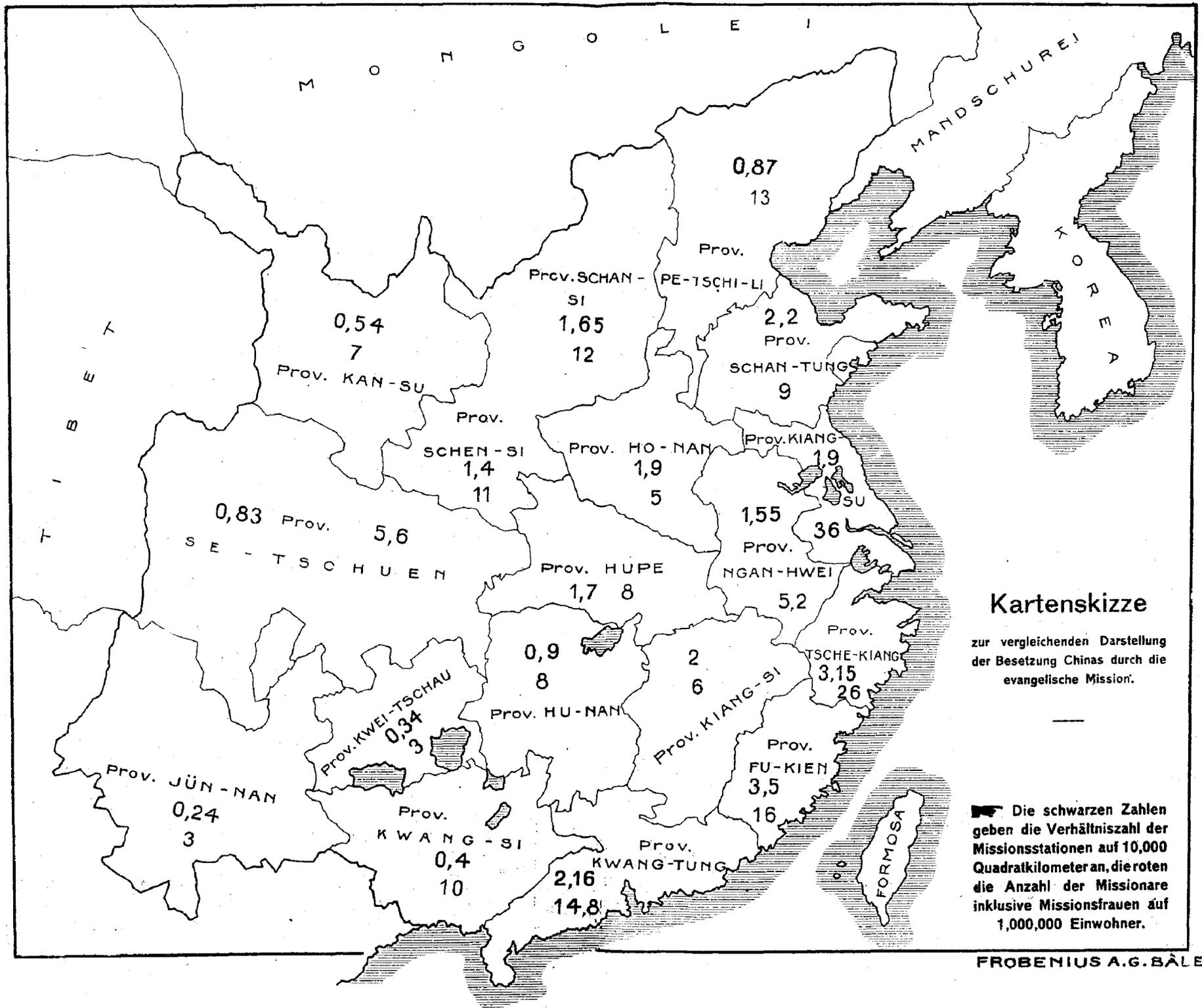
Land	Größe qkm	Haupt- stationen		Ein- wohner- zahl	Missionare incl. Frauen	
		Total	auf je 10 000 qkm		Total	auf je 1 Million Einw.
<b>Ostindien mit Burma</b>	4 824 000	1213	2,5	315 000 000	4635	14,7
Bengalen mit Assam	679 000			86 159 000	491	5,7
Bereinigte Provinzen Agra und Oudh	290 000			48 494 000	334	7
Pandschab und Nordwest- Grenzprovinz	396 000			27 357 000	232	8,5
Kaschmir und Sikkim	214 400			3 060 000	39	13
Kadschputana	330 000			9 842 000	41	4,2
Bombay und Baroda	509 000			27 378 000	321	11,7
Zentralindische Staaten	204 000			8 510 000	31	3,65
Zentral-Provinzen m. Berar	341 000			13 623 000	143	10,5
Haiderabad	214 000			11 141 000	43	4
Meisur	76 000			5 539 000	86	16
Madras und Kurg	397 000			42 578 000	507	12
Burma	613 000			10 491 000	202	19,24
Ceylon	65 700	69	10,6	3 600 000	263	73
<b>Indonesien:</b>						
Niederländ.-Indien	1 521 000	167	1,1	41 000 000	490	12
Sumatra m. zugeh. Inseln	479 200			4 294 000		
Java mit Madura	132 000			30 098 000		
Niederländisch-Borneo	553 300			1 234 000		
Celebes, Molukken zc.	356 500			3 068 000		
<b>Britisches Gebiet</b>	421 180	31	0,73	2 899 000	114	39
Sarawak	103 200			500 000		
Brunei	21 000			25 000		
Brit.-Nordborneo	204 900			690 000		
Labuan	80			9 000		
Straits Settlement (Singapore, Pinang zc.)	4 000			575 000		
Malayische Schutzstaaten	88 000			1 100 000		
<b>Philippinen (amerikan.)</b>	296 300	38	1,28	7 635 000	167	22
<b>Hinterindien</b>	1 255 500	21	0,17	25 835 000	96	3,7
Indo-China (französisch) (Cochinchina, Tongking, Annam, Kambodscha, Laos, Kwangtschouwan).	716 500			19 155 000		
Siam	539 000			6 680 000		

Land	Größe qkm	Haupt- stationen		Ein- wohner- zahl	Missionare incl. Frauen	
		Total	auf je 10 000 qkm		Total	auf je 1 Million Quadr.
<b>Nordafrika:</b>						
Syrien mit Palästina	300 000	67	2,2	3 680 000	397	108
<b>Türkisch-Asien:</b>						
Klein-Asien	500 000	}		9 100 000	}	
Armenien-Kurdistan	190 000			2 470 000		
Mesopotamien	370 000			1 400 000		
Arabien	3 000 000			6 000 000		
Türkisch-Arabien	440 000			1 050 000		
<b>Selbständige Staaten:</b>						
Sultanat Omān	212 000	}	0,12	ca. 1½ M.	}	354
Landschaft Hadramaut	250 000			?		
Sultanat Nedjd	?			?		
Distrikt Kassin	?			?		
Emirat Schammar	?			?		
Yden und Protektorat	23 300	}		800 000	}	
Insel Bahrein	700			70 000		
Perfien	1 645 000	24	0,15	9 500 000	119	12,5
<b>Nordost-Afrika:</b>						
(v. Aegypten bis Somali)						
Aegypten	995 000	}		11 270 000	}	
Sudan, Anglo-Aegypten	1 750 000			2 000 000		
Abyssinien	800 000			9 500 000		
Eritrea, italienisch	130 000			280 000		
Somali, französisch	20 000			45 000		
" britisch	180 000	300 000				
" italienisch	380 000	400 000				
<b>Nordwest-Afrika:</b>						
(von Tripol. bis Marokko)						
Tripolitanien	1 063 000	}		1 000 000	}	
Tunesien	130 000			1 600 000		
Algerien	479 000			4 730 000		
Marokko	450 000			8 000 000		
<b>Wüste Sahara:</b>						
Französischer Anteil	6 400 000	}	0,04	ca. 1¼ M.	}	155
Britischer Anteil	1 250 000			1 000 000		
(Snb. und Rub.)						
Spanischer Anteil	190 000			130 000		8,75
(Rio de Oro)						

Land	Größe qkm	Haupt- stationen		Ein- wohner- zahl	Missionare incl. Frauen					
		Total	auf je 10 000 qkm		Total	auf je 1 Million Einw.				
<b>West-Afrika :</b>										
(von Seneg. bis Nigeria)										
Senegambien . . . . .	640 000	141	0,5	8 000 000	518	1,4				
<b>Nord-Guinea:</b>										
Portugiesisch-Guinea . . . . .	37 000							170 000		
Französisch-Guinea . . . . .	275 000							1 500 000		
Sierra Leone . . . . .	78 000							1 500 000		
Liberia . . . . .	90 000							2 000 000		
Zahnküste . . . . .	310 000							2 000 000		
Goldküste . . . . .	310 000							1 700 000		
Togo . . . . .	87 000							1 000 000		
Dahome . . . . .	170 000							1 250 000		
Nigeria (Nord- und Süd-) . . . . .	785 000			18 000 000						
<b>Südwest-Afrika :</b>										
(Kamerun b. Dtsch.-SW.)										
Kamerun . . . . .	495 000	145	0,2	3 500 000	664	13,45				
Südguinea, Kongobeden . . . . .	25 000							140 000		
(Spanischer Besitz)										
Französischer Kongo . . . . .	1 800 000							10 000 000		
(mit Baghirmi u. Wadai)										
Belgischer Kongo . . . . .	2 300 000							30 000 000		
Angola (portugiesisch) . . . . .	1 250 000							5 500 000		
Deutsch-Südwest-Afrika . . . . .	823 500			200 000						
<b>Süd-Afrika :</b>										
(Brit. Union mit Basuto und Swasi)										
Kapkolonie (Kapland, Kaffraria, Betschuana) . . . . .	717 400	610	5	1 830 000	1589	353				
Natal mit Sulusland . . . . .	91 600							1 012 000		
Basutoland . . . . .	26 700							348 000		
Oranjesfluß-Kolonie . . . . .	103 500							245 000		
Transvaal mit Swasiland . . . . .	305 000							1 058 000		
<b>Süd-Zentralafrika :</b>										
(Britische Protektorate)										
Betschuanaland (Protett.) . . . . .	712 000	104	0,53	130 000	403	158				
Rhodesia (S., N.- u. N.W.-) . . . . .	1 138 000							1 500 000		
Nyasaland . . . . .	106 000							920 000		

Land	Größe pkm	Haupt- stationen		Ein- wohner- zahl	Missionare incl. Frauen	
		Total	auf je 10000 qkm		Total	auf je 1 Million qkm.
<b>Ost-Afrika:</b>						
(Portug., deutsch u. brit.)						
Portugiesisch-Ostafrika . . . . .	765 000	179	0,65	2 800 000	648	34,5
Deutsch-Ostafrika . . . . .	946 500			7 000 000		
Britisch-Ostafrika . . . . .	1 033 000			9 000 000		
(mit Uganda u. Zansibar)						
Madagaskar, Mauritius . . . . .	590 000	80	1,35	3 000 000	269	89,6
Cap Verde u. Madeira . . . . .	4 635	4	8,6	300 000	11	36,6
<b>Ozeanien:</b>						
Neuseeland . . . . .	268 500	11	0,4	50 000	21	420
<b>Melanesien:</b>						
Britisch-Neuguinea . . . . .	264 000	106	2	500 000	280	280
Deutsch-Neuguinea . . . . .	241 000			400 000		
(Salomo, Santa Cruz, Kaiser Wilh., Bismark)				—		
Neuhebriden . . . . .	13 000			50 000		
(mit Banks und Torres)						
Neukaledonien . . . . .	19 800			50 000		
Mikronesien . . . . .	3 800	12	31,6	95 000	32	337
(Karolinen, Palau, Ma- rianen, Vulkan, Mar- schall, Gilbert)						
Polynesien . . . . .	47 300	43	9,15	300 000	105	350
<b>Australien:</b>						
(Heidnische Bevölkerung)	—	18	—	110 000	43	436
(Besondere Berechnung):						
<b>Deutsche Kolonien:</b>						
Logo . . . . .	87 000	7	0,8	1 000 000	20	20
Kamerun . . . . .	495 000	27	0,5	3 500 000	90	26
Deutsch-Südwestafrika . . . . .	823 500	31	0,4	200 000	48	240
Deutsch-Ostafrika . . . . .	946 500	73	0,77	7 000 000	174	25

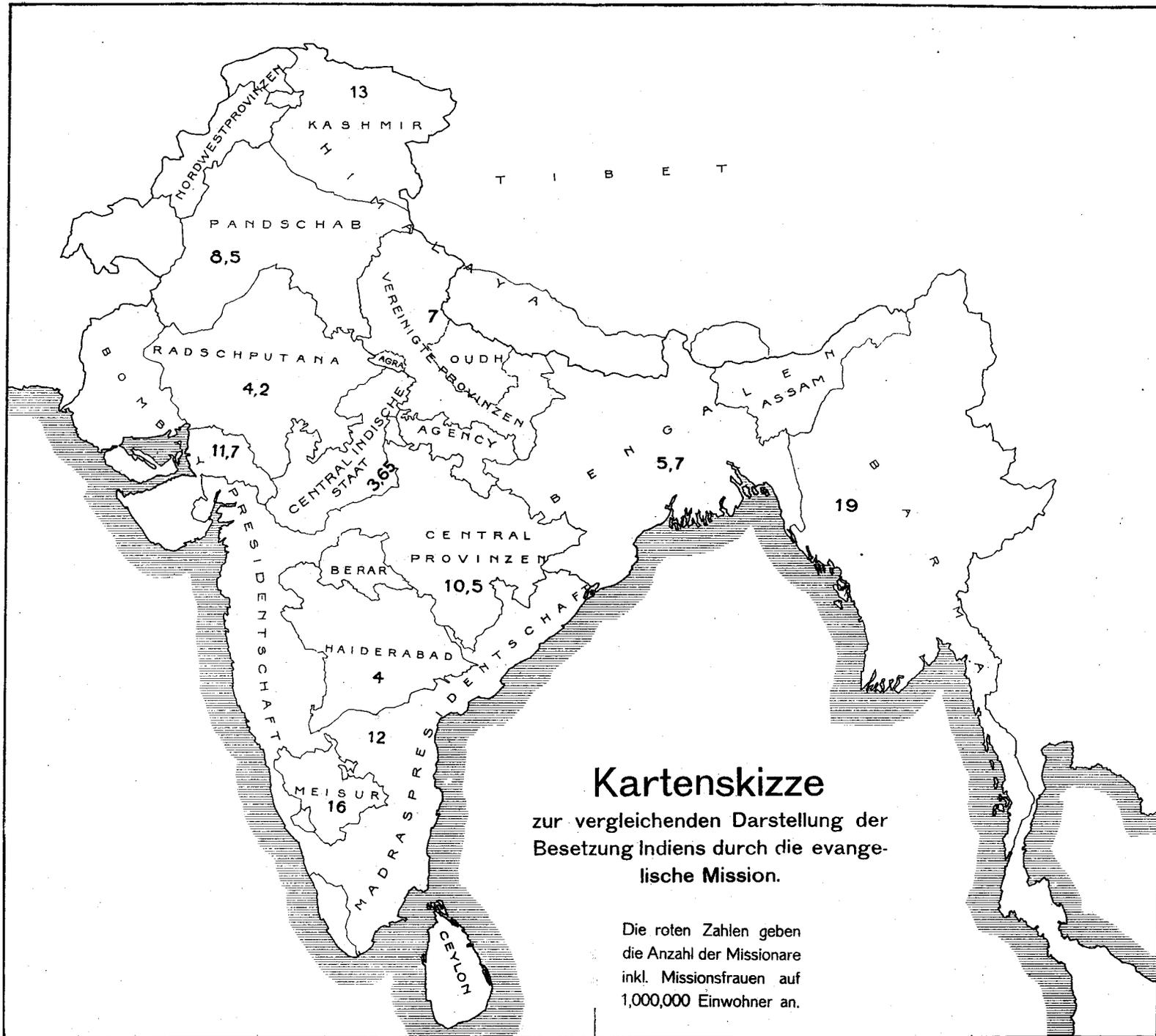
Missionare  
ohne Frauen



### Kartenskizze

zur vergleichenden Darstellung der Besetzung Chinas durch die evangelische Mission.

Die schwarzen Zahlen geben die Verhältniszahl der Missionsstationen auf 10,000 Quadratkilometer an, die roten die Anzahl der Missionare inklusive Missionfrauen auf 1,000,000 Einwohner.



FROBENIUS A.G. BÄLE

